



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

TRANSVERSALE POLITIKEN.

Verhandlungen von Positionen und Positionierungen in  
der Antirassismuserbeit

Verfasserin

Veronika Siegl, B.A.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Sabine Strasser

# DANKSAGUNG

Diplomarbeiten können eine emotionale Angelegenheit sein. Das erste Mal mit einem umfassenden wissenschaftlichen Projekt konfrontiert, findet man sich immer wieder zwischen ambivalenten Gefühlen der Freude und des Frusts. In meinem Fall haben erstere überwogen, nicht zuletzt aufgrund großer Unterstützung von vielen Personen.

Ich möchte mich daher an dieser Stelle bei meiner Betreuerin Sabine Strasser bedanken, die nicht nur immer eine Antwort auf meine vielen Fragen hatte, sondern mich auch motiviert und mein Interesse für das Forschungsthema geteilt hat. Auch möchte ich mich bei Ayşe Çağlar bedanken, die mir geholfen hat, meine Gedanken zu ordnen und ein gutes Diplomarbeitskonzept zu erstellen.

Als ich mich in der Endphase der Diplomarbeit befand und notgedrungen ein eher zurückgezogenes Leben führen musste, schickte mir eine Freundin folgendes Zitat der Schriftstellerin und Aktivistin Susan Sontag: „Volume depends precisely on the writer's having been able to sit in a room every day, year after year, alone.“ Daher möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, die mir in Niederösterreich einen Ort des Exils geboten haben und mir in dieser, aber auch in sehr vielen anderen Hinsichten eine große Unterstützung waren. Denn wissenschaftliches Schreiben verlangt nicht nur einsame Stunden der Abgeschlossenheit – genau so wichtig sind Austausch und Diskussionen.

Insofern möchte ich mich bei all jenen bedanken, die ein offenes Ohr und einen inspirierenden Gedanken für mich hatten; bei all jenen, die mit mir an Küchentischen und in Bibliotheken gegessen haben; bei all jenen, die sich Zeit genommen haben, diese Arbeit zu lesen und mir Feedback zu geben; sowie bei all jenen, die dazu beigetragen haben, dass mich mein verloren geglaubter USB-Stick wieder findet! Danke also auch an Chrisie, Jule, David, Tom, Isi, Flo, Hanna sowie an alle Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks! Und ganz besonderen Dank an Valerie, deren empathische Teilhabe und kritischer Blick mich immer begleiten!

# TRANSVERSALE POLITIKEN.

## VERHANDLUNGEN VON POSITIONEN UND POSITIONIERUNGEN IN DER ANTIRASSISMUSARBEIT



### Inhaltsverzeichnis

I.	EINLEITUNG _____	5
I.1	Forschungsinteresse .....	5
I.2	Konzepte transversaler Politik .....	8
I.3	<i>Identitäten</i> und Zugehörigkeiten .....	11
I.4	Erläuterung zu Schreibweise, Begrifflichkeiten, Anonymisierung .....	13
2.	FORSCHUNGSKONTEXTE _____	14
2.1	<b>Antirassistische Netzwerke in Wien zwischen Aufschwung und Zerschlagung</b> .....	14
2.1.1	Die Verhältnisse umkehren – Anfänge migrantischer Selbstorganisation	14
2.1.2	Politisch-emanzipativer Antirassismus in einer Zeit massiver Kriminalisierung und Gewalt	16
2.1.3	Aktivismus, Wissenschaft, Kunst – Kämpfe um Selbstrepräsentation und Sichtbarkeit	19
2.2	<b>Der Transnationale Migrant_innenstreik</b> .....	23
2.2.1	„Ein Tag ohne uns“	23
2.2.2	Ein breites Bündnis – „Wow da könnte ja was passieren!“	24
2.2.3	„Das war so eine Aufbruchsstimmung“	25
2.2.4	Streiken auf gut Österreichisch	26
2.2.5	Selbstverständnisse, Forderungen, Interventionen	27
3.	<b>IDENTITÄT, DIFFERENZ UND GLEICHHEIT IN POLITISCHER THEORIE SOWIE PRAXIS</b> _____	31
3.1	<b>essentialisiert?! <i>Identität</i> als ambivalenter Kampfbegriff in sozialen Bewegungen</b> .....	33
3.1.1	Kollektive <i>Identität</i> als politisches Schlagwort und Analysekategorie und in sozialen Bewegungen	36
3.1.2	Regelmäßigkeiten im (strategischen) Umgang mit kollektiven <i>Identitäten</i>	34
3.2.3	Differenzierungen von <i>Identität</i> im Rahmen von Frauen- und feministischen Bewegungen	38
	• Der anglo-amerikanische Kontext: breit rezipierte Kritiken von <i>Women of Color</i> und <i>Black Feminists</i>	38
	• Verzögerte Rezeptionen und Adaptationen im deutschsprachigen Raum	42

<b>3.2</b>	<b>unbehaglich?! Absage an die <i>Identitätspolitik</i> oder: Wie viele Leben hat das Subjekt? . . . . .</b>	<b>48</b>
3.2.1	Poststrukturalistische Fragmentierungen	49
3.2.2	<i>In-your-face</i> Politik und <i>Queer Theory</i>	51
3.2.3	Das Ende der Politik? Kritik an poststrukturalistischen und queeren Anätzen	53
<b>3.3</b>	<b>oszillierend?! Dekonstruktion und Handlungsfähigkeit . . . . .</b>	<b>55</b>
3.3.1	Postkoloniale Theorien: ein <i>who-is-who</i>	55
3.3.2	Krisen über Krisen – Wer spricht hier für wen?	59
3.3.3	<i>Writing culture</i> , oder doch lieber nicht? – Differenz in der Anthropologie	62
3.3.4	Postkoloniale Perspektiven auf das Konzept <i>Identität</i>	66
<b>3.4</b>	<b>Zusammenfassung und Schlussfolgerungen . . . . .</b>	<b>70</b>
<b>4.</b>	<b>METHODE UND METHODOLOGIE _____</b>	<b>72</b>
<b>4.1</b>	<b>Epistemologische Ausgangspositionen und Überlegungen . . . . .</b>	<b>73</b>
4.1.1	Selektive Wahrnehmung – Abschied vom <i>god-trick</i>	73
4.1.2	Das <i>Eigene</i> und das <i>Fremde</i> in der sog. Feldforschung	75
<b>4.2</b>	<b>Methodische Herangehensweisen . . . . .</b>	<b>78</b>
4.2.1	<i>Grounded Theory</i>	78
4.2.2	Teilnehmen und beobachten	79
4.2.3	Qualitative Interviews	83
4.2.4	Theoretisches Kodieren	86
<b>4.3</b>	<b>Zusammenfassung . . . . .</b>	<b>88</b>
<b>5.</b>	<b>ZUGANG UND POSITION(IERUNG) INNERHALB DES MIGRANT_INNENSTREIKS _____</b>	<b>90</b>
<b>5.1</b>	<b>Zugang . . . . .</b>	<b>90</b>
5.1.1.	„Aus'm Nichts gekommen“	91
5.1.2	„Wissenschaft in die Politik reintragen ist problematisch“	92
5.1.3	„Niemand möchte gern Objekt sein“	93
5.1.4	„Sicher keine Extrazeit reininvestieren“	94
<b>5.2</b>	<b>Eigene Position und Positionierung als Aktivistin sowie Forscherin . . . . .</b>	<b>95</b>

6.	TRANSVERSALE POLITIKEN _____	99
6.1	<b>Das Wir einer heterogenen politischen Gruppe .....</b>	<b>100</b>
6.1.1	„Es geht nicht um's Nasen, zählen, aber...“	
6.1.2	Organische Intellektuelle? Die Aktivist_innen des Migrant_innenstreiks	101
6.1.3	Das migrantische und das antirassistische Wir	102
6.1.4	(K)Eine Frage der Zahl – zur Zusammensetzung des Plenums	104
6.1.5	Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	106
6.2	<b>Gesellschaftliche Ausschlussmechanismen .....</b>	<b>109</b>
6.2.1	„Die Realität ist nun mal so“	111
6.2.2	Migrant_in-Sein	113
	• Verschränkungen von Migration und Rassismus	113
	• „Migrant_in“ als Sammelbecken und politisierter Kampfbegriff	115
	• Migrant_in. Kanak_in. Tschusch_in. Selbst- und Fremdbezeichnungen	117
	• Mehrheitsösterreicher_innen und Bio-Ösis	122
6.2.3	Schwarz-Sein	122
6.2.4	Geschlecht und Frau-Sein	123
6.2.5	Klasse, ökonomische Lebenssituation, (Aus-)Bildung	125
6.2.6	Aufenthaltsstatus, Asyl, Flüchtling-Sein	128
6.2.7	Sprache und Deutschkenntnisse	129
6.2.8	Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	131
6.3	<b>Aspekte und Strategien transversaler Politiken .....</b>	<b>132</b>
6.3.1	Nichts als „ <i>kleine Details</i> “?	133
6.3.1	Migrant_innen als Sprecher_innen	135
6.3.3	Differenzieren statt festschreiben (lassen)	138
6.3.4	Zwischen „ <i>Selbstgeißelung</i> “ und Machtkonsolidierung	139
6.3.5	Ein emanzipatorischer Raum?	143
6.3.6	Unterstützende Arbeit und Hintergrundarbeit	145
6.3.7	Keine Stellvertreter_innenpolitik	148
6.3.8	Solidarische Positionierungen	151
6.3.9	Widersprüche aushalten	152
6.3.10	„ <i>Die Menschen an sich sehen</i> “	155
6.3.11	Zusammenfassung und Schlussfolgerungen: Potentiale und Grenzen transversaler Politiken	157
	CONCLUSIO _____	162
	<b>Bibliografie</b>	<b>167</b>
	ANHANG	177
	Ausschluss Basta	
	Aufruftext I. März 2011	
	Aufruftext I. März 2012	
	Abstract Deutsch/ Englisch	
	Lebenslauf	

## EINLEITUNG

---

### I.1 FORSCHUNGSINTERESSE

„Es ist diese relative Unbestimmtheit und intellektuelle Flüchtigkeit, die eine Auseinandersetzung mit den Fragen nach Einheit und Diversität, Gleichheit und Differenz, Kollektiv und Individuum, Universalismus und Partikularismus so außerordentlich spannend, aber auch schwierig macht“, schreibt der postkoloniale Theoretiker Kien Nghi Ha (2004:13). Diese Fragen sind es auch für mich, die die Auseinandersetzungen im Zuge meiner Diplomarbeit so spannend und schwierig machten, und mich auf theoretischer sowie praktischer Ebene herausforderten.

Die Beschäftigung mit diesen Fragen ist auch von zentraler Bedeutung für soziale Bewegungen, in denen sie je nach Kontext stets neu ausverhandelt werden müssen. So zum Beispiel in Frauen- und feministischen Bewegungen, die ein gutes Beispiel für die zunehmende Differenzierung von Zugehörigkeiten darstellen. Hierfür hat v.a. die Kritik von *Women of Color*, *Schwarzen Feminist\_innen* und *Queers* einen wichtigen Beitrag geleistet. Diese von postkolonialen und poststrukturalistischen Ansätzen beeinflussten Positionen machen in Bezug auf das Thema Gleichheit und Differenz auf ein Dilemma aufmerksam - denn sowohl das Hervorstreichen von Differenzen, als auch das Postulat der Gleichheit laufen Gefahr, soziale Kategorien und Machtverhältnisse zu (re-)produzieren. Wie also kann man diese Kategorien gleichzeitig als diskursive Konstrukte und als real existierende historische Subjektpositionen denken (Stötzer 2004:74)? „Ist es möglich, individuell zu denken, unterschiedliche Kontexte zu beachten und trotzdem eine politische Praxis zu entwickeln, die die realen Differenzen nicht durch ideologische Manipulation aufhebt?“ (Nghi Ha 2004:17)

Obwohl die Diskussionen um Fragen der Differenz, Repräsentation und Handlungsfähigkeit aus der politischen Praxis kommen, werden diese in der Literatur primär auf theoretischer Ebene behandelt. Zwar haben dekonstruktivistische Ansätze Überlegungen und Konzepte für politische Allianzen jenseits von Differenzen ermöglicht (Graf 2010), diese bewegen sich allerdings oft auf Ebenen, die aufgrund ihrer Abstraktheit nur schwer für eine politische Praxis

zugänglich gemacht werden können. Sabine Strasser (2009) beobachtet als Konsequenz dieser Verunsicherung und Frustration die Flucht in hochspezialisierte Theorie, in die Vergangenheit oder in theorielose Praxis. Auch Maureen Maisha Eggers sieht hier gewisse Widersprüche:

„Wir wissen also um Differenz und auch um die Gefahr kulturalistischer Deutungen, wir theoretisieren in dekonstruktivistischer Absicht, sprechen davon, uns von diskreditierten Begriffen zu verabschieden und neue Wege zu beschreiten – verfallen jedoch prompt in alte Fixierungen.“ (Eggers 2007:244)

Dadurch ergibt sich für viele politische Gruppen eine Diskrepanz zwischen theoretischem Anspruch und praktischer Umsetzbarkeit. Zu fehlen scheinen konkrete Erfahrungsberichte von Gruppen, die mit intersektionellen und dekonstruktivistischen Ansätzen arbeiten. Es braucht Theorien, die nicht nur von politischer Praxis inspiriert, sondern von dieser abgeleitet werden. Ob Differenzen betont oder abgeschwächt werden sollen, ist eine Frage, die unbeantwortet und – wie Lutz und Wenning (2001) konstatieren – vermutlich auch nicht beantwortbar ist. Mit dieser Arbeit mache ich mich infolgedessen nicht auf die Suche nach „der Lösung“ für Fragen der Gleichheit und der Differenz, sondern auf die Suche nach konkreten Strategien im Umgang mit diesen. Im Zentrum steht die Frage, wie sich ein „Seiltanz“ zwischen strategischen Essentialismen und Umdeutungen von Begriffen und Strategien vollziehen kann (FeMigra 1994). Seit den 1990er/ 2000er Jahren entstehen im deutschsprachigen Raum viele neue Formen migrantischer antirassistischer Selbstorganisation, die sich diesen Fragen mit Ironie, Kunst und subkulturellen Protesten stellen und sich klar ethnischen, kulturellen oder nationalen Kategorien und Identitätszuschreibungen widersetzen (Römhild 2007:171). Stattdessen stehen politische *Identitäten* im Vordergrund, die einen „oppositionellen Standort“ darstellen sowie eine „*Ausgangsbasis einer politischen Artikulation*, um bestimmte gesellschaftliche Widersprüche deutlich zu machen“ (Caixeta o.A.). Das Spannungsfeld, in dem sich diese Zusammenhänge bewegen, formulieren Rosa Reitsamer und Jo Schmeiser sehr treffend:

„Kooperationen zwischen Personen und Gruppen, die in einer hierarchischen Gesellschaft unterschiedlichen sozialen, politischen und ökonomischen Status und demnach auch unterschiedlichen Zugang zu Rechten, Ressourcen und Profiten haben, sind sehr fragile Gebilde. Denn Rassismus, Sexismus, Antisemitismus und Homophobie sind nicht nur Ausdruck von Haltungen oder Handlungen Einzelner. Sie sind historisch gewachsene, globale und lokale Strukturen, die alle Bereiche der Gesellschaft durchziehen und ihre Wirkung auch oft erst in der Verknüpfung und Überschneidung einzelner Diskriminierungsachsen entfalten. Es gibt kein Außerhalb dieser Strukturen.“ (Reitsamer/ Schmeiser 2004:14)

Dies ist auch das Spannungsfeld, in dem sich die Initiative *1. März – Transnationaler Migrant\_innenstreik* bewegt, die den Rahmen meiner fast neun Monate langen Zeit als Aktivist\_in und Forscher\_in bildet. Ich führte in diesem Kontext sog. Feldforschung durch sowie sieben Interviews und zahlreiche informelle Gespräche mit Aktivist\_innen. Mein methodischer Zugang war durch die Grundsätze und Arbeitsweisen der *Grounded Theory* geprägt. Mein

Forschungsinteresse galt der Frage, wie transversale Politiken in dieser Organisierung umgesetzt werden. Wie in Kapitel 1.2 eingehender beschrieben, handelt es sich bei transversalen Politiken um Formen der Zusammenarbeit, die jenseits von Differenzen stattfinden, aber diese dennoch anerkennen. Dabei schien es mir wichtig, der Frage nachzugehen, welche Verständnisse des Begriffs Migrant\_in dem Migrant\_innenstreik zugrunde liegen und was dieser für die einzelnen Aktivist\_innen als Selbst- und Fremdzuschreibung bedeutet. Darüber hinaus hat sich mir die Frage gestellt, welche Rolle Positionen und Positionierungen für die gemeinsame politische Arbeit spielen, wie diese verhandelt werden und wie sich dadurch ein kollektives Wir konstituiert. Antworten auf diese Fragen geben Aufschluss darüber, welche Differenzen und Zugehörigkeiten sich im Kontext des Migrant\_innenstreiks manifestieren und daher bei Überlegungen zu transversalen Politiken mitgedacht werden müssen. Dabei zeigt sich die Vielschichtigkeit und Interdependenz dieser Differenzen und Zugehörigkeiten, aufgrund derer Strategien der Zusammenarbeit immer nur als situativ und temporär begriffen werden können. Die in dieser Arbeit aufgebrachten Aspekte und Strategien dürfen also nicht als allgemein gültige Lösungsversuche – weder innerhalb des Migrant\_innenstreiks, noch in anderen Kontexten – oder als Handlungsanleitung gelesen werden. Vielmehr handelt es sich bei Diskussionen über transversale Politiken um Experimente und Erkundungen (Massey 1999) in einem noch wenig untersuchten Bereich antirassistischer Strategien. Die Politikwissenschaftler Görg und Pühretmayer konstatieren für das Jahr 2000, dass wissenschaftliche Auseinandersetzungen über Antirassismus eine Randexistenz im deutschsprachigen Raum führen und stellen in Bezug auf Österreich ein „absolutes Forschungsdefizit zu ‚migrantischem Widerstand‘“ fest. Somit sei auch noch wenig erforscht, wie transversale Politiken gestaltet und wie diese „Teil eines gegenhegemonialen Gesellschaftsprojekts“ darstellen können (Görg/Pühretmayer 2000a, Pühretmayer 2002:290ff.).

Als ich im Herbst 2011 mit Teilnehmer\_innen des Vorbereitungsplenums für den Transnationalen Migrant\_innenstreik die Fragestellungen meiner Arbeit diskutiere, entgegnet mir ein Aktivist, ich würde den Diskussionen der Gruppe „*hinterherhinken*“, weil viele dieser Fragen bereits geklärt seien (P3 N2). Sind sie es tatsächlich? Können sie es überhaupt sein?

Die vorliegende Arbeit ist nicht durch ein rein wissenschaftliches Interesse geprägt, sondern auch durch mein persönliches Bedürfnis, mich eingehend mit Fragen der Gleichheit und Differenz zu beschäftigen und auf der politischen Handlungsebene als Mehrheitsangehörige emanzipative Umgangsformen mit diesen zu finden. Diese Position und Ausgangsbasis hatten auf allen Ebenen und Phasen der Forschung wesentlichen Einfluss auf meine Arbeit.

## 1.2 KONZEPTE TRANSVERSALER POLITIK

„It seems as if it has fallen, clunk, upon a meaning that has been waiting for a signifier“, schreiben Cockburn und Hunter (1999) in der Einleitung zum Journal „Soundings“<sup>1</sup> über den Begriff der transversalen Politik. Auch für mich bietet der Begriff einen lang gesuchten Signifikant für die Formulierung meines Forschungsinteresses und stellt einen zentralen Begriff dieser Arbeit dar.

Es scheint nur wenige Theoretiker\_innen zu geben, die sich mit Transversalität oder transversaler Politik auseinandergesetzt haben. Darüber hinaus gibt es weder eine einheitliche Definition, noch unterschiedliche Definitionen – stattdessen kann man eher von Annäherungen aus verschiedenen Perspektiven sprechen.

Der Begriff der Transversalität geht auf die Überlegungen verschiedener Theoretiker\_innen zurück. So haben Félix Guattari, Michel Foucault und Gilles Deleuze in verschiedenen Kontexten, aber jeweils in Bezug auf die politischen Kämpfe um 1968, Andeutungen eines Konzepts der Transversalität formuliert. In diesen Auseinandersetzungen wird der Begriff jedoch nicht eindeutig bestimmt, was Gerald Raunig (2003:11) als Chance sieht, Transversalität für globalisierungskritische Zusammenhänge zugänglich zu machen. Für ihn schafft Transversalität „eine Voraussetzung für die Herausbildung neuer Formen der Kollektivität, oder besser: für die Auflösung des Gegensatzes zwischen dem Individuellen und dem Kollektiven“. So geht Transversalität Hand in Hand mit einer Kritik der Repräsentation, mit der Verweigerung des Sprechens für andere oder im Namen anderer sowie „mit einer Preisgabe von Identität, mit einem Verlust des einheitlichen Gesichts, mit der Unterwanderung des gesellschaftlichen Drucks, Gesichter zu produzieren“ (Raunig 2003:17, vgl. auch Raunig 2002).

Für meine Arbeit sind v.a. die Überlegungen von Nira Yuval-Davis wichtig, in denen sich auch manche von Gerald Raunig angesprochenen Aspekte wiederfinden. Allerdings bezieht sich Yuval-Davis mit Transversalität konkret auf eine politische Praxis einer *identitätsunabhängigen* Solidarität in feministischen Gruppen. Ihr Ausgangspunkt dabei ist die Frage, ob Theorie und Praxis zusammengeführt werden können oder in Widerspruch zueinander stehen: „Are effective politics and adequate theoretical analysis inherently contradictory to each other?“ fragt sich die Theoretikerin (1997:126). Für sie soll Transversalität eine Alternative zur Dichotomie von Universalismus und Partikularismus darstellen und Antwort geben auf die Frage, wie Zusammenarbeit trotz der Anerkennung von Differenzen möglich.

---

<sup>1</sup> Die 12. Ausgabe „Soundings. A Journal of Politics and Culture“ beinhaltet Beiträge einer Konferenz über transversale Politiken, die im Januar 1999 in London stattfand.

„[A]ll feminist (and other forms of democratic) politics should be viewed as a form of coalition politics in which the differences among women are recognized and given a voice, in and outside political 'units' and the boundaries of this coalition should be set not in terms of 'who' we are but in terms of what we want to achieve.“ (Yuval-Davis 1997:126)

Der Begriff transversale Politik kam Yuval-Davis erstmals bei einem Treffen von Feministinnen in Bologna 1993 zu Ohren. Grundlage ist die Berücksichtigung der unterschiedlichen Verortung von Menschen, die aber niemandem einen privilegierten Zugang zu Wissen verspricht. Stattdessen geht transversale Politik von situiertem Wissen und epistemologischen *Communities* aus (Yuval-Davis 1996, 1999).

Zwei wichtige Prozesse in transversalen Diskussionen und Handlungen sind *rooting* und *shifting*. Ersteres bedeutet, dass sich jede involvierte Person ihrer eigenen Mitgliedschaft (*membership*) und *Identitäten/* Identifizierungen bewusst ist. Gleichzeitig soll sie aber durch ein *shifting* versuchen aus der Perspektive anderer Personen zu sehen. Dies darf allerdings nicht in eine Dezentrierung des Selbst führen und nicht die Anderen homogenisieren (Yuval-Davis 1997). Ähnlich formulieren auch Cockburn und Hunter (1999) ihr Verständnis von transversaler Politik: „Transversal politics is the practice of creatively crossing (and re-drawing) the borders that mark significant politicised differences. It means empathy without sameness, shifting without tearing apart.“ Nützlich sind die Prozesse von *shifting* und *rooting* auch, um kontextuelle und terminologische Differenzen von Differenzen zu unterscheiden, die auf Werten und Zielen basieren (Yuval-Davis 1997, 1999).

Durch diese Prozesse wird eine transversale Politik möglich, die nicht mehr an Konzepten der Identitätspolitik festhält. So schreibt Yuval-Davis, dass man nicht zwingend Mitglied einer bestimmten Gruppe von Menschen sein muss, um deren Anliegen zu unterstützen - „it is the message, not the messenger that counts“ (Yuval-Davis 1999:96). Und dennoch ist es nicht irrelevant, wer dieser *messenger* ist. So dürfen Machtverhältnisse nicht negiert oder verdeckt werden (Yuval-Davis 1999:95f.), Feministinnen und andere Aktivistinnen sollen sich aber nicht als Repräsentantinnen, sondern als *advocates* sehen. Der Begriff *advocate* kann als Verfechter\_in, Fürsprecher\_in oder Vertreter\_in übersetzt werden, was wiederum eine gewisse definitorische Unklarheit und damit gewisse Problematiken produziert. Die Theoretikerin spezifiziert aber, dass es darum geht, Anliegen zu unterstützen, anstatt danach zu streben, die „authentische Stimme“ der *Community* darzustellen.

Yuval-Davis (1999) sieht ihre Texte zu transversaler Politik als erste Überlegungen, die in Wechselwirkung mit der Praxis weiterentwickelt werden müssen, um für den Bereich der Politik und der sozialen Bewegungen anwendbar zu werden: „The transversal pathway might be full of thorns, but it leads in the right direction.“ (Yuval-Davis 1997:132) Ähnlich sieht das auch Doreen Massey (1999), die Co-Herausgeberin der bereits genannten „Soundings“-Ausgabe, die

darauf hinweist, dass die Diskussionen über transversale Politik weniger als Lösungsversuche gelesen werden dürfen, sondern als Experimente und Erkundungen gelten.

Die Unbestimmtheit des Begriffs der transversalen Politik oder Transversalität hat es auch mir möglich gemacht, ihn für meine Forschungsarbeit nutzbar zu machen. Wenn ich in dieser Arbeit von transversaler Politik spreche, meine ich – angelehnt an Yuval-Davis – eine Form der Zusammenarbeit in politischen Organisationen, die Differenzen nicht essentialisiert, aber dennoch unterschiedliche Lebensrealitäten und -erfahrungen von Menschen anerkennt, die durch gesellschaftlichen Strukturen geprägt sind.

Mit lockerem Bezug auf die Unterscheidung zwischen *rooting* und *shifting*, spreche ich in meiner Arbeit primär von Positionen und Positionierungen. Die postkoloniale Theoretikerin Encarnación Gutiérrez Rodríguez (1999:97) definiert Position als geografischen, politischen, ökonomischen, sozialen Standort, der das Ineinandergreifen von Konstruktion – institutionellen Bezeichnungspraxen – und Konstitution – materielle und psychische Wirksamkeit der Konstruktionen – beschreibt. Mit Positionierung meine ich eine aktive und bewusste politische Stellungnahme. Eng in Verbindung zu *rooting/shifting* und Position/Positionierung stehen auch Konzepte von *Identitäten* und Zugehörigkeiten, die ich im Folgenden kurz darstellen möchte.

### 1.3 IDENTITÄTEN UND ZUGEHÖRIGKEITEN

„Identität ist das Schlüsselwort unserer Gegenwart“, schreibt der Philosoph und Politikwissenschaftler Hakan Gürses (2000:5):

„Im Namen der Identität werden Kriege geführt und Grenzen abgeschottet, gleichsam dient sie emanzipatorischen Bewegungen als wirksames Mittel. Identitäten sind in gewisser Weise Namen, die Eigennamen nicht ersetzen, ihnen vorausgehen und in ihnen weiterleben. Sie verwandeln Individuen in kollektiv verfaßte Subjekte. Und aus Subjekten machen sie feststellbare soziale Größen und mobilisierbare Massen.“ (Gürses 2000:1)

Der Begriff *Identität* ist demnach wandelbar und formbar, je nach Situation unterschiedlich einsetzbar – mal emanzipativ, mal festschreibend, mal Selbst-, mal Fremdzuschreibung. Für eine wissenschaftliche Arbeit bedarf es also einer Definition, wie dieser Begriff verwendet werden soll. Darüber hinaus stellt sich auch die Frage, ob dieser Begriff überhaupt verwendet werden soll. *Identitäten*, Identifizierungen und Zugehörigkeiten bilden einen wichtigen Referenzrahmen für diese Arbeit und werden daher an dieser Stelle kurz diskutiert.

Grundsätzlich können *Identitäten* von einer essentialistischen und einer konstruktivistischen Perspektive aus betrachtet werden. Während erstere von real existenten und stabilen Differenzen ausgeht, sieht zweitere Differenzen als veränderbare soziale Konstrukte (Gürses 2000:6). Laut Gürses (2000:7) kann jedoch keine Betrachtung von *Identität* ohne „essentielle Referenzen“ auskommen. So seien *Identitäten* immer an einen Effekt der Wiedererkennung gekoppelt<sup>2</sup> - „Eine Identität ist dann erfolgreich, wenn sie [...] vage Sehnsüchte aus einer imaginären Vergangenheit ableiten kann.“

Somit kann man sagen, dass *Identitäten* oft mit Gefühlen von Kollektivität und Zugehörigkeit zusammenhängen. Della Porta und Diani beschreiben *Identität* in diesem Zusammenhang als

„[...] process by which social actors recognize themselves – and are recognized by others – as part of broader groupings, and develop emotional attachments to them. These „groupings“ need not be [sic!] defined in reference to specific social traits (class, gender, race,...), but collective identities may also be based on shared orientations, values, attitudes, worldviews, and lifestyles, as well as shared experiences of action.“  
(Della Porta/ Diani 2006:91f.)

Dabei ist es wichtig, *Identitäten* als Prozesse zu verstehen, durch die Menschen ihrem Leben Bedeutungen verleihen. Ähnlich sieht das auch Stuart Hall (1994:28ff.), der in Bezug auf kulturelle Identität betont, dass es sich um eine nie vollendete „Produktion“ handelt, die dem permanenten „Spiel“ von Geschichte, Kultur und Macht ausgesetzt ist. *Identitäten* sind die „Namen, die wir unterschiedlichen Verhältnissen geben, durch die wir positioniert sind“ (Hall 1994:29). Mona Singer (1997:153f.) knüpft an diese Überlegungen an und plädiert mit Stuart Hall für eine „Konzeption von kultureller Identität, die weder von Ursprungsphantasien ausgeht, noch von einer grenzenlosen identitären Selbstfindung phantasiert.“ Ihr zufolge muss der Begriff der kulturellen Identität nicht verworfen, sondern kritisch bestimmt werden.

Brubaker und Cooper (2000) hingegen argumentieren in Bezug auf sozialwissenschaftliche Analysen gegen eine Verwendung des Begriffs. *Identität* sei ein zu breites und vieldeutiges Konzept, das sowohl von essentialistischen als auch konstruktivistischen Diskursen vereinnahmt werden kann. Insofern kommen sie zu der Schlussfolgerung: „identity‘ tends to mean either too much or too little“ (Brubaker/ Cooper 2000:10) und plädieren dafür, als Wissenschaftler\_in mit präziseren Begriffen zu arbeiten.

Da auch ich der Meinung bin, dass der Begriff *Identität* durch seine Vieldeutigkeit Aussagekraft einbüßt und darüber hinaus eine kritische Bestimmung des Begriffs oft unzureichend ist, um ihn von den Konnotationen eines essentialistischen und unveränderbaren Kerns zu lösen, verwende ich den Begriff nur bei Textstellen, in denen ich mich auf theoretischer Ebene mit dem Begriff beschäftige oder mich auf die Aussagen anderer Personen beziehe. Wenn ich den Begriff

---

<sup>2</sup> Damit bezieht sich Gürses auf Louis Althusser's Konzept der Anrufung – siehe auch Kapitel 4.2.1.

verwende, setze ich ihn kursiv und verweise auf den Plural (*Identitäten*), um Heterogenität aufzuzeigen. Zumeist spreche ich jedoch von Identifizierungen und Zugehörigkeiten. Letzterer scheint mir für die Überlegungen in meiner Arbeit als besonders hilfreich, da er sowohl Positioniertheit, als auch Prozesshaftigkeit anerkennt. Das sind auch Aspekte, die von der Sozialanthropologin Sabine Strasser betont werden, wenn sie von „bewegten Zugehörigkeiten“ und „beyond belonging“ spricht:

„Beyond Belonging entspricht meinem Begriff von ‚bewegten Zugehörigkeiten‘ und meint nicht den Versuch, die Suche nach Zugehörigkeiten abzulösen, Erfahrungen durch Positioniertheiten in der Gesellschaft zu ignorieren oder gar die Forderung nach gleichen Rechten, Anerkennung von Unterschieden und nationale Mitgliedschaften als überflüssig zu erklären, sondern im Gegenteil ein Versuch, Zugehörigkeiten als Prozesse zu verstehen und nachzuzeichnen.“ (Strasser 2012:31)

## I.4 ERLÄUTERUNGEN ZU SCHREIBWEISE, BEGRIFFLICHKEITEN, ANONYMISIERUNG

Schreibweisen und Begrifflichkeiten in wissenschaftlichen Arbeiten zu erklären, sind nicht nur für die bessere Lesbarkeit wichtig, sondern auch weil diese oft politischen Überlegungen und Einstellungen zugrunde liegen.

Wie den Begriff *Identität* gibt es auch andere Begriffe, die ich aufgrund ihrer Geschichte oder Konnotation im Text durch Kursivsetzung hervorhebe, um mich von ihnen zu distanzieren.

Weiters setze ich die Begriffe *Schwarz* und *weiß* in Bezug auf Personen kursiv, um – in Anlehnung an viele postkoloniale Theoretiker\_innen – den Konstruktionscharakter von Hautfarbe als Differenzierungs- und Hierarchisierungsmarker zu verdeutlichen (Gutiérrez Rodríguez 1999a:11). Ich meine hier also nicht biologische Kennzeichen, sondern politische Zugehörigkeiten, die auf Machtverhältnisse verweisen. *Schwarz* schreibe ich in dieser Arbeit mit einem großen Anfangsbuchstaben, da es sich hier um eine affirmative Selbstbezeichnung handelt, *weiß* hingegen klein (vgl. Nduka-Agwu/ Hornscheidt 2010:32f. und Nduka-Agwu/ Sutherland 2010:88).<sup>3</sup>

Darüber hinaus setze ich alle Namen von Vereinen, Organisationen u.ä. kursiv sowie englische Begriffe und alle Begriffe in Zitaten, die in den Originalquellen aufscheinen. Zitate sind durch Anführungszeichen gekennzeichnet, kursive Zitate verweisen auf Aussagen von Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks – Es handelt sich also um Auszüge aus Interviews, informellen Gesprächen, Emails oder Beobachtungsnotizen. Emails werden als solche benannt, Interviews und informelle Gespräche sind durch einen in Klammer gestellten Buchstaben

---

<sup>3</sup> Mehr zu diesem Aspekt siehe Kapitel 4.1.2.

gekennzeichnet, Beobachtungsnotizen erhalten (zusätzlich) die Abkürzung „Px Nx“. P steht für Protokoll, N für Notiz, x für die Nummerierung. Bei Zitaten von Personen aus dem Forschungskontext steht ein „X“ für das Auslassen eines Eigennamens – das kann sich auf Personen, aber auch auf Institutionen, Vereine u.ä. beziehen. Innerhalb dieser Zitate markieren Wörter in Großbuchstaben eine Betonung von Seiten der Sprecher\_innen, das Zeichen „(.)“ verweist auf eine kurze Gesprächspause. An jenen Stellen, an denen es mir notwendig erscheint und an denen sich die Frage nicht durch den Kontext klärt, füge ich die mir relevant erscheinende Position der jeweiligen Person in Klammer hinzu. Zum Beispiel: „(mehrheitsösterreichische) Aktivistin“ oder „(migrantischer) Aktivist“. Dabei orientiere ich mich daran, ob die jeweilige Person sich selbst als Migrant\_in bezeichnet. Damit möchte ich Personen nicht auf bestimmten Positionen festschreiben, sondern ihre Aussagen kontextualisieren, da – wie bereits im Kapitel über Transversalität gezeigt – Aussagen durch Sprecher\_innenpositionen mitgeprägt werden. Sprecher\_innenpositionen sind allerdings durch eine Vielzahl von Zugehörigkeiten konstituiert, weshalb eine genaue Bestimmung weder immer möglich, noch immer sinnvoll ist.

Da die antirassistische Bewegung in Wien – wie Kapitel 2 zeigt – überschaulich ist, lege ich in dieser Arbeit großen Wert darauf, dass die Personen, die in meinen Feldnotizen und Interviews zu Wort kommen, anonym bleiben. Aus diesem Grund sind die Interviews weder mit einem Datum, noch mit einem Namen versehen. Ich habe jedem Interview ein bis drei Buchstaben zugeordnet, um die Zusammenhänge der einzelnen Aussagen weniger leicht nachvollziehbar zu machen. Zugleich bezeichne ich eine Person an manchen Stellen als „männlich“, an anderer Stelle als „weiblich“. Die Kürzel G, M und K verweisen auf informelle Gespräche.

Während eine solche Vorgehensweise bei der Rekonstruktion von einzelnen Biografien undenkbar wäre, erscheint sie für meine Forschung legitim, da nicht die Personen mit ihrer Lebensgeschichte an sich im Vordergrund stehen sollen, sondern ihre Meinungen, Einstellungen, Erfahrungen und Strategien. Ähnlich verfähre ich bei den Daten meiner teilnehmenden Beobachtung.<sup>4</sup> Insofern verzichte ich auch auf eine Vorstellung der einzelnen Interviewpartner\_innen, lasse aber persönliche Hintergrundinformationen dort einfließen, wo es mir notwendig und wichtig erscheint.

Allgemein ist zu den Zitaten aus den Interviews zu sagen, dass ich versucht habe, diese möglichst wenig zu verändern. So habe ich Füllwörter und Wort- oder Satzteilwiederholungen gestrichen und Fehler bereinigt, aber die Sätze ansonsten in ihrer ursprünglichen Form belassen.

---

<sup>4</sup> Meinungen, Erfahrungen, Einstellungen und Strategien von Personen sind nicht unabhängig von ihren Lebensgeschichten, dennoch erscheint mir diese Trennung hier notwendig.

# FORSCHUNGSKONTEXTE<sup>5</sup>

---

## 2.1 ANTIRASSISTISCHE NETZWERKE IN WIEN ZWISCHEN AUFSCHWUNG UND ZERSCHLAGUNG

Von einer „Krise des österreichischen Antirassismus bereits vor seiner Existenz“ sprechen die zwei Politikwissenschaftler Andreas Görg und Hans Pühretmayer (2000a:3). So konstatieren sie, dass in Ländern wie Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden die Ausblendung der Perspektiven von rassistisch diskriminierten Personen in den 1990ern zu intensiven Auseinandersetzungen innerhalb antirassistischer Bewegungen geführt habe, während diese in Österreich noch in Kinderschuhen stecke, „zumindest, wenn man unter Antirassismus eine bewusste und organisierte soziale Bewegung verstehen will“, so Pühretmayer (2002:291). Dies stehe in Zusammenhang mit dem Fehlen einer „aufmüpfigen politischen Kultur, in der ein subversives Gedächtnis, eine Erinnerung an die Herausforderbarkeit und Anfechtbarkeit von Herrschaftsverhältnissen bestünde“ (Görg/ Pühretmayer 2000b:79).

Die folgenden Seiten sollen einen kurzen Einblick in die Entstehung und Entwicklung antirassistischer Initiativen in Wien geben. Dabei stehen autonome migrantische Selbstorganisationen und ihr Verhältnis zu anderen antirassistischen Gruppen, Organisationen und NGOs im Vordergrund.

### 2.1.1 DIE VERHÄLTNISSSE UMKEHREN – ANFÄNGE MIGRANTISCHER SELBSTORGANISIERUNG

Araba Evelyn Johnston-Arthur und Andreas Görg (2000) gehen davon aus, dass in der beginnenden antirassistischen Bewegung zwischen vier – sich wahrscheinlich überschneidenden – Hauptrichtungen unterschieden werden kann: linke Gruppen, bürgerlich-liberale Gruppen, feministische Gruppen und Selbstorganisationen von Migrant\_innen. Letztere haben v.a. Ende

---

<sup>5</sup> Teile dieses Kapitels sind bereits im Artikel „Das war so eine Aufbruchsstimmung!“. 1. März – Transnationaler Migrant\_innenstreik“ (PARADIGMATA. Zeitschrift für Menschen und Diskurse 7/2012, 18 – 20) erschienen.

der 1990er einen Aufschwung erfahren (Görg/ Pühretmayer 2000a:3f., Pühretmayer 2002:305). In dieser Zeit gründeten sich auch viele Initiativen *Schwarzer Menschen*, die v.a. durch afrodeutsche Künstler\_innen und Aktivist\_innen inspiriert wurden, sich zusammenzufinden und kollektiv gegen Rassismen einzutreten (vgl. Johnston-Arthur/ Görg 2000).

Dieses späte kollektive Engagement kann u.a. darauf zurückgeführt werden, dass Migrant\_innen in Österreich nicht durch eine *lingua franca* oder geschichtliche/ geografische Gemeinsamkeiten vereint waren – wie das zum Beispiel in (ehemaligen) westeuropäischen Kolonialländern der Fall war. Das bedeutet auch, dass ihre Positionen und Problemstellungen in Bezug auf rassistische Diskriminierung sehr divergierten und eine gemeinsame Organisation erschwerten (BUM 2003:42).

Migrantische Selbstorganisation in Österreich setzte aber nicht erst in den 1990er Jahren ein, sondern kann auf die Zeit der Arbeitsmigration in den 1960er Jahren zurückgeführt werden (Bratić 2000b), auch wenn im Gegensatz zur BRD in den 1960er und 70er Jahren keine größeren Arbeits- und Wohnkämpfe von Migrant\_innen stattfanden (Görg/ Pühretmayer 2000b:215). Einen Aufschwung erlebten migrantische Selbstorganisationen erstmals Mitte der 1980er Jahre. Zu dieser Zeit gewannen auch viele NGOs in Österreich – sowohl regierungsnah als auch regierungskritische – an Bedeutung und nahmen eine wichtige Rolle in den Bereichen Migration, Integration und Asyl ein. Im Rahmen der NGO-Tätigkeiten kam es auch vermehrt zur Zusammenarbeit zwischen Migrant\_innen und Mehrheitsösterreicher\_innen. Der Philosoph und Sozialwissenschaftler Ljubomir Bratić (2000b:7f.) beschreibt diese Zusammenarbeit als eine ambivalente. Zwar sollte – zumindest offiziell – Ungleichheiten entgegen gearbeitet werden, jedoch wurde die Kluft zwischen den beiden Gruppen immer größer:

„Das Grundprinzip der rassistischen Ideologie in Europa besteht aus der Objektivierung der MigrantInnen. Ob das mittels direktem Rassismus, Kulturalismus oder einfach mit ‚Multi-Kulti-Ideologie‘ passiert, hängt von der gesellschaftlichen Mode und von der politischen Überzeugung der AkteurInnen ab. Das Grundlegende ist, dass die Entmündigten und Sprachlosen entmündigt und sprachlos bleiben sollen. Wenn wir also ein wenig an der Oberfläche der HelferInnen kratzen, stellt sich heraus, dass sich auch in den bestgemeinten Absichten ein System der Benachteiligungen und Bevorzugungen genau so wie in den offiziellen gesetzlichen Maßnahmen verbreitet, verbirgt und gedeiht. Niemand ist neutral!“ (Bratić 2000b:8)

Die Kluft hatte also mitunter damit zu tun, dass über unterschiedlichen Ausgangspunkte, Positionen und Stellungen – und somit über strukturelle Rassismen – nicht ausreichend diskutiert wurde (Bratić 200b:7). Dennoch meint ein Aktivist des Transnationalen Migrant\_innenstreiks in einem Interview, dass spätestens ab Ende der 1990er Jahren deutlich war, „dass da versucht worden ist die Verhältnisse umzukehren ein bisschen und diese Dominanz von irgendwelchen komischen Organisationen und Mehrheitsösterreicher\_innen, oder wie auch immer

*man sie nennen mag, ein bisschen wegzukriegen“* (O). Auch Johnston-Arthur und Görg (2000) stellen fest, dass ab den späten 1990er Jahren „die Weichen für Diskurs und Diskussion über Rassismus im Mainstream“ gelegt waren.

Bratić (2000b:10) unterscheidet zwischen zwei Formen von migrantischen Selbstorganisationen, die er an ihren jeweiligen Strategien der „Aufnahmegesellschaft“ gegenüber festmacht. So nennt er zum einen die Defensivorganisationen, die eher durch einen Rückzug von der Mehrheitsgesellschaft geprägt sind, zum anderen partizipationsorientierte Organisationen, „die ihre Stimme erheben, die sich in die Diskurse der Einheimischen einmischen und die Hegemonie der koalitionsären Unterdrückung in Österreich zu durchbrechen suchen.“ Vorherrschend sei in Österreich die erste Art, nicht zuletzt, weil sich emanzipative Ansätze der Antirassismusbearbeitung außerhalb von Nischen und Subkulturen nur schwer etablieren können. Ihre Handlungsspielräume sind begrenzt, weil diese migrantischen Selbstorganisationen – im Vergleich zu anderen größeren Organisationen – oft weder auf Spendengelder, noch auf Unterstützung von Seiten der Regierung zurückgreifen können (Pühretmayer 2002:305).

Dieses Verhältnis spiegelt sich auch in den Interviews wider: *„So politisch aktive Gruppen, gibt's sehr wenige, grad im antirassistischen Bereich. Also es gibt extrem viel Migrant\_innenorganisationen, NGOs, Beratungsstellen, aber keine Plattformen, Netzwerke oder politische Zusammenhänge, wo wie beim 1. März versucht wird, öffentlichkeitswirksam was zu machen.“* (O) Auch ein weiterer Aktivist ist der Meinung, dass es wenige migrantische Selbstorganisationen in Österreich gibt, die offensiv und politisch sichtbar agieren (V).

## 2.1.2 POLITISCH-EMANZIPATIVER ANTIRASSISMUS IN EINER ZEIT MASSIVER KRIMINALISIERUNG UND GEWALT

Dennoch kann festgestellt werden, dass aktionistische Widerstandsformen und Forderungen nach mehr Rechten immer mehr zunehmen. Das mag mit einer Umorientierung der linken, autonomen und feministischen Szene zusammenhängen, so Bratić . Der Zusammenbruch der Sowjetunion habe den gesellschaftlichen Blick nach innen, auf die Probleme „vor der eigenen Tür“, gerichtet. Zeitgleich kam es auch zu einem Aufstieg des Rechtspopulismus, der den Prozess der Selbstreflexion bestärkte (Bratić 2000b:6f.).

Diese zunehmende migrantische Selbstorganisation steht in einer Wechselwirkung zu einem abnehmenden moralischen und einem zunehmenden politischen Antirassismus. Hans Pühretmayer beschreibt den moralischen – oder auch humanistischen – Antirassismus als Ergebnis einer reaktiven Herangehensweise:

„Moralischer Antirassismus bescheidet sich damit, Rassismus als böse zu denunzieren. Er wird nur abwehrend gegen rassistische ‚Auswüchse‘ aktiv, thematisiert strukturelle Aspekte erst gar nicht und geht somit über den gesellschaftlichen Status quo kaum hinaus. Die tiefe Verankerung von Rassismus in der herrschenden Gesellschaftsordnung wird dabei entweder ignoriert oder geleugnet.“ (Pühretmayer 2002:291)

Rassismen werden in Folge primär individualisiert und psychologisiert, was sowohl eine Auseinandersetzung mit strukturellen Aspekten verunmöglicht, als auch mit den eigenen Rassismen, so Bratić und Görg (2003). Rassistisch diskriminierten Personen wird die eigene Handlungsfähigkeit abgesprochen, indem sie als hilflose und schutzbedürftige Opfer stilisiert werden. Resultat ist eine sog. Stellvertreter\_innenpolitik, die Anliegen der diskriminierten Personen nur insoweit berücksichtigt, als die eigenen Privilegien dabei nicht gefährdet werden (Pühretmayer 2002:295).

Diese in den 1990er Jahren vorherrschende Perspektive bekam gegen Ende des Jahrzehnts Konkurrenz von antirassistischen Perspektiven, die Rassismen als strukturelle Probleme diskutieren und sich auch mit den eigenen Rassismen auseinandersetzen wollten.

Görg und Pühretmayer definieren den politischen – oder emanzipatorischen – Antirassismus als

„[...] ein polyzentrisches, sich überschneidendes Set von politischen Diskursen und Praktiken, das Antworten auf Rassismen kombiniert mit der Konstruktion eines alternativen Gesellschaftsprojekts, das von Werten wie soziale Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschenwürde, Solidarität, von Menschenrechten, Demokratie und Offenheit gegenüber ‚Anderen‘ bestimmt wird.“ (Görg/ Pühretmayer 2000b:33)

Die 1990er erinnern jedoch nicht nur an ein Jahrzehnt des Aufbruchs, der Politisierung und der Organisierung. Auch die zunehmende Kriminalisierung von Migrant\_innen und die Zerschlagung antirassistischer Netzwerke bleibt im Gedächtnis. So kam es Anfang 1999 in Wien zu großen Demonstrationen und Protesten unter dem Motto „Stoppt den rassistischen Polizeiterror“. Dieser Kontext war auch wesentlich für die zunehmende Sichtbarkeit von *Schwarzen* Menschen, die sich an diesen Protesten beteiligten und, so Ofoedu (2001), erstmals „selbst auf die Straße gegangen sind“ – u.a. unter dem Namen Netzwerk der afrikanischen Communities in Wien – was weitere staatliche Gewaltakte gegenüber *Schwarzen* Menschen nach sich zog.

So starb am 1. Mai 1999 der nigerianische Flüchtling Marcus Omofuma während seiner Abschiebung aus Österreich, weil ihm Polizisten Mund und Nase zugeklebt hatten und ihn so fest an seinen Sitz anbanden, dass er keine Luft mehr bekam. Omofumas Versuche, sich zu wehren und auf seine Atemnot aufmerksam zu machen, bewegten die Polizisten dazu, ihre Maßnahmen zu verstärken, so dass er letztendlich erstickte. „Der Tod Marcus Omofumas, die Umstände, unter denen er starb, die Reaktionen, die auf seinen Tod folgten bzw. nicht folgten“, schreiben Johnston-Arthur und Görg (2000), „führt die Realität von Rassismus in Österreich in seiner gesamten Multi-Dimensionalität drastisch vor Augen“.

Im gleichen Monat, am 27. Mai 1999, kam es in Folge eines Lauschangriffs zur *Operation Spring*, der „größten Polizeiaktion der zweiten Republik“ (Johnston-Arthur/ Görg 2000). Unter dem Vorwand einer Drogenrazzia wurden über hundert Afrikaner\_innen verhaftet und viele von ihnen in intransparenten Gerichtsprozessen, auf Basis von verschwommenen Video-„Beweisen“ und Aussagen von verummten, anonymen Zeug\_innen, zu jahrelangen Haftstrafen verurteilt. Einige der festgenommenen Personen, wie z.B. der Schriftsteller Charles Ofoeudu<sup>6</sup>, hatten sich im Vorfeld aktiv in die Proteste um Omofuma eingebracht, ein Aktivismus, der von der Polizei und dem Innenministerium nicht gern gesehen wird. Diese Staatsgewalt unter dem Vorwand der Drogenbekämpfung habe „politisch aktive Afrikaner\_innen mundtot gemacht“, so eine Aktivistin des Migrant\_innenstreiks.

Diese Ereignisse – die „massive Kriminalisierung“ – haben nicht nur die nigerianische *Community* abgeschreckt, erzählt ein Aktivist des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, sondern Menschen weit darüber hinaus (D). Das wird auch in anderen von mir geführten Interviews und Gesprächen deutlich: „Omofuma ist ein Symbol für die anderen, die gestorben sind oder weg sind. Und das vergesse ich nicht“, sagt C.

Die geschilderten Vorfälle sind allerdings keine Einzelfälle: Im Jahr 2000 starb Richard Ibekwe im Jugendgefängnis, 2003 wurde Seibane Wague von Polizist\_innen und Sanitätern im Stadtpark tödlich „fixiert“, 2004 starb Edwin Ndupu in der Justizanstalt und 2005 Yankuba Cessay im Polizeianhaltezentrum (Johnston-Arthur 2009:427). Auch wenn es bis dato keine weiteren tödlichen Fälle gab, die medial breit rezipiert wurden, hält die körperliche und strukturelle Gewalt von Seiten des österreichischen Staates an. Beatrice Achaleke (2004) beobachtet für die 2000er Jahre eine Verschiebung des Stereotyps der „liebenswürdigen Exot\_innen“ hin zu dem Bild des *Schwarzen Drogendealers*. Dieses dient der Polizei oft als Legitimation für *racial profiling* sowie für Übergriffe, Inhaftierungen und Abschiebungen. So sind diese Ereignisse keine unglücklichen Einzelfälle, sondern „innerhalb eines größeren Erfahrungskontextes von rassistischer Unterdrückung zu verorten“, so Johnston-Arthur (2009:427).

Der politische Antirassismus gewann v.a. nach diesen Ereignissen an Bedeutung:

„Ab dem Moment wurde klar, dass es neben den betreuenden und beratenden Einrichtungen, den NGOs und den politischen Parteien auch andere organisierte Menschen gibt, die in ihren Vorstellungen der Emanzipation und der Bekämpfung des Rassismus viel weiter als die etablierten FürsprecherInnen gehen.“ (Bratić/ Görg 2003).

---

<sup>6</sup> Charles Ofoeudu publizierte unter dem Namen Obiora Ci-K Ofoeudu das Buch „Morgengrauen. Ein literarischer Bericht“ (Wien: Mandelbaum Verlag), in dem er über seine Erlebnisse der *Operation Spring* und ihrer Folgen schrieb.

In einer Studie, in der sich Andreas Görg und Hans Pühretmayer (2000b) mit antirassistischen Netzwerken und Strategien<sup>7</sup> auseinandersetzten, beschäftigten sich die Politikwissenschaftler u.a. mit der Frage, warum der politische Antirassismus in Österreich so eine marginale Rolle einnimmt. Ihre Ergebnisse zeigen zentrale Probleme auf: der geringe Organisationsgrad der antirassistischen Initiativen, eine mangelnde Mobilisierbarkeit größerer Menschenmengen, eine von Bevormundung geprägte Stellverteter\_innenpolitik verschiedener Organisationen sowie die geringe Solidarität der Organisationen rassistisch diskriminierter Menschen untereinander. Gleichzeitig spielt (emanzipativer) Antirassismus in vielen anderen zivilgesellschaftlichen Bewegungen keine bedeutende Rolle, was Vernetzungen und Kooperationen erschwert (Görg/Pühretmayer 2000b:217f.). Für das Ende der 1990er Jahre konstatieren die Autoren:

„Das Ensemble der antirassistischen Aktivitäten stellt sich [...] im Kern als einigermaßen zersplitterte Szene kleinerer Gruppen mit sich entwickelnden Vernetzungen untereinander und eher schwachen Kontakten in die verschiedensten Bereiche des Mainstream dar. Die emanzipatorisch-antirassistischen Initiativen sind politisch marginalisiert.“ (Görg/Pühretmayer 2000b:215)

Dennoch stellt Pühretmayer (2002:306) fest, dass es ein neues Selbstvertrauen in antirassistischen Gruppen gibt, dass sich u.a. in offensiveren Forderungen nach Ressourcen und im Festhalten an bestimmten Prinzipien manifestiert. Dies habe auch dazu geführt, dass humanistisch ausgerichtete Organisationen sich langsam politisieren, für migrantische Perspektiven öffnen und ihre Bündnispolitik verändern.

### 2.1.3 AKTIVISMUS, WISSENSCHAFT, KUNST – KÄMPFE UM SELBSTREPRÄSENTATION UND SICHTBARKEIT

Erste Gruppierungen, die erfolgreich auf akademischen, künstlerischen und aktivistischen Ebenen Überschneidungen von feministischen und antirassistischen Anliegen thematisierten, entstanden ab Mitte der 1980er Jahre (Messinger 2011:64). Zu diesen zählen *LEFÖ* und *Peregrina* in Wien oder *Maiz* in Linz, die alle im Bereich Bildung, Beratung und Öffentlichkeitsarbeit angesiedelt sind, sich aber auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Strategien für die Rechte von Migrantinnen einsetzen.<sup>8</sup> So fordert *Maiz* eine „gleichberechtigte Beteiligung von Migrant\_innen am politischen, kulturellen und sozialen Leben sowie ihre Einbindung in politische Entscheidungsprozesse“ und will sich „am Entwurf und an der Realisierung einer Praxis [...] [beteiligen], als Beitrag für eine Gesellschaft, die sich nicht als

---

<sup>7</sup> Eine Art Zusammenfassung der Studie „Strategische Potentiale gegen Rassismen“ bietet der Artikel „Antirassismus als emanzipatorisches Projekt und die Probleme antirassistischer Praxis in Wien“ von Hans Pühretmayer (2002).

<sup>8</sup> Die vollständigen Namen dieser Organisationen sind: „LEFÖ – Beratung, Bildung und Beteiligung für Migrantinnen“, „Peregrina – Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen“ und „Maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen“.

weiß, westeuropäisch, patriarchal, (post-)kolonialistisch und heterosexuell definiert“ (URL 1). Alle drei Gruppierungen sind sowohl für Migrantinnen als auch nicht-Migrant\_innen, gehen aber bewusst mit diesen Differenzen um. So bezeichnet sich z.B. *Peregrina* im Gegensatz zu *Maiz* nicht deiziert als migrantische Selbstorganisation, legt aber dennoch wert darauf, dass Funktionen auf der Leitungs- und Repräsentationsebene von Menschen mit Migrationserfahrungen übernommen werden (Strasser 2012:141).

Diskurse um Selbstrepräsentationen und politische Mitgestaltung wurden jedoch erst in den 2000er Jahren präsenter. Es entstanden in den folgenden Jahren einige Projekte und Initiativen, die an den Schnittstellen von Kunst, Aktivismus und wissenschaftlicher Arbeit agierten. So entstand im Zuge der Proteste gegen die schwarz-blaue Regierung u.a. die Initiative *TschuschInnenPower*. Die Gruppe definierte sich ihrem *Ottakringer Manifest* als „offene Plattform“ und als „Zusammenschluss in Österreich lebender Menschen unterschiedlicher Herkunft“. Hikmet Kayahan schreibt als Mitglied der Gruppierung:

„Da formieren sich still und langsam MigrantInnen, die entdeckt haben, dass sie jenseits von Folklorisierung und Gastarbeiter-Gejammer eine Stimme haben, frech und unkonventionell auf eine Bevormundung durch die Gutmenschen verzichten wollen und statt dessen versuchen ihre eigene Positionen zu erarbeiten und kommunizieren.“ (Kayahan 2000)

Der Name der Gruppe ist somit Ausdruck einer Verärgerung über diese Bevormundung vonseiten „helfender“ Mehrheitsangehöriger: „Wenn wir keine AnwältInnen wollen, müssen wir selbst aktiv werden“, ruft Kayahan (2000) auf, der sich über die geringe Teilnahme von Migrant\_innen und ethnischen *Communities* bei den ersten Anti-Regierungs-Protesten beklagt.<sup>9</sup> So vermisst er u.a. die Anwesenheit von *Schwarzen* Gruppen, die in den Protesten um Omofuma so präsent gewesen seien.

Die Nationalratswahlen 1999 hatten große Auswirkungen auf die Organisation von *Schwarzen* Menschen. Araba Evelyn Johnston-Arthur (2001) stellt fest, dass die Kriminalisierung von *Schwarzen* Menschen im Wahlkampf einen Wendepunkt für die Selbstwahrnehmung als marginalisierte Gruppe darstellt:

„Das ist ironisch, weil es gleichzeitig den Wendepunkt markiert, daß wir überhaupt als eine in Österreich lebende Gruppe wahrgenommen worden sind. Zuvor waren schwarze Menschen einfach nur exotische Ausnahmeerscheinungen, nicht wirklich existent.“ (Johnston-Arthur 2001)

Johnston-Arthur macht hier auf die Diskrepanz zwischen extremer Sichtbarkeit und gleichzeitiger Unsichtbarkeit aufmerksam. Als Beispiel für letzteres nennt die Afrikanistin und Aktivistin die öffentliche Verwendung des Begriffes *Schwarz/schwarz*. Sie verweist auf den ÖVP-

---

<sup>9</sup> Der Text von Kayahan bezieht sich hier auf das Jahr 2000. Wie bereits erwähnt, stellen die 2000er Jahre jedoch eine wichtige Zeit für Sichtbarkeit und Selbstorganisation von Migrant\_innen dar.

Slogan „Stark. Schwarz. Weiblich“ und argumentiert, dass dieser Spruch z.B. in den USA anders gelesen würde, weil dort der Begriff schwarz eindeutig mit einer bestimmten *Schwarzen* Geschichte und Erfahrung in Verbindung steht. Der oben genannte Wendepunkt führte zu Formen der Selbstorganisation, in denen es um Austausch von Erfahrungen und gegenseitige Stärkung ging, aber auch um eine Aufarbeitung *Schwarzer* Geschichte(n) in Österreich (Johnston-Arthur 2001). Um eine Aufarbeitung ging es Johnston-Arthur auch bei der Recherche ihrer sehr umfangreichen Diplomarbeit (2004), in der sie koloniale und neokoloniale geschlechtsspezifische Konstruktionen von *Schwarzen* Menschen einer Diskursanalyse unterzog. Die Diskrepanz zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit thematisiert auch Ishraga Mustafa Hamid (2004), die feststellt, dass *Schwarze* Frauen aufgrund ihrer Hautfarbe sowie durch mediale und intellektuelle Rassismen sehr sichtbar sind, aber als aktive Individuen unsichtbar bleiben. In ihren Studien 1997 und 2001 forschte Hamid über rassistische und sexistische Diskriminierungen von *Schwarzen* Frauen im Arbeitsleben und im Alltag<sup>10</sup>, während sich ihre Dissertation mit der Bedeutung von Selbstdefinitionen, -artikulationen und -organisationen für Empowerment-Prozesse von *Schwarzen* Frauen auseinandersetzt (Hamid 2006).

Der 2003 gegründete Verein *Schwarze Frauen Community* leistete auch einen wichtigen Beitrag zur Thematisierung von unterschiedlichen Diskriminierungen und zum „Empowerment für schwarze Frauen durch Autonomie, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung“ (URL 2). So übte dieser Kritik daran, dass *Schwarze* Frauen beim von Migrant\_innenvereinen zusammengestellten Symposium „Migration von Frauen und strukturelle Gewalt“ (2002) nicht miteinbezogen wurden und organisierten ein Jahr darauf die „I. Bundestagung der schwarzen Frauen unterschiedlicher Herkunft in Österreich“ (Hamid 2006:3).

Ein Projekt, das zur Präsenz und Sichtbarkeit von *Schwarzen* Menschen beitragen sollte, war das im Rahmen der Wiener Festwochen 2006 initiierte Projekt „Verborgene Geschichte/n. remapping Mozart“<sup>11</sup>. Innerhalb dieser war es v.a. die *Recherchegruppe zur Schwarzen österreichischen Geschichte und Gegenwart*, die sich zum Ziel setzte, „verdrängtes Wissen über die Schwarze österreichische Geschichte zu bergen, ihm neuen Raum zu verschaffen und uns dadurch als Schwarze Menschen in diesem Land neu zu verorten“ (URL 3). Dabei ginge es darum, „[u]nsere VorfahrInnen der Diaspora in Österreich nicht als Objekte darzustellen, sondern als handelnde Subjekte ihrer/unserer eigenen Geschichte zu begreifen“, schreibt

---

<sup>10</sup> „Rassismus- und Sexismuserfahrungen afrikanischer Migrantinnen in Wien“ (1997) und „Rassismus, Sexismus, Erfahrungen afrikanischer Migrantinnen in Wien“ (2001).

<sup>11</sup> <http://remappingmozart.mur.at/joomla/index.php> - „Ausgehend von Mozarts Leben, Zeit, Rezeption und Werk arbeitete das Projekt zu Geschichten und Perspektiven, die ansonsten in nationalen Jubiläen systematisch verborgen blieben (beispielweise queere Positionen, Nationalsozialismus, Orientalismus, Geschichte und Gegenwart der afrikanischen Diaspora oder von Roma in Österreich)(Johnston-Arthur 2009:433). Unter anderem wurde hier die Geschichte von Angelo Soliman aufgearbeitet.“

Claudia Unterweger (2005), Mitarbeiterin der Recherchegruppe. Dabei knüpft dieses Projekt in gewisser Weise an die Vorgehensweise des 1986 in Deutschland publizierten Buchs „Farbe bekennen“ an (Johnston-Arthur 2009).<sup>12</sup> Zu einer Aufarbeitung *Schwarzer* Geschichte(n) hatte aber bereits die 1996 gegründete Gruppe *Pamoja* beigetragen, die sich als politische Bewegung der jungen afrikanischen Diaspora in Österreich versteht und regelmäßig einen „Black History Month“ organisierte (Johnston-Arthur 2007).

Weitere Projekte, die sich mit Themen wie Selbstorganisation, Repräsentation/ Sichtbarkeit und Geschichte(n) im Kontext von Migrationen auseinandersetzten, waren die „Gastarbeiter“-Ausstellung<sup>13</sup> der *Initiative Minderheiten* in Kooperation mit Wien Museum Karlsplatz (2004) sowie das Kunstprojekt „Born to be white. Rassismus und Antisemitismus in der weißen Mehrheitsgesellschaft“<sup>14</sup> (2005), kuratiert von Rosa Reitsamer und Jo Schmeiser.

Eine recht neue Publikation, die ich an dieser Stelle noch erwähnen möchte, ist der Sammelband „Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien“, das die „Reproduktion bestehender hegemonialer Normen und Wahrheitseffekte einer weißen, westlichen, scheinbaren ‚Objektivität‘ und die damit einhergehende Konstruktion von ‚Andersheit‘“ radikal hinterfragt und feststellt, dass ein „unschuldiges Sprechen über die ‚Anderen‘ im Museum“ nicht möglich ist (Kazeem/ Martinz-Turek/ Stempfled 2009:8).

Muslimische Gruppierungen, die sich gegen Rassismen und Diskriminierungen einsetzen, haben sich v.a. im Zuge der Wahlkampagne der FPÖ (Freiheitliche Partei Österreich) im Jahr 1999 und der auf die Wahl folgenden Proteste gegen die schwarz-blaue Regierung formiert. Hier war zum Beispiel die *Initiative Muslimische Frauen Österreich* sehr präsent, die erstmals öffentlich bei der Demonstration „Keine Koalition mit dem Rassismus“ auftrat und – v.a. seit 9/11 – Diskussionen über das Thema Islamophobie innerhalb antirassistischer Gruppen einfordert (Strasser 2012:227ff.).

Beatrice Achaleke (2004) kritisiert, dass Mehrheitsangehörige, die im Antirassismusbereich tätig sind, immer glauben, sie selber seien frei von Rassismen – „Es sind immer ‚die anderen‘, die rassistisch sind. Nach dem Motto: ‚Ich bin auf eurer Seite und ihr müsst das zu schätzen wissen.““ Von ähnlichen Erfahrungen sprechen auch Christa Markom und Susanne Diekmann in ihren Forschungen zu *Political Correctness* (Markom 2011), bzw. zu antirassistischen Bildungsmaterialien (Diekmann 2011). Dabei seien die Vorurteile an sich nicht das primär Problematische, schreibt

---

<sup>12</sup> Siehe dazu Kapitel 3.2.3.

<sup>13</sup> <http://www.gastarbeiter.at/>

<sup>14</sup> <http://www.igbildendekunst.at/kunst/ausstellungen-2005/born-to-be-white.htm>

Achalake (2004), sondern dass diese nicht wahrgenommen werden. Sie fordert, dass sich Mehrheitsösterreicher\_innen Zeit nehmen, sich mit ihrem Handeln und Denken auseinanderzusetzen:

„Gesellschaftlich können wir auf Dauer nur dann etwas verändern, wenn viele Menschen begonnen haben, das kleine und das große Geflecht des Rassismus zu erkennen, und bereit sind zu fragen: Wer bin ich als Weiße? Wer bin ich als Weißer? Wer bin ich als Mehrheitsangehörige/r, die/der zahlreiche Privilegien genießt? Wir Schwarze MigrantInnen brauchen kein Mitleid, keine Almosen, keine Bemutterung und auch keine BeschützerInnen. Wir brauchen Raum, Ressourcen und den nötigen Respekt, um uns zu entfalten.“ (Achalake 2004)

Auch Hamid (2004) fordert, dass über weiß-Sein diskutiert wird und dass die mehrheitsösterreichischen „Intellektuellen die Krone ‘runternehmen und einmal zuhören, verdauen und ihre Augen richtig aufmachen“.

Trotz dieser Entwicklungen konkludiert Luzenir Caixeta (2008), Mitarbeiterin bei Maiz, dass bis dato noch keine ausreichende Auseinandersetzung und Stellungnahme zu den Verschränkungen von Rassismus, Sexismus und Klassismus stattgefunden hat.

## 2.2 DER TRANSNATIONALE MIGRANT\_INNENSTREIK

*„Ein wichtiger Punkt ist [...] die Transnationalität, es ist nicht so, dass zehn Leuten, fünfzehn Leuten, ein Plenum in Wien eingefallen ist, halt, dass man einen Streiktag oder einen Tag ohne Migrant\_innen machen könnte, sondern das hat halt eine bestimmte Geschichte.“ (E)*

### 2.2.1 „EIN TAG OHNE UNS“

Die Idee für einen Transnationalen Migrant\_innenstreik entstand im Rahmen von Massenprotesten, die in den USA im Jahr 2006 stattfanden. Die Proteste, die sich gegen die zunehmende Verschärfung der Asyl- und Einwanderungsgesetze richteten, gipfelten am 1. Mai, dem Internationalen Tag der Arbeit, im sog. „Tag ohne Migrant\_innen“ (*A Day without Immigrants*), an dem über eine Million Menschen teilnahmen. Auslöser war u.a. das Gesetz *The Border Protection, Anti-terrorism, and Illegal Immigration Control Act of 2005*, das sich v.a. gegen undokumentierte Migrant\_innen richtete und mit massiven Repressionen einherging (URL 4).

Inspiziert von diesen Protesten wurde am 1. März 2010 erstmals der Transnationale Migrant\_innenstreik ausgerufen und führte in Italien, Frankreich, Spanien und Griechenland zu

Protesten. Ähnlich wie bereits vier Jahre zuvor, sollte unter dem Slogan „Ein Tag ohne uns“ sowohl gestreikt als auch zu einem Konsumboykott angeregt werden, um auf die wichtige Rolle von Migrant\_innen für das wirtschaftliche, kulturelle und soziale Leben aufmerksam zu machen. Dabei wollten die Aktivist\_innen auch darauf hinweisen, dass prekäre und migrantische Arbeitskraft nicht nur Teil, sondern wichtige Voraussetzung für das Funktionieren des kapitalistischen Systems sind (URL 4). Das Datum selbst verweist auf die an diesem Tag erlassene Reform des Einwanderungsgesetzes in Frankreich, die Immigration an Kriterien der ökonomischen Nützlichkeit koppelte (Autor\_innenkollektiv 2011). So soll sich der 1. März als „antirassistischer Aktionstag etablieren, an dem Migrant\_innen als politische Subjekte auftreten und sich gemeinsam gegen die herrschenden Politiken der Ausbeutung und Diskriminierung zur Wehr setzen“ (URL 4). Die transnationale Organisation ist dabei wichtig, weil „Migration [...] eine Bewegung [ist], die mit Selbstverständlichkeit über Grenzen hinweg passiert, kommuniziert, sich involviert, verständigt und solidarisiert.“ (Autor\_innenkollektiv 2011) In einem Interview erwähnt ein Aktivist, Transnationalität bedeute auch, „dass wir diese Grenzen auch nicht akzeptieren und wir miteinander agieren“ (E).<sup>15</sup>

## 2.2.2 EIN BREITES BÜNDNIS. „WOW, DA KÖNNTE JA WAS PASSIEREN!“

„In Wien gibt's seit Jahren immer eine Suche nach breiteren Bündnissen“, erzählt ein Aktivist, „und der 1. März war irgendwie so ein Versuch“.

Angefangen hatte alles mit den zwei Initiativen *Rote Karte Stoppen* und *Ausschluss Basta!*, die sich im Herbst 2010 bildeten. Erstere formierte sich als Reaktion gegen die Einführung der sog. Roten Karte, die zur Identifizierung von Asylsuchenden dienen sollte und vorsah, dass diese ihre erste Zeit in Österreich in einem Erstaufnahmezentrum verbringen mussten, das sie nicht verlassen durften. *Ausschluss Basta!* bildete sich kurze Zeit später und nahm in einem gleichnamigen Text Stellung zu den beunruhigenden Ergebnissen der Wiener Gemeinderats- und Landtagswahlen<sup>16</sup> sowie zur Inszenierung von Migration als Problemfeld:

„Nach den Ergebnissen der Wiener Wahl wollen wir daher noch weniger als zuvor über Integration reden. Denn bereits das ständige Sprechen über Integration reproduziert ein angebliches Anderssein, stellt Teile

---

<sup>15</sup> Auf der Ebene der konkreten Zusammenarbeit findet transnationale Vernetzung auf verschiedenen Ebenen statt. So zum Beispiel mit Initiativen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks (v.a. in Italien), aber auch mit anderen politischen Gruppierungen innerhalb und außerhalb Österreichs, die ebenfalls transnational agieren (u.a. *The VOICE refugee forum*).

<sup>16</sup> Ergebnis dieser Wahlen war ein Zuwachs in Wähler\_innenstimmen von fast 11% für die rechts-populistische Partei FPÖ (Freiheitliche Partei Österreich), während alle anderen größeren Parteien Stimmen verloren hatten. Der Prozentsatz von 25,77 Stimmen machte die FPÖ zur zweitstärksten Partei in Wien (Statistik: <http://www.wien.gv.at/wahl/NET/GRI01/GRI01-109.htm>).

der Gesellschaft unter Generalverdacht und übersieht die Vielfaltigkeit der Lebensformen. Stattdessen wollen wir soziale und politische Verhältnisse thematisieren, die tagtäglich Ungleichheit zwischen Menschen neu herstellen.“ (URL 5)

Aufgrund der großen Zustimmung als Reaktion auf den Text – so wurde er u.a. als Kommentar in der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* abgedruckt – lud die Gruppe Akteur\_innen unterschiedlichster politischer und aktivistischer Bereiche zu einem Treffen ein, um über die Themen des Textes zu diskutieren. Der angeregte Austausch von Erfahrungen und Meinungen sollte die Basis für Überlegungen zu antirassistischen Politikformen sowie gemeinsamen Strategien gegen die vorherrschenden Strukturen bilden (URL 6). „*Es waren auch so achtzig bis hundert Leute da und es gab eine ganz gute Diskussion*“, erinnert sich ein Aktivist (L).

Grund genug, an dem Treffen anzuknüpfen. So gab es im Januar ein zweites Treffen, an dem die Idee eines Transnationalen Migrant\_innenstreiks diskutiert werden sollte. Im Aufrufertext hieß es:

„Wir laden Dich/Euch zu einer Veranstaltung ein, um Ideen über Aktionsformen im Rahmen eines Migrant\_innenstreiks am 1. März in Österreich auszutauschen. Es geht durch kollektive Perspektiven um Politisierung, Sichtbarmachung und um gemeinsame Kämpfe: von Arbeitsverhältnissen bis hin zu Ausschlüssen und der Bedeutung von gleichen Rechten für Alle.“ (URL 7)

Auch zu diesem Treffen kamen viele Leute und die Idee an den Transnationalen Migrant\_innenstreik in anderen Ländern anzuknüpfen stieß auf große Begeisterung und reges Interesse (L). Die besondere Stimmung machte aber nicht nur die Anzahl der anwesenden Leute aus, sondern auch deren Heterogenität:

„*Wirklich Leute aus den unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen oder halt Akteur\_innen, so im Sinne von selbstorganisierte Migrant\_innen, Student\_innen, Schüler\_innen, Gewerkschaften, Einzelpersonen, alle möglichen NGOs, Stadtteilarbeiter\_innen und so (.) dass wir halt wirklich den Eindruck gehabt haben, da kann man jetzt was heben, da kann man halt (.) mehr draus machen, was dann (.) eh auch nur teilweise gelungen ist, aber das Gefühl war sehr erhebend.*“ (N)

Ein Gefühl, das viele Leute angezogen und motiviert hat: „*Das war so eine Aufbruchsstimmung. [...] Ich habe immer wieder die verschiedenen Wellen dieser sozialen Bewegung mitverfolgt und das war die größte und vielversprechendste G'schichte und da habe ich mich eingeklinkt.*“ (D)

Seitdem treffen sich die Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks in offenen regelmäßigen Plena.

### 2.2.3 „DAS WAR SO EINE AUFBRUCHSSTIMMUNG“

Die Ergebnisse der Wiener Gemeinderatswahlen 2010 haben eine entscheidende Rolle für die Entstehung des 1. März-Streiks gespielt. „*Da waren halt alle recht ang'fressen*“, erzählt ein Interviewpartner (N). Dennoch ist es den Aktivist\_innen wichtig, den Transnationalen

Migrant\_innenstreik nicht als reaktive, sondern als offensive Aktion wahrzunehmen. So sei es nicht wie im Fall Omofuma oder bei „sonstigen Morden der Polizei“ gewesen, dass Menschen auf ein bestimmtes Ereignis reagiert haben, „sondern es war etwas, wo wir gesagt haben, ja wir machen etwas, weil transnational etwas passiert und weil wir in Österreich auch ein Teil dessen sein wollen“ (D).

„Wie halt so oft in Bewegungen, es gab jetzt nicht einen ausschlaggebenden Punkt“, antwortet eine Aktivistin (N) auf die Frage, warum die Idee eines Transnationalen Migrant\_innenstreiks in Wien auf so große Resonanz gestoßen sei. „Es gibt halt einfach so Momente, da findet Bewegung statt. [...] da kommt glaube ich viel zusammen, auch viel Zufall.“ Dennoch spielen Kontext und Rahmenbedingungen eine wichtige Rolle. So zum Beispiel die „Macht der Rechten“ (F) und die gegenwärtigen „neonazistischen, neofaschistischen Zeiten“ (C), die von den Aktivist\_innen als Gründe für einen breiteren Zusammenschluss gesehen werden. Zwar sind im Kontext der Anti-Regierungsproteste in den 2000er Jahren viele migrantische Selbstorganisationen entstanden, dennoch suggeriert N, dass es eine Zeit gebraucht hatte bis „wieder so ein frischer Atem“ da gewesen und „die große Frustration über die Zerschlagung der Anti-Abschiebedemos um Omofuma“ verarbeitet war. Sie verweist aber auch auf die gleichzeitige Vernetzung und Entstehung von antirassistischen Organisationen.

Im Sinne einer offensiven anstatt reaktiven Organisation kann die Wiener Gemeinderatswahlen als „window of opportunity“ (Koopmans/ Statham 2000, zit. in Strasser 2012:25) gesehen werden, bestimmte Forderungen lautstark und provokant zu formulieren und dadurch viele Aktivist\_innen mit der Idee des Transnationalen Migrant\_innenstreiks anzusprechen. Da seien dann auch alle „total aufgeregt“ gewesen, dass es mal wieder ein größeres Plenum gab, mit der Teilnahme von „vielen Leute aus ganz, ganz verschiedenen Zusammenhängen [...] die halt nie zusammengetroffen sind. Und das hat uns halt motiviert, das war so ganz, ganz schön.“ (N)

## 2.2.5 STREIKEN AUF GUT ÖSTERREICHISCH

Was bedeutet es einen Streik auszurufen in einem Land ohne Streikkultur? Aufgrund der „historischen Unmöglichkeit tatsächlich auch zu streiken in Österreich“ (E), wurde bei den ersten Plena viel darüber diskutiert, ob ein Streik die geeignetste Aktionsform sei, um die Stimmen jener hörbar zu machen, „denen weitgehend Rechte verweigert werden, jene, die als illegalisierte und/oder billigste Arbeitskräfte von mehrfachen Ausschlüssen betroffen sind“ (Autor\_innenkollektiv 2011).

Hier spielen v.a. Gewerkschaften eine wichtige Rolle, da sie im Falle eines Streiks Schutz bieten können. So meinen auch einige meiner Interviewpartner\_innen, dass es in Österreich keinerlei Rückhalt von Seiten der Gewerkschaften gibt für eine Organisierung migrantischer Arbeitnehmer\_innen. Das sei in Italien zum Teil anders, da linke Gewerkschaften in den Transnationalen Migrant\_innenstreik eingebunden sind und daher viele Leute mobilisieren konnten, so ein Aktivist. *„Aber auf das brauchen wir in Österreich auch nicht wirklich so hoffen“*, fügt er hinzu, denn mit seiner protektionistischen Politik bildeten große Teile des Gewerkschaftsbunds de facto eine rassistische Organisation (E). Vernetzung zu antirassistischen Initiativen sowie die Förderung der Mitsprache von Migrant\_innen in Betrieben und Gewerkschaften ist nicht etwas, für das sich Gewerkschaften hierzulande stark einsetzen (Pühretmayer 2002:304f.).

Aus diesem Grund sei der Streikbegriff zwar wichtig, um an den transnationalen Kontext anzuknüpfen, soll aber nicht nur im Sinne von Arbeitsniederlegung gelesen werden, sondern als „kämpferischer Begriff“, der auch „Widerstand und Machtanspruch ausdrückt“ (Autor\_innenkollektiv 2011). In diesem Sinne verweist der Begriff auf die Arbeitsverhältnisse von Migrant\_innen, darüber hinaus geht es aber auch darum, *„die Normalität zu bestreiten, den Alltag zu bestreiten und auch sozusagen den Streikbegriff zu ändern und damit wiederum [...] eine neue Form der Politisierung voranzubringen“* (L).

## 2.2.4 SELBSTVERSTÄNDNISSE, FORDERUNGEN, INTERVENTIONEN

In Texten sowie in den für diese Arbeit durchgeführten Interviews wird vom Migrant\_innenstreik als Bündnis, Zusammenschluss, Bewegung, Initiative, Organisierung oder Allianz gesprochen. Begriffe, die unterschiedliche Assoziationen wecken, Einigkeit scheint es jedoch dahingehend zu geben, dass der Transnationale Migrant\_innenstreik – bzw. das Plenum – ein Sammelbecken für verschiedene Einzelpersonen und Initiativen sein soll. Die Formation des Plenums soll auch bezwecken, dass kleinere Gruppen und Organisierungen sich artikulieren können, da ansonsten meist nur größere NGOs und zivilgesellschaftliche Organisationen Zugang zu Sichtbarkeit und Ressourcen haben, so ein Interviewpartner (E). Dabei ist wünschenswert, dass Inhalte aus dem Plenum in andere Gruppierungen zurückgetragen werden, Personen sollten sich jedoch nicht als Stellvertreter\_innen ins Plenum setzen, sondern sich fragen: *„Wie kann ich mitmachen, ohne die Organisation in den Vordergrund zu stellen?“* Dabei ginge es nicht darum, dass sich Organisationen *„verstecken müssen“*, sondern darum, Hierarchien abzubauen, die aufgrund unterschiedlicher Ressourcen existieren (E).

Das Thema Machtverhältnisse und die Frage, wie diesen entgegengewirkt werden kann, prägen auch die Ausgangspositionen des Migrant\_innenstreiks:

*„Also die ganze Plenararbeit hat damit angefangen, was es bedeutet, einen Tag für oder von Migrant\_innen auszurufen, was bedeutet es, uns so zu positionieren und wie wollen wir das, also wie wollen wir auftreten, mit was für Ideen, ja. Was für eine Rolle sprechen wir uns selber zu, die uns halt sonst abgesprochen wird.“ (E)*

Eine Antwort auf diese Fragen ist die Positionierung von Migrant\_innen in Sprecher\_innenpositionen, um ihre Sichtbarkeit zu erhöhen. Diese Strategie sei an sich nichts Neues, erwähnen mehrere Interviewpartner\_innen. *„Das hat halt schon eine lange Geschichte in Wien“*, so ein Aktivist (O). Auch eine andere Person meint dazu, es hätte in Europa viele Bewegungen gegeben, die Bezug auf ein *„Migrant\_innensein“* oder *„auf ihre migrantische Identität“* genommen haben. So zum Beispiel Migrant\_innen in den 1960er und 70er Jahren, die in Betrieben für bessere Arbeitsverhältnisse gekämpft haben – *„Personen, die zum Migranten gemacht worden sind, haben sich dann darüber artikuliert und für (.) gleiche Rechte oder für soziale Rechte oder für gleiche Partizipation gekämpft“* (L). Neuartig scheint hier aber die angriffsfreudige, lustige und kreativ-subversive Herangehensweise zu sein, die sich aus der Zusammensetzung der Gruppe ergibt (siehe Kapitel 6.1.2). So vermutet eine Aktivistin, dass der Transnationale Migrant\_innenstreik 2011 deswegen so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, weil die Herangehensweise eine *„freche und keine klagende“* war (B18 B2). Diese *„Spaßkomponente“* und die *„Lust am Provozieren“* seien ihm sehr wichtig, meint zum Beispiel F im Interview. Die Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks wählen diese Strategien auch deswegen, weil sie nicht – wie oft klassische Anerkennungsbewegungen – danach streben, ihre Ähnlichkeit und Integrationswilligkeit in Bezug auf die Mehrheitsgesellschaft zu demonstrieren, sondern sich gänzlich in Opposition zu einer diskriminierenden Gesellschaft positioniert. In diesem Sinne handelt es sich nach Bratić (2000b:10) um eine partizipationsorientierte Organisation.<sup>17</sup> Auch lässt sich die politische Praxis des Migrant\_innenstreiks als eine postmigrantische bezeichnen, die der Soziologie Erol Yıldız (k.A.) als eine *„über ethnische und nationale Grenzen hinausgehende kosmopolitische Alltagspraxis“* von Gruppen, die *„mit den von außen zugeschriebenen ethnischen Sortierungen kreativ und subversiv umzugehen wissen“* beschreibt.<sup>18</sup>

Daran anlehnend könnte man die Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks auch als *activist citizens* bezeichnen. Den Begriff prägt der Politikwissenschaftler Engin Işın (2009:381),

---

<sup>17</sup> Wie in Kapitel 2.1.1 dargelegt definiert Bratić (2000b:10) partizipationsorientierte Organisationen als Organisationen, *„die ihre Stimme erheben, die sich in die Diskurse der Einheimischen einmischen und die Hegemonie der koalitionären Unterdrückung in Österreich zu durchbrechen suchen“*.

<sup>18</sup> Der Begriff an sich wurde jedoch während meiner Forschungszeit nie in einer größeren Runde diskutiert und nie als Selbst- oder Fremdbezeichnung verwendet, auch wenn ihn viele Aktivist\_innen kennen.

der mit diesem ein neues politisches Subjekt bezeichnet: "By contrast to active citizens who act out already written scripts such as voting, taxpaying and enlisting, activist citizens engage in writing scripts and creating the scene." *Activist citizens* sind laut İşin in *acts of citizenship* involviert, die u.a. neue Räume und Themen des Widerstands aufzeigen und jenseits von Grenzen agieren.

Die oben genannten Praktiken und Strategien verdeutlicht auch der Text „Am 1. März sprechen wir Sprachstreik“, der den vorherrschenden „Deutschzwang“ in Österreich thematisiert. Hier zeigt sich auch, wie der Transnationale Migrant\_innenstreik mit seinen Texten und Aktionen auf verschiedenen Diskriminierungsebenen eingreifen will. Zum einen auf der symbolisch-diskursiven (indem z.B. stereotype Vorstellungen von Migrant\_innen dekonstruiert werden), zum anderen auf der strukturell-institutionellen (indem z.B. auf Diskriminierungen in Bildung, Beruf, Alltag, etc. hingewiesen wird).

Der Aufrufkritisiert die Hierarchisierung von Sprachen, die zunehmende Fokussierung der öffentlichen Diskurse auf Deutschkenntnisse als Wundermittel für die hochgelobte „Integration“ sowie die Koppelung von Deutschkenntnissen an Rechte und Aufenthaltstitel, während strukturelle Diskriminierungen ausgeblendet bleiben. Als Reaktion zeigt der Transnationale Migrant\_innenstreik diese Diskriminierungen auf und positioniert sich gegen „monolinguale Monotonie“:

„Wir sprechen gerechtisch, lustisch, politisch und kämpfisch. Rozumiješ mi? Wir lassen uns nicht eindeutschten. Wir sind hier und reden mehrsprachig! Auf der Straße mit Slang und eigenem Akzent, in der Arbeit gscheit, in der Schule gleich in mehreren Sprachen und wie wir es für angebracht halten, wie es uns passt. Weil es unser Recht ist und unsere Freude, und weil Sprache das Mittel ist, mit dem wir uns zur Wehr setzen!“ (URL 8)

Gleichzeitig stellt sich die Organisierung die Frage, wie von Migrant\_innen als politischen Subjekten gesprochen werden kann, wenn diesen Subjekten sehr unterschiedliche Lebensrealitäten zugrunde liegen. Eine Artikulationsform ist das strategische Wir, das „unkorrekt‘ mit zugewiesenen Identitäten“ umgeht und nicht auf einer gemeinsamen Herkunft oder vermeintlichen Identität aufbaut – „Grenzen sind uns zu eng, sie passen nicht zu uns“ (URL 7). Stattdessen geht es darum, ein inklusives antirassistisches Wir zu schaffen, das alle Aktivist\_innen, die Teil der Organisierung sein wollen (E). „[D]as gemeinsame Projekt heißt Widerstand gegen politische und gesellschaftliche Machtverhältnisse, die Ungleichheiten und Ausschlüsse produzieren“, heißt es dazu im Aufrufkritext für den 1. März 2011. Der Aktionstag soll zum Anlass genommen werden, um „in Unterschiedlichkeit eine gemeinsame, neue Sprache zu finden. Wir laden alle ein, sich über Identitäten und Zugehörigkeiten hinaus an diesem Protest zu beteiligen und gegen Rassismus zu streiken.“ (URL 7) Dabei lässt sich das Wir aber nicht

festmachen, da es sich in einem Spannungsverhältnis befindet: „Einerseits meinen wir nicht ‚wir Migrant\_innen‘, weil das waren wir nicht alle und andererseits kann man jetzt auch nicht total liberal werden und sagen ‚wir sind alle‘ und sind gleichermaßen betroffen von Rassismus“ (N).

In diesem Sinn trägt der Transnationale Migrant\_innenstreik auch durchaus queere Elemente in sich, wenn man queer als anti-assimilatorischen Standpunkt (Gamson 1995:395) oder als politische Protestbewegung, die nicht auf Identitäten aufbaut, sondern auf Solidarität und gemeinsamen Interessen (Genschel 2005).<sup>19</sup>

Das angesprochene Spannungsverhältnis, das sowohl das gemeinsame Wir, als auch die Ausgangspunkte für und die Formen der Zusammenarbeit prägt, ist auch das Spannungsverhältnis, in dem sich meine Arbeit bewegt.

---

<sup>19</sup> Näheres zur Bedeutung von queer und der Umlegung des Begriffs auf gesellschaftliche Kämpfe in Kapitel 3.2.2.

# IDENTITÄT, DIFFERENZ, GLEICHHEIT IN THEORIE UND PRAXIS

---

„Das schwierige Verhältnis von Gleichheit und Differenz durchzieht kontinuierlich die alten und aktuellen Debatten um Wir-Gruppen in den rassistischen wie anti-rassistischen Diskursen. Diese Begriffe sind nicht per se schuldig oder unschuldig, unterdrückend oder emanzipatorisch, sondern unterliegen einem fließenden Bedeutungswandel. Ihre sozialen Wirkungen und semantischen Bedeutungen entfalten sich erst im Kontext der jeweiligen Artikulation. Daher gibt es keine sichere und unveränderliche Position in diesem Diskurs. Es ist diese relative Unbestimmtheit und intellektuelle Flüchtigkeit, die eine Auseinandersetzung mit den Fragen nach Einheit und Diversität, Gleichheit und Differenz, Kollektiv und Individuum, Universalismus und Partikularismus so außerordentlich spannend, aber auch schwierig macht.“ (Kien Nghi Ha 2004:13)

Kien Nghi Ha's Zitat nimmt bereits all jene Aspekte vorweg, die in diesem Kapitel thematisiert werden sollen und verweist gleichzeitig auf die Schwierigkeit, sich in diesem Feld der vermeintlichen Polarisierungen zu bewegen. So soll es hier um die „politische und akademische Laufbahn“ des Begriffes *Identität* gehen, sowohl innerhalb sozialer Bewegungen als auch innerhalb wissenschaftlicher Diskurse. Den roten Faden bildet die Gleichheit-Differenz-Debatte, die für meine Fragestellung einen wichtigen Kontext bietet und hier im Rahmen feministischer, poststrukturalistischer und postkolonialer Analysen diskutiert werden soll. Dabei geht es – wie Nghi Ha (2004:13) auf den Punkt bringt – um „Fragen nach Einheit und Diversität, Gleichheit und Differenz, Kollektiv und Individuum, Universalismus und Partikularismus“ und um die Frage, wie in diesen Spannungsfeldern *Identitäten* und *Subjekte* verhandelt und dargestellt werden.

Das folgende Kapitel gliedert sich in drei Unterkapitel. In einem ersten Schritt soll die Bedeutung von Identität und kollektiver Identität für das Feld der sozialen Bewegungen verdeutlicht werden (Kapitel 3.1). *Identität* entwickelte sich in den 1960er/ 70er Jahren zu einem wichtigen politischen Schlagwort in den sog. Neuen Sozialen Bewegungen und erlangte auch als Analysekategorie innerhalb der Wissenschaft Prominenz. Neben einer geschichtlichen Kontextualisierung dieser Bewegungen und ihrer Erforschung stelle ich auch einige Versuche vor, Regelmäßigkeiten im (strategischen) Umgang mit kollektiven Identitäten festzustellen. Dabei beziehe ich mich primär auf soziologische Literatur, da ich feststellen musste, dass die Kultur-

und Sozialanthropologie nur wenig zu einer Theoriebildung in Bezug auf soziale Bewegungen beigetragen hat.<sup>20</sup>

Die zunächst eher allgemein gehaltenen Ausführungen werden in einem weiteren Schritt anhand des Beispiels von Frauen- und feministischen Bewegungen veranschaulicht. Besonders die Kritik von *Women of Color* und *Black Feminists* an den Universalismen der weißen Frauenbewegungen haben maßgeblich zu den Diskussionen über Identität, Gleichheit und Differenz beigetragen. Mein Fokus liegt hier auf Diskussionen im anglo-amerikanischen und deutschsprachigen – v.a. bundesdeutschen – Raum.

Zeitgleich gewannen auch poststrukturalistische Ansätze an Bedeutung, die den Identitätsdiskursen durch den proklamierten „Tod des Subjektes“ eine neue Wende gaben. So wurde das bis dato als einheitlich und stabil wahrgenommene Subjekt durch die poststrukturalistische Dekonstruktion fragmentiert. Die oben genannten Entwicklungen führten in den Humanwissenschaften zu der sog. Krise der Repräsentation, bzw. Krise der Differenz. Innerhalb der Anthropologie ging diese Hand in Hand mit der „*writing culture*“-Debatte, die das Fundament der etablierten anthropologischen Arbeitsweisen erschütterte. Diese Krisen wirkten sich dahingehend auf die politische Theorie und Praxis aus, dass sie kollektive Identitäten grundsätzlich in Frage stellten und zahlreichen emanzipatorischen Bewegungen – so die Kritiker\_innen – den Boden unter den Füßen wegzogen. Viele dieser kritischen Stimmen finden sich innerhalb postkolonialer Theorien. Mit Blick auf koloniale Befreiungsbewegungen sowie auf andere emanzipatorische Bewegungen, holen sie die zum Teil sehr abstrakten Konzepte poststrukturalistischer Theoretiker\_innen gewissermaßen auf das Feld der Praxis zurück und

---

<sup>20</sup> Der Anthropologe Arturo Escobar (1992) geht der Frage nach, warum sich die Kultur- und Sozialanthropologie bis dato so wenig in das Forschungsfeld der sozialen Bewegungen eingebracht hatte. Als einen Grund nennt er die Ausrichtung der Anthropologie, Kulturen als Einheit zu beforschen und weniger in all ihren Differenzierungen und Fragmentierungen. Darüber hinaus stellt Escobar eine strikte Aufgabenteilung der Disziplinen fest – das Thema soziale Bewegungen fiel traditionell nicht in jene der Sozialanthropologie, sondern in jene der Soziologie. Er weist auf Forschungsrichtungen und -ansätze hin, die als „Vorläufer“ der Theorien zu sozialen Bewegungen innerhalb der Anthropologie gelten können: So erwähnt er u.a. Forschungen zu Cargo-Kulten und religiösen politischen Bewegungen, die zwischen den 1940er und 1960er Jahren besonders prominent waren sowie sog. *ethnographies of resistance*, die in den 1970er Jahren populär wurden. In diesen Jahren fanden auch Ansätze der politischen Ökonomie breiteren Einzug in die Anthropologie, die dazu beitrugen, dass auch die Länder der „Westlichen Peripherie“ als Akteur\_innen im globalen kapitalistischen System wahrgenommen wurden. Als eine neuere Erscheinung in der Forschung erwähnt Escobar auch *advocacy anthropology*, also Forschung, die dezidiert Stellung bezieht und politische Forderungen artikuliert. *Advocacy anthropology* kann der *applied anthropology* zugeordnet werden, die ihren Ursprung in der Zusammenarbeit mit Kolonialadministrationen hat, aber heute v.a. im NGO-Bereich und im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit zum Einsatz kommt. Dabei handelt es sich oft um Auftragsforschung, die sehr unterschiedliche Formen annehmen kann. So verweist der Untertitel eines Artikels von Peter Kellett (2009) auf die Frage, ob es sich hierbei um ein aktives Engagement oder doch um eine passive Forschung handelt.

Escobars Artikel ist aus dem Jahr 1992 und kann die Frage nach Gründen für die Absenz anthropologischer Theorieentwicklung in Bezug auf soziale Bewegungen nicht für die Gegenwart beantworten. Diese Frage muss wohl offen bleiben, da auch June Nashs viel zitiertes Buch „*Social Movements. An Anthropological Reader*“ (2004) keine Antworten bietet, bzw. den Versuch verabsäumt, theoretische Schlussfolgerungen aus den darin diskutierten Fallstudien zu ziehen.

zeigen Handlungsmöglichkeiten innerhalb des Spannungsverhältnisses zwischen Essentialisierung und Dekonstruktion auf.

Wie bereits oben erwähnt, stehen politische Theorie und Praxis in einer Wechselwirkung zueinander, daher darf die hier gewählte Reihenfolge von Themen und Ereignissen weder als chronologische, noch als lineare gelesen werden. Ebenso sind politische Theorie und Praxis nicht als gegensätzliche und von einander abgrenzbare Pole zu verstehen. „Theorie ist eine Praxis“ schreibt die Politikwissenschaftlerin Isabel Lorey. „Das heißt, Theorie ist nicht das Gegenteil von Praxis, sondern ist selbst eine gesellschaftliche Praxis.“ (Lorey 1998:95) Gleichzeitig führen Praxen wieder zu einer Veränderung von theoretischen Sichtweisen. Die folgenden Kapitel werden diese Wechselwirkung verdeutlichen.

### 3.1 **essentialisiert?!** *IDENTITÄT ALS AMBIVALENTER KAMPFBEGRIFF IN SOZIALEN BEWEGUNGEN*

„Im Namen der Identität werden Kriege geführt und Grenzen abgeschottet, gleichsam dient sie emanzipatorischen Bewegungen als wirksames Mittel. Identitäten sind in gewisser Weise Namen, die Eigennamen nicht ersetzen, ihnen vorausgehen und in ihnen weiterleben. Sie verwandeln Individuen in kollektiv verfaßte Subjekte. Und aus Subjekten machen sie feststellbare soziale Größen und mobilisierbare Massen.“ (Hakan Gürses 2000:1)

#### 3.1.1 *KOLLEKTIVE IDENTITÄT ALS POLITISCHES SCHLAGWORT UND ALS ANALYSEKATEGORIE IN SOZIALEN BEWEGUNGEN*

Frühe soziale Bewegungen – so z.B. Gewerkschafts-, Arbeiter\_innen- und Bauern-/ Bäuerinnenbewegungen (Zimmering 2005:4) – formierten sich oft aufgrund bestimmter materieller und ökonomischer Interessenslagen. Dabei war das Konzept der Klasse die zentrale Kategorie, die kollektives Handeln ermöglichte (Stuart Hall 1994:70). Das änderte sich in den 1960er und 1970er Jahren u.a. mit der Entstehung der sog. Neuen Sozialen Bewegungen. Diese bildeten sich zum einen auf der Basis von Ideologie und Werten, wie zum Beispiel Friedens-, Ökologie- oder Student\_innenbewegungen (Bernstein 2005, Brand 1985, Polletta/ Jasper 2001). Zum anderen entstanden Bewegungen, die sich um *status identities* (Bernstein 2005) formierten und sich mit *cultural politics* (İşin/ Wood 1999) bzw. *cultural struggles* (Escobar 1992) auseinandersetzten. Im Unterschied zu den früheren sozialen Bewegungen ging es jetzt

vermehrt um kulturelle, ethnische und sexuelle Rechte, um politische Partizipation, um die Infragestellung von Normen und die Anerkennung alternativer Lebensweisen (Bernstein 2003 und 2005). So entstehen soziale Bewegungen an den Kreuzungspunkten von „culture, practice (collective and everyday), and politics“ (Escobar 1992:396).

Viele dieser Bewegungen konnten bereits auf eine längere Geschichte zurückblicken, waren also in diesem Sinn nicht unbedingt „neu“. Das „Neue“ bezog sich eher auf die Mobilisierungskraft, die sie in diesen Jahren erreichten (Brand 1985). Diese wird in der Theorie u.a. auf makrostrukturelle Veränderungen durch die sog. Modernisierung zurückgeführt und auf die Entstehung einer postindustriellen Gesellschaft, die u.a. ein stärkeres Bedürfnis nach individueller Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Emanzipation freisetzte (Bernstein 2005, Brand 1985, Escobar 1992). In Bezug auf soziale Bewegungen führte die zunehmende Individualisierung auch dazu, dass sich Menschen immer mehr in situations- und themenspezifischen Koalitionen bewegten und dadurch die zuvor so wichtige Klassenzugehörigkeit unterliefen (Beck 1983). „Man kann dabei auf mehreren Hochzeiten tanzen“, schreibt hierzu Ulrich Beck (1983:56), wodurch sie innerhalb der Gruppen und Bewegungen auf lockeren Netzwerken aufgebaute Organisationsstrukturen entwickeln. Diese Netzwerke entwickelten sich vor allem im Zuge der Globalisierung über nationale Grenzen hinweg (Zimmering 2002). June Nash (2004:1f.) konstatiert, dass gerade diese transnationalen Vernetzungen zu einer globalen Zivilgesellschaft beigetragen haben, die sich für soziale Gerechtigkeit einsetzt.

Zeitgleich zur Entstehung Neuer Sozialer Bewegungen gab es auch in anderen politischen und theoretischen Zusammenhängen einen *cultural turn*. Das Konzept des „gesellschaftlichen Hauptwiderspruchs“ Klasse geriet im Diskurs und in der Analyse vieler Aktivist\_innen und Akademiker\_innen „ins Abseits, ja regelrecht in Misskredit“ und erlangte erst wieder durch Intersektionalitätsansätze und der Kritik von *Women of Color* und anderen Feministinnen an Relevanz (vgl. Klinger/ Knapp 2005, 2007:33)<sup>21</sup>. Stattdessen wurde der Begriff *Identität* zum neuen Ausgangspunkt und Schlagwort des politischen Aktivismus. An Prominenz gewann auch der Begriff Differenz, der für Mitglieder von politischen Gruppen – sich als „different“ zur Mehrheitsgesellschaft sehend – eine gemeinsame Basis bildete.

Auch innerhalb der Sozialwissenschaften erlangte der Begriff *Identität* an Prominenz und ab den 1970er Jahren boomte die *Identitätsforschung* (u.a. Bernstein 2005, Brubaker/ Cooper 2000, Escobar 1992, Gamson 1995, Polletta/ Jasper 2001). Dies veranlasste manche Autor\_innen einen skeptischen Blick auf diese begriffliche Monopolstellung zu werfen. So kritisiert z.B. Gingrich (2004) den Trend, sämtliche Problemstellungen mit dem Begriff der *Identität* in

---

<sup>21</sup> Auf Konzepte der Intersektionalität wird in Kapitel 3.1.3 näher eingegangen.

Beziehung zu setzen, während Hekman (2000:289) in Bezug auf die feministische Theorie konstatiert, dass die Beschäftigung mit *Identität* zu einer Art Obsession geworden ist.

Der Politikwissenschaftler Zirakzadeh (2006) unterscheidet innerhalb der Forschung zu sozialen Bewegungen zwischen drei Wellen. Die erste Welle bezieht sich auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, in der das Hauptaugenmerk auf den Zusammenhängen zwischen Moderne, Industrialisierung und sozialer Bewegung lag. Aufgrund der faschistischen Entwicklungen in Europa, wurden soziale Bewegungen eher als Bedrohung der Demokratie gesehen. Das änderte sich erst in den 1960er Jahren, als die oben erwähnten neuen Bewegungen entstanden, an denen auch viele Theoretiker\_innen und Wissenschaftler\_innen selbst teilnahmen. Zunächst rückten *rational-actor*-Ansätze in den Vordergrund (*resource mobilisation* und *political process* Ansätze), die sich v.a. mit Fragen von Ressourcen, Mobilisierung und Risikobereitschaft auseinandersetzen. Die Vertreter\_innen dieser Ansätze zählt Zirakzadeh (2006) zur zweiten Forschungswelle. Im Rahmen der dritten Welle sieht er dann kollektive *Identität* in den „Kanon sozialwissenschaftlicher Forschung“ aufgenommen.

Zwar war das Thema der kollektiven *Identität* in den *rational-actor*-Ansätze nicht komplett abwesend, allerdings gingen viele dieser Theoretiker\_innen von einem statischen *Identitäts*konzept aus, was in der Überzeugung mündete, dass *Identität* den sozialen Bewegungen immer vorausgeht. Das bedeutet, dass sich Menschen aufgrund ihrer *Identitäten* zu Gruppen zusammenschließen. Innerhalb der Ansätze zu Neuen Sozialen Bewegungen – die *Identität* als Prozess verstehen – finden sich differenziertere Sichtweisen (Gamson 1995:392). So argumentieren zum Beispiel Della Porta und Diani (2006:98f.), dass in sozialen Bewegungen „Identität“ und „Aktion“ in einem ständigen Wechselverhältnis zueinander stehen. Darüber hinaus weisen sie darauf hin, dass dieses Wechselverhältnis subjektive Auswirkungen hat und kollektive *Identität* einen „meeting point for histories, personal needs, and heterogenous representations“ darstellt (Della Porta/ Diani 2006:99). Auch Jasper und Polletta (2001:286) argumentieren, dass *Identitäten* nicht auf statischen Kategorien basieren, sondern aufgrund von ähnlichen Positionen in Netzwerken entstehen.

Gleichzeitig wird auch anerkannt, dass *Identitäten* von sozialen Bewegungen je nach Situation und Kontext unterschiedlich verhandelt und dargestellt werden, so dass manchmal die Homogenität, manchmal die Heterogenität der Gruppe im Vordergrund steht. Dabei spielt eine wichtige Rolle, ob diese Diskurse in privaten oder öffentlichen Räumen geführt werden, wer das jeweilige Gegenüber bildet oder auch wer als „Feind“ dargestellt werden soll (Bernstein 2005, Jasper/ Polletta 2001, Lichterman 1999).<sup>22</sup> So sind diese Überlegungen auch Basis für die Entscheidung zwischen *identity as critique* und *identity as education*. In ihren Forschungen zu

---

<sup>22</sup> Dieser Aspekt wird in Kapitel 3.3 genauer diskutiert.

Schwulen- und Lesbenbewegungen in den USA stellte z.B. die Soziologin Mary Bernstein (2005) fest, dass sich diese der ersten Strategie bedienten, um Homophobie in der Mehrheitsgesellschaft anzugreifen. Gruppen hingegen, die über eine gute Infrastruktur verfügen und Zugang zu politischen Entscheidungen hätten, würden *identity as education* als weniger konfrontative Taktik wählen. Diese Gruppen sind nicht daran interessiert, das gesellschaftliche System per se zu hinterfragen, sondern Ähnlichkeiten zur Mehrheit herzustellen und politische Änderungen innerhalb des Systems einzufordern.

In der Literatur zu sozialen Bewegungen sprechen viele Theoretiker\_innen vom Konzept der *frames*, das diese *movement identities* (Jasper/ Polletta 2001:291) definiert. Wie der Name bereits suggeriert, bilden *frames* einen Rahmen um kollektive *Identitäten*, d.h. sie setzen Grenzen und erzeugen Inklusion und Exklusion. Gleichzeitig definieren diese *frames* auch die Ziele und die Oppositionen sozialer Bewegungen. In diesem Kontext weisen Della Porta und Diani (2006) auf die Schwierigkeit hin, eine Balance zwischen Reichweite und Selektivität zu schaffen und stellen sich die Frage, wie man kollektive *Identität* so fassen kann, dass sich möglichst viele Leute angesprochen fühlen, ohne dabei zu viele Kompromisse eingehen zu müssen.

Escobar (1992:403) bezeichnet die Arbeiten von Alain Touraine, Ernesto Laclau, Chantal Mouffe und Alberto Melucci als umfangreichste und bekannteste Beiträge zu sozialen Bewegungen in Europa. Er weist auch auf die Wichtigkeit von Lateinamerika für die vermeintlich „europäische Theorieproduktion“ hin. So hätten viele wichtige Theoretiker\_innen (u.a. Touraine, Mouffe, Laclau) lange Zeit in lateinamerikanischen Ländern verbracht und seien wesentlich durch ihre Aufenthalte geprägt geworden (Escobar 1992:411f.).

### 3.1.2 REGELMÄSSIGKEITEN IM (STRATEGISCHEN) UMGANG MIT KOLLEKTIVEN *IDENTITÄTEN*

Laut Literatur – sowohl aus dem Bereich „Neue Soziale Bewegungen“, als auch aus postkolonialen Perspektiven – gibt es einige Regelmäßigkeiten, die den oft strategischen Umgang von sozialen Bewegungen mit kollektiven *Identitäten* kennzeichnen. Die unterschiedlichen Theoretiker\_innen sprechen hier von Ebenen oder Phasen, die mal mehr, mal weniger eine lineare und universelle Entwicklung suggerieren.

Ich möchte im Folgenden einige dieser Ansätze vorstellen, die mir für diese Arbeit relevant erscheinen, weil sie verdeutlichen, dass der Umgang mit *Identitäten* immer von strukturellen Gegebenheiten abhängt und somit auch oft ein Wechselspiel zwischen dem Betonen und dem Abschwächen von Differenzen – „intern“ sowie „extern“ – darstellt (Bernstein 2003).

Mary Bernstein (2003:236f.) schlägt für die Analyse der Bedeutung von kollektiver *Identität* drei Ebenen vor. Die erste Ebene nennt sie „Identität als Empowerment“ und diese soll verdeutlichen, dass kollektive *Identität* notwendig ist, um eine Gruppe zu konstituieren und zum politischen Aktivismus zu mobilisieren. Dabei kann auf bereits existierende *Identitäten* zurückgegriffen oder es können neue geschaffen werden. Auf der zweiten Ebene ist *Identität* selbst das Ziel des politischen Aktivismus – so kann hier das Stärken, Infragestellen oder Dekonstruieren von *Identität* im Mittelpunkt stehen. „Identität als Strategie“ beschreibt die dritte Ebene, auf der Bewegungen dafür kämpfen, gesellschaftliche Normen aufzubrechen und alternative Lebensformen aufzuzeigen. Diesen Umgang mit *Identität* bezeichnet Bernstein als *identity deployment* - „identity deployment should be understood dramaturgically as the collective portrayal of the group's identity in the political realm.“

Jasper (1997, zit. in Polletta/ Jasper 2001:287) argumentiert, dass die legale Inklusion in einen Nationalstaat ein wichtiges Kriterium für die Wahl der Taktiken und Ziele sozialer Bewegungen darstellt. Jasper trifft hier eine Unterscheidung zwischen *citizenship*-Bewegungen und *post-citizenship*-Bewegungen.<sup>23</sup> Während erstere nach rechtlicher Integration und Inklusion streben – als Beispiel erwähnt Jasper die *Civil-Rights*-Bewegung sowie frühe Arbeiter\_innenbewegungen – sind die Mitglieder zweiterer bereits rechtlich „integriert“. Sie können ihren Fokus von legalen Forderungen auf „kulturelle“ Forderungen verlagern. Insofern eröffnet sich ihnen auch die Möglichkeit sich an Prozessen zu beteiligen, die Jasper als „creative reformulations of who they are“ bezeichnet (vgl. auch Nghi Ha 2000).

Stuart Hall (1989, zit. in Bernstein 2005) unterscheidet innerhalb „ethnischen“ politischen Bewegungen zwischen zwei Phasen. In der ersten Phase beschäftigen sich Gruppenmitglieder primär mit ihren „Geschichten“ und „Identitäten“, in der zweiten stehen komplexere Analysen im Vordergrund, die verschiedene Achsen der Diskriminierung einbinden. Exemplarisch beschäftigt sich Hall (1994:15 und 78ff.) mit der Entstehung Schwarzer politischer Gruppen in Großbritannien und beobachtet, dass ohne Schaffung einer defensiven kollektiven *Identität* als „Schwarze“ keine Politik gegen den Rassismus möglich gewesen wäre.

---

<sup>23</sup> Hier muss allerdings bedacht werden, dass sich die Definition von *citizenship* nur auf die rechtliche Lage bezieht. Viele Autor\_innen (vgl. u.a. Işin/ Wood 1999 und Işin 2002) haben den Begriff um soziale, kulturelle und ökonomische Aspekte erweitert.

Analog hierzu stellen Işın und Wood (1999) drei Phasen innerhalb der *cultural politics*-Bewegungen fest. Während sie in der ersten Phase von inhärenten, dauerhaften und universalistischen *Identitäten* ausgehen, entstehen in der zweiten Phase immer mehr Bewegungen, die die *Identitätskategorien* der ersten differenzierten und auf ihre spezifischen Erfahrungen aufmerksam machten. In der dritten Phase beobachten Işın und Wood (1999:14) diese Kategorien betreffend „a simultaneous and ambivalent desire both to affirm and to transcend them.“

Für die meisten der hier angesprochenen Bewegungen ist dieses *ambivalent desire* Ausgangspunkt heftiger Debatten, die in den folgenden Seiten thematisiert werden, ohne dabei die bereits angesprochene Bedeutung von gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen (Macht-)Strukturen aus den Augen zu verlieren.

### 3.1.3 DIFFERENZIERUNGEN VON IDENTITÄT IM RAHMEN VON FRAUEN- UND FEMINISTISCHEN BEWEGUNGEN

#### **Kritik von *Women of Color* und Schwarzen Feministinnen**

Beispielhaft möchte ich in diesem Kapitel Frauen- sowie feministische Bewegungen skizzieren, um den differenzierten und komplexen Umgang mit *Identitäten* innerhalb politischer Praxis und Theorie zu verdeutlichen. Diese Bewegungen entstanden an den Schnittstellen der bereits in der Einleitung angedeuteten Diskussionen um Gleichheit und Differenz und haben einen großen Beitrag dazu geleistet, diese voranzutreiben. Dies geschah zunächst innerhalb der *weißen* Frauenbewegungen in Bezug auf das männliche „Andere“, später rückten „interne“ Differenzen um Aspekte von „*race*“ und „*ethnicity*“ immer mehr in den Mittelpunkt der Debatte. Diese Verschiebung ist auf die Kritik von *Women of Color* und *Black Feminists* zurückzuführen, die in den USA der späten 1970er/ frühen 1980er Jahre artikuliert wurde und die *global sisterhood* in Frage stellten.

Diese Kritiker\_innen fühlten sich von der *weißen* Frauenbewegung nicht repräsentiert und stellten der dominanten feministischen Theorie die „Machtfrage“ (Singer 2003:228). Zentrale Kritikpunkte waren die *master narratives* der als *weißen*, bürgerlichen und heterosexuell kritisierten Bewegung. So stellten *Women of Color* u.a. das Primat des Geschlechterverhältnisses – des „Genderismus“ (Kossek 1997) – in Frage und führten Konzepte der *intersecting oppression* ein, um auf die Wichtigkeit anderer Strukturkategorien, wie „*race*“ oder Ethnizität, aufmerksam zu machen (Hill Collins 2000). Diese sollten allerdings nicht additiv

wahrgenommen werden, sondern multiplikativ. Das verdeutlicht auch die oft widersprüchlichen Subjektpositionen von Menschen, da sie je nachdem mit wem sie sich in Beziehung setzen dominant oder untergeordnet sein können (Kossek 1997).

Ein zentraler Text, der auf die gleichzeitig wirkenden Unterdrückungsmechanismen aufmerksam machte, war eine Veröffentlichung des 1974 gegründeten *Combahee River Collective*. In „A Black Feminist Statement“ (1982 [1977]) positionieren sich die Autor\_innen klar als *Schwarze*, lesbische und sozialistische Feministinnen und machen darauf aufmerksam, dass Unterdrückungsmechanismen sich überschneiden: „The synthesis of these oppressions creates the conditions of our lives.“

Teil dieser *master narratives* war auch der zentrale Slogan der *weißen* Frauenbewegung – „Das Persönliche ist politisch“. Patricia Hill Collins (1996) veranschaulicht anhand der Diskussion dieses Slogans die unterschiedlichen Zugänge von Frauen zu den vermeintlich universalen Themen feministischer Politik. Grundlage ihrer Überlegungen ist die Unterscheidung zwischen Individuum und Kollektiv. So schreibt sie, dass viele *weiße* Frauen als Individuen in den politischen Kampf eintraten, um dann erst dadurch eine Gruppe zu formieren. *Women of Color* hingegen, die historisch durch Rassialisierung bereits zu einer Gruppe *gemacht* worden waren, hatten demnach einen anderen Ausgangspunkt. So stünde persönliches Engagement für Einzelinteressen einem gemeinsamen Engagement für Gruppeninteressen gegenüber. Damit gingen und gehen auch Unterschiede einher, wie privater Raum wahrgenommen wird. Während für *weiße* Frauen der private Raum ein Raum sein konnte, wo ihnen individuelle Rechte entzogen wurden, war er für *Schwarze* Frauen ein Raum, in dem sie vor (kollektiven) Diskriminierungen in der Öffentlichkeit geschützt waren. So konkludiert Hill Collins, dass

„[...] das Verständnis von sämtlichen Konstruktionen – so auch vom ‚Persönlichen‘ und vom ‚Politischen‘ – durch die jeweilige Verortung von Frauen in den hierarchischen Herrschaftsstrukturen geprägt [ist]. Menschen, die durch die Systeme von ‚Rasse‘ und Klasse privilegiert sind, werden eher ein Modell des politischen Aktivismus entwickeln, das auf individuellen Rechten beruht, eben weil es ein Zeichen ihrer Privilegiertheit ist, als ‚Individuum‘ zu gelten. [...] Im Gegensatz dazu werden Menschen aus der Arbeiterklasse und/oder Menschen von Farbe, die im System von Rassen- und Klassendiskriminierung sozialisiert werden, ihrer Individualität beraubt. Dies fördert einen Zugang zum Persönlichen, der in einer Politik der Gruppenstandpunkte begründet liegt.“ (Hill Collins 1996:89)

Ein weiterer Kritikpunkt an den *weißen* Frauenbewegungen war der objektivierende und homogenisierende Blick auf die „andere“ Frau, die als Opfer ihrer Kultur und als zu befreiend konstruiert wurde (Franzki/ Aikins 2010, Hacker 2005, Kossek 1996, Rajan/ Park 2004, Stötzer 2004). Ein zentraler Text, der dieses Thema aufgriff, war Chandra T. Mohanty's „Under Western Eyes“ (1984). Durch die Analyse von Texten zeigt die Autorin auf, wie *weiße* Feministinnen auf dieser diskursiven Ebene das Bild einer homogenen und rückständigen „Dritte-Welt-Frau“ entwerfen, während sie sich selbst dadurch als fortgeschritten und

emanzipiert konstruieren können. Ähnlich argumentiert auch Gayatri C. Spivak (1994, zit. in Castro Varela/ Dhawan 2005:59), die im „internationalen Feminismus“ primär eine paternalistische Mission des Nordens sieht.

In Abgrenzung zum *weißen* Feminismus, aber auch im Sinne einer Neubesetzung und als Ausdruck emanzipatorischer Affirmation wurden Bezeichnungen *Women of Color* oder *Black* (mit großen „B“) angeeignet. Gleichzeitig waren sie aber nicht Referenzen auf biologische Kategorien, sondern politische Kategorien und „politische Farben“, die auf Ungleichheiten aufmerksam machen und auf der Ebene der sozialen Bewegungen und des politischen Aktivismus ein Gefühl von Kollektivität und Solidarität fördern sollten. So identifizierten sich viele Frauen aus Afrika, der Karibik oder Asien als *Black* oder als *Women of Color* (Brah 1992). Diese Begrifflichkeiten sind daher nicht essentialistisch zu verstehen.

„They represent struggles over political frameworks of analysis; the meanings of theoretical concepts; the relationship between theory, practice and subjective experiences; and over political priorities and modes of mobilization.“ (Brah 1992:138)

Die Kritik der *Women of Color* und *Black Feminists* wurde zwar nur langsam, aber dennoch von einigen *weißen* Feministinnen rezipiert. Eine „Antwort“ zum Beispiel die Etablierung der Kritischen Weißheitsforschung (*Critical Whiteness Studies*). In ihren Ansätzen geht es um einen Perspektivenwechsel weg von den *Betroffenen* rassistischer Diskriminierungen und hin zu ihren Produzent\_innen. Im Zentrum der Analyse steht die Unsichtbarkeit von *Whiteness*, da diese nicht als rassifiziert oder ethnisiert wahrgenommen wird, sondern oft „unsichtbar“ bleibt und dadurch auch die mit ihr verbundenen Privilegien verschleiert bleiben (Dietrich 2007:40).

Die *Critical Whiteness Studies* entwickelten sich zwar erst in den USA der 1990er Jahre, *Whiteness* war aber natürlich schon zuvor ein wichtiges Thema. Ein wichtiger Vorläufer ist allerdings W.E.B. Du Bois, der bereits in den 1920er Jahren zu den Herstellungsmechanismen von *Whiteness* arbeitete (Dietrich 2007).

Theoretikerinnen wie bell hooks, Gloria Anzaldúa, Audre Lorde, Alice Walker, Cherrie Moraga, Gayatri Spivak, Chandra Mohanty und Trinh Minh-ha entwickelten in den 1980er Jahren die Überlegungen von *Women of Color* auf unterschiedliche Weise weiter. Differenz wurde dabei sowohl in Bezug auf kritische Reformulierungen des Kultur- und Ethnizitätsbegriffs, als auch über die Möglichkeit politischer Allianzen, bis hin zu Aspekten des Postkolonialismus und der Dekonstruktion thematisiert (Stötzer 2004).

Die Kritiken von *Women of Color* und *Black Feminists* leisteten – wie bereits angedeutet – einen wichtigen Beitrag zu Intersektionalitätsdebatten. Diese können „vielfältige Genealogien“ aufweisen, weil sich in unterschiedlichen regionalen, akademischen und politischen Kontexten ähnliche Überlegungen zur Überschneidung von Diskriminierungen entwickelt haben (Walgenbach 2007). Dennoch war es erst die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw, die Ende der 1980er Jahre den Begriff Intersektionalität prägte. Das dahinterstehende Konzept wird oft kritisiert, da es nahelegt, dass verschiedene Machtachsen und „Identitätskategorien“ ausschließlich an „Kreuzungspunkten“ aufeinandertreffen, während sie ansonsten unabhängig voneinander existieren (Dietze u.a. 2007). So würden die Machtachsen, bzw. Diskriminierungsachsen nur additiv – anstatt multiplikativ – zusammengedacht werden, was Kategorien essentialisieren (Yuval-Davis 2006:195) und ihnen einen „genuinen Kern“ zuschreiben würde (Walgenbach 2007). Eine Weiterentwicklung ist der Begriff „Interdependenz“, der deutlicher machen soll, dass all diese Kategorien per se als interdependent gedacht werden müssen. Das bedeutet, dass keine Kategorie begreifbar oder analysierbar ist, wenn nicht die anderen Kategorien mitgedacht werden (vgl. Dietze u.a. 2007, Walgenbach 2007).

Die oben angeführte Kritik steht laut Kathy Davis für eine Anpassung der Intersektionalitätsdebatte an den europäischen Kontext. Das Konzept fasste Mitte der 1990er Jahre in Europa, v.a. in Großbritannien, Fuß und erfuhr eine Reihe von Interventionen. Viele europäische Theoretiker\_innen betrachteten den US-amerikanischen Fokus auf Erfahrungen, Standpunkte und Differenz mit einiger Skepsis - „The insistence on identity politics not only seemed old-fashioned in the European context, but it reeked of essentialism and reductionism – cardinal sins in European feminist scholarship.“ (Davis 2008:29)

Der ursprünglichen Trias von „race“, Klasse und Geschlecht werden immer mehr Diskriminierungsachsen hinzugefügt, so zum Beispiel Alter, Krankheit, Behinderung, sexuelle Orientierung, religiöse Überzeugung und Sprache. Gemeinsam ist diesen Kategorien, dass sie als nur schwer veränderbar wahrgenommen werden (Klinger 2008:39).<sup>1</sup> Cornelia Klinger (2008) und Gudrun-Axeli Knapp (Klinger/ Knapp 2007) – v.a. im deutschsprachigen Raum bekannte Theoretikerinnen zu Intersektionalität – kritisieren den einseitigen Fokus der Intersektionalitätsdebatte auf das Individuum sowie die Analyseperspektive auf die Mikro- und Mesoebene, und plädieren stattdessen dafür, die „Achsen der Ungleichheit“ in den Blick zu nehmen, die den jeweiligen Strukturkategorien zugrunde liegen.

## Verzögerte Rezeptionen und Adaptationen im deutschsprachigen Raum

Mit einigen Verzögerungen wurden die Kritiken von *Women of Color* und *Black Feminists* im deutschsprachigen Raum rezipiert und an die jeweiligen Ausgangslagen adaptiert. Der Fokus liegt hier auf den bundesdeutschen Debatten Entwicklungen, weil sich die meisten Publikationen fast ausschließlich auf Deutschland konzentrieren. Dennoch können die Debatten und Analysen teilweise auch auf Österreich umgelegt werden. Die jüngere Geschichte (Nationalsozialismus, „Gastarbeiterregime“, etc.) sowie ähnliche Konstruktionen von nationaler *Identität* legen einen Vergleich der beiden Länder nahe. Innerhalb des österreichischen Kontexts ist es jedoch wesentlich schwieriger, die einschlägigen Publikationen und Veranstaltungen auszumachen, die in Deutschland richtungsweisend waren. Zum einen scheint das Problem darin zu liegen, dass es diese Eckpfeiler nicht gab, zum anderen, dass es zwar vergleichbare Debatten gab, diese aber nicht gut dokumentiert sind. Insofern kann ich Belinda Kazeems Forderung, sich mit den Beiträgen von migrantischen und *Schwarzen* Frauen im „hier“ und „jetzt“ zu beschäftigen, nur bedingt nachkommen (Kazeem 2007).

Um diese Lücken zumindest teilweise zu schließen, frage ich im Zuge der Gespräche für meine Diplomarbeit einige Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks nach ihren Erklärungen für diese Unterschiede. Eine Person meint, in Österreich sei die Situation sehr ausschließend und ignorant. So seien z.B. institutionelle Strukturen in Österreich weniger durchlässig als in Deutschland, weshalb z.B. viele *Schwarze* Wissenschaftler\_innen und Künstler\_innen wegziehen und an anderen Orten versuchen, wahrgenommen zu werden. Dadurch würden viele intellektuelle Migrant\_innen in Österreich, die sich mit Antirassismus und Antisexismus beschäftigen mehr aus dem Bereich des Aktivismus kommen und weniger aus dem akademischen Bereich. Gleichzeitig seien die Kämpfe auch weniger essentialistisch, meint die Aktivistin. Vermutlich weil die Szene relativ klein ist, wird eher versucht, Kräfte zu bündeln anstatt Differenzen ausdiskutieren, obwohl auch letzteres produktiv sein könnte (P20 NI). Es gab zwar einige Publikationen, die sich schon früh mit den Überschneidungen von (Anti-)Rassismen und Feminismen auseinandersetzten<sup>24</sup>, diese stellten jedoch keine Selbstrepräsentationen dar und beschäftigten sich auch nicht mit der Situation in Österreich, aber trugen dazu bei, die Debatten aus dem anglo-amerikanischen Raum in Österreich bekannter zu machen.

Aus diesen Gründen konzentriere ich mich in den folgenden Ausführungen auf Deutschland, hoffe aber bereits im Kapitel über meine Forschungskontexte (Kapitel 2.1) verdeutlicht zu

---

<sup>24</sup> Siehe unter anderem: Fuchs/ Habinger 1996, Schein/ Strasser 1997.

haben, dass es auch in Österreich viele Aktivist\_innen gibt, die für ihre Rechte, Sichtbarkeiten und Räume kämpfen.

Im deutschsprachigen Raum entfachte die Kritik am *weißen* Feminismus erst in den 1980er Jahren – in Folge von Migrationen aus ehemals kolonialisierten Ländern und im Rahmen des sog. „Gastarbeiterregimes“ – eine breitere Diskussion, also wesentlich später als in anglo-amerikanischen Ländern. Differenzen wurden zwar zuvor selektiv wahrgenommen, aber entweder in einen Opfer-Diskurs (Frauen als Opfer ihrer Kultur) oder in einen Diskurs von Multikulturalismus und Vielfalt eingebettet (Lutz 2001).

Unter anderem können Gründe für diese „Verzögerung“ darin liegen, dass viele Migrant\_innen nicht die deutsche Staatsbürger\_innenschaft besaßen und somit auch keine laute politische Stimme, aber auch, dass sie in der Frauen- und feministischen Bewegung unterrepräsentiert waren (Franzki/ Aikins 2010). Dies ging u.a. damit einher, dass Kritiken meist erst dann wahrgenommen wurden, wenn sie von *weißen* Autor\_innen formuliert wurden (Gutiérrez Rodríguez 2000). Birgit Rommelspacher (1999) betont die fehlende Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit als weiteren Grund für die späte Rezeption. Während in den angelsächsischen Ländern Rassismus sehr stark über Kolonialismus-Diskussionen thematisiert wurde, blieb dies in Deutschland aus, da sich Deutschland bis heute nicht als Kolonialmacht wahrnehmen will, bzw. die Fokussierung auf den Nationalsozialismus dies überlagert (Gutiérrez Rodríguez 2006, Lutz, 2001, Stötzer 2004).<sup>25</sup> Insofern wurde Rassismus lange Zeit nicht als strukturelles Problem wahrgenommen, sondern auf der individuellen, psychischen Ebene verortet (Gutiérrez Rodríguez 2006, Tißberger 2006).

In einem Vergleich der Entstehung von Rassismen in den USA und Europa hebt Dietze (2006) hervor, dass in den Vereinigten Staaten die Kategorie *Farbe* für den definierenden Rassismus ausschlaggebend war und im Kontext der Sklaverei und einer *weißen* Suprematie gesehen werden muss, die darauf abzielte befreite Sklaven in einer untergeordneten Position zu halten. Der europäische Rassismus hingegen steht v.a. mit dem Kolonialismus und Vorstellungen einer Zivilisationshierarchie in Verbindung und reproduziert sich durch die Migration aus den postkolonialen Ländern nach Europa. In dieser Hinsicht ist die Kategorie *Territorium* entscheidend.<sup>26</sup> Diese Kontextualisierung weist auf die Schwierigkeit hin, den Begriff „*race*“ bzw.

---

<sup>25</sup> Autorinnen wie Birgit Rommelspacher, Nora Räthzel, Annita Kalpaka, Helma Lutz und Fatima El-Tayeb haben sich ausführlich mit der Bedeutung des Rassismusbegriffs in der deutschen Geschichte auseinandergesetzt.

<sup>26</sup> Dietze (2006:221) merkt an, dass die Begriffe *Farbe* und *Territorium* nicht wörtlich, sondern als „ideologische Großformationen kultureller und zivilisatorischer Überlegenheits-Phantasmen“ verstanden werden sollten. So bedienen sich Rassismen im US-amerikanischen Kontext der Zuschreibung von *Farbe*, während im europäischen

als Kategorie oder Konzept auf Deutschland anzuwenden. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass Deutschland ein Land „free of race“ (Tißberger 2006) ist. Diese Tendenz findet ihren Ausdruck in Diskussionen über sog. kulturelle Differenz oder sog. Ausländerfeindlichkeit/ Fremdenfeindlichkeit, die begrifflich eine klare ideologische Abgrenzung von der Vergangenheit suggerieren (Kalpaka/ Rätzzel 1994 und Lutz 1993, zit. in Stötzer 2004). Darüber hinaus reproduziert der Begriff Ausländerfeindlichkeit die Konzeption Deutschlands als ethnisch homogene „Abstammungsgesellschaft“ (Rommelspacher 2002:55, zit. in Dietze 2006:225). Als wichtige strukturelle Änderung ist hier das Optionsmodell im Rahmen der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts (2000) zu nennen, die neben dem Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) auch ein Geburtsortprinzip (*ius soli*) einführt.

Die Werke und Ideen der *Women of Color*, bzw. der *Black Feminists* hatten maßgeblichen Einfluss auf die Debatte über die Verstrickungen von Rassismus und Feminismus in Deutschland und Österreich (Amesberger/ Halbmayr 2008 und Walgenbach 2007). Ab den 1980er Jahren wurde auch hier von Schwarzen, Jüdischen und migrantischen Frauen Kritik an Vereinnahmung, Paternalismus und Rassismus in der weißen Frauenbewegung geübt. Thematisiert wurden zusätzlich Fragen der Repräsentation, der Täterinnenschaft von weißen Frauen und die Forderung nach Subjektpositionierungen (Stötzer 2004 und Walgenbach 2007).

Wie auch in anderen Ländern, war die Kritik an der privilegierten Position der Kategorie Geschlecht ein wesentlicher Diskussionspunkt. Unter anderem griff Thürmer-Rohr (1994, zit. in Stötzer 2004) diese Argumentationslinie auf und kritisierte die verallgemeinernde Denkweise weißer Feministinnen als rassistisch. Dagmar Schultz (1990) macht darauf aufmerksam, die Ausblendung von Rassismen nicht als „blinden Fleck“, sondern als „weißen Solipsismus“ zu sehen, der sich im Denken und in den Vorstellungen widerspiegelt, dass „Weißsein die Welt beschreibt“ (Schultz 1990:34, zit. in Stötzer 2004:43).

Für die Eröffnung der Diskussion über die Verstrickungen von Feminismus und Rassismus in Deutschland waren v.a. drei Publikationen ausschlaggebend: 1981 veröffentlichte Dagmar Schultz den Artikel „Dem Rassismus in sich begegnen“ im feministischen Magazin „Courage“ und rief darin dazu auf, sich mit dem eigenen Rassismus und Antisemitismus auseinander zu setzen (Lennox 1995:482). Der Artikel blieb von weißen bürgerlichen Feministinnen weitgehend unbeachtet, eröffnete aber dennoch eine längst fällige Diskussion über den Zusammenhang von Feminismus und Rassismus (Lennox 1995, Stötzer 2004). Darüber hinaus

---

Kontext der Verweis auf eine andere geografische Herkunft gemacht wird, die als inkompatibel mit einem Deutschsein oder Österreichisch-sein konstruiert wird.

gründete Schultz im Jahr darauf den Orlanda Frauenverlag, der viele antirassistische feministische Bücher zum Thema herausbrachte (Stötzer 2004).

Eine weitere einflussreiche Publikation war Martha Marmozais „Schwarze Frau. Weiße Herrin“ (1982), die erstmals *weiß*-Sein thematisierte, indem die Autorin die Beteiligung *weißer* deutscher Frauen im Kolonialismus analysierte und kritisierte (Amesberger/ Halbmayr 2008, Tißberger u.a. 2006).<sup>27</sup>

Ein wichtiger Eckpfeiler war auch die Gastprofessur der Schwarzen US-Amerikanischen Feministin Audre Lorde an die FU Berlin im Jahre 1984, die *Schwarze Frauen in Deutschland* dazu ermutigte, sich selbstbestimmt als „Afro-Deutsche“ zu identifizieren und zu organisieren (Stötzer 2004).<sup>28</sup> Das Konzept der afro-deutschen *Identität* wurde in der von Lorde inspirierten Publikation „Farbe bekennen“ (Oguntoyel/ Opitz (Ayim)/ Schultz 1986) konkretisiert, die als dritte wichtige Publikation gilt. Das Buch war die erste Anthologie, die eine differenzierte Geschichte *Schwarzer* Frauen in Deutschland aufzeichnete und anhand autobiographischer Texte, Gruppendiskussionen, Gedichten und wissenschaftliche Analysen aufbereitete. Thematisiert wurden Kontinuitäten von der deutschen kolonialen und nationalsozialistischen Vergangenheit bis heute sowie gängige Stereotype über *Schwarze* Menschen und die Bedeutung von Interdependenzen (Della/ Nduka-Agwu 2010, Stötzer 2004). Dadurch wurden auch Rassismus und Sexismus als simultan aufeinander wirkende Formen der Gewalt diskutiert (Gutiérrez Rodríguez 2006). Als emanzipatorische Selbstbezeichnung ersetzt der Begriff Afrodeutsch hierarchisierende Fremdbenennungen und hat zu dem Zusammenkommen einer Gemeinschaft beigetragen. Heutzutage jedoch hat sich der Begriff *Schwarze Deutsche* vermehrt durchgesetzt, um alle als Schwarz identifizierte Menschen einzuschließen (Della/ Nduka-Agwu 2010:54).

Kritik an *der* deutschen Frauenbewegung wurde allerdings nicht nur von Seiten Schwarzer Frauen formuliert, sondern auch durch Migrantinnen, die u.a. in der Zeitschrift „Informationsdienst zur Ausländerarbeit“ Rassismus und Paternalismus in den Bereichen der Sozialarbeit und Pädagogik und die Vernachlässigung relevanter Themen für Migrantinnen kritisierten (Walgenbach 2007).<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Die Publikation wurde 1989 im Orlanda Verlag neu aufgelegt. Ihre Ideen entwickelte Marmozai in dem 1990 erschienenen Buch „Komplizinnen“.

<sup>28</sup> Della und Nduka-Agwu (2010:53) machen darauf aufmerksam, dass sich bereits in den 1920er Jahren *Schwarze Arbeiter\_innen*, *Gewerkschafter\_innen* und *Künstler\_innen* in Deutschland zusammenschlossen, um gemeinsam für ihre Rechte zu kämpfen.

<sup>29</sup> Vgl. u.a. Apostolidou 1980, Camblikbeli 1984, Kalpaka/ Rätzzel 1985 (zit. in Walgenbach 2007). Diese Kritik wurde in zwei Publikationen von Annita Kalpaka and Nora Rätzzel aufgenommen, die die Verstrickung von verschiedenen Formen der Diskriminierung diskutierten (Gutiérrez Rodríguez 2006): „Paternalismus in der

Eine wichtige Rolle spielte auch die jüdische Frauenbewegung. Die ersten Initiativen, in denen sich jüdische und nicht-jüdische Frauen mit der deutsch-jüdischen Geschichte und Antisemitismus befassten, waren der „Schabbeskreis“ in Berlin (1984 – 89) und die 1990 gegründete „Frauengruppe gegen Antisemitismus“ (Walgenbach 2007). Ihre Kritik an den *weißen* Feministinnen richtete sich v.a. gegen den Opfermythos in Bezug auf die Geschehnisse während des Zweiten Weltkrieges; auch die Mittäterinnen-These wurde als verharmlosend entkräftet (Jacoby und Lwanga 1990, zit. in Walgenbach 2007).<sup>30</sup>

In den 1980er und 1990er Jahren entstanden allerdings nicht nur Diskussionen und Konflikte zwischen *weißen* und nicht-*weißen* Feministinnen, sondern auch zwischen Migrantinnen, Jüdinnen und *Schwarzen* Frauen. In den 1990er Jahren entstand eine öffentliche Debatte, in der es um die Frage ging, in wie fern der Begriff *Schwarz* als politischer Oberbegriff geeignet, bzw. ausreichend ist, um die unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen zu umfassen, die von rassistischer Diskriminierung betroffen sind (Walgenbach 2007). So könne z.B. eine *weiße* jüdische Frau unter bestimmten Umständen ihre *weißen* Privilegien einfordern, während eine *Schwarze* Frau unter allen Umständen eine *Schwarze* Frau bliebe (Lennox 1995). Gleichzeitig könnte die Verwendung von Begriffen, die ursprünglich auf die äußere Erscheinungsform einer Person anspielen, die Diskriminierung anderer Gruppen (z.B. *weißer* Jüdinnen) verdecken (Tißberger 2006) und gleichzeitig z.B. Rassismen von Jüdinnen oder Antisemitismus von Seiten *Schwarzer* Feministinnen unthematisiert lassen (Walgenbach 2007). Zusätzlich läuft diese Begriffsverwendung Gefahr, Rassialisierung und Stereotypisierung zu reproduzieren (Amesberger/ Halbmayr 2008, Lennox 1995) und den Grad an „Betroffenheit“ von Rassismen in Relation zur Dichte der Melaninpigmentierung zu setzen (Nghì Ha 2004:103).

Für das Jahr 1995 macht Lennox die – wie es scheint noch immer aktuelle – Feststellung:

„Evidently no consensus has yet been achieved within German feminism about where racial demarcations are to be drawn. Far from a designation of natural biological qualities, ‚Schwarz‘ remains a highly unstable and fluid category with shifting boundary lines about whose contours no agreement exists even among antiracist feminists themselves.“ (Lennox 1995:494)

Bis in die frühen 1990er Jahre fanden die Konzepte der *Critical Whiteness Studies* und die Kritik von migrantischen, *Schwarzen* und Jüdischen Frauen nur wenig Beachtung auf akademischer Ebene oder im *weißen* Feminismus (Stötzer 2004, Tißberger u.a. 2006). Eine wichtige Rolle für

---

Frauenbewegung?! Zu den Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen eingewanderten und eingeborenen Frauen“ (1985) und „Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“ (1988).

<sup>30</sup> Trotz dieser umfassenden Kritik von unterschiedlich diskriminierten Menschen wurden manche Konstruktionen von Differenz kaum beachtet – so z.B. die Position von Roma und Sinti oder die Rolle von Alter und regionalen Unterschieden. Auch die Stimmen von Frauen mit Behinderung wurde oft überhört, obwohl sich diese ab den späten 1970er Jahren vermehrt in Frauengruppen organisierten (Amesberger/ Halbmayr 2008, Walgenbach 2007).

die Verbreitung dieser Kritik spielten die „beiträge zur feministischen theorie und praxis“ mit ihrer Ausgabe „geteilter Feminismus“ (1990).

Mehrere Autorinnen weisen darauf hin, dass diese Antwort im Kontext des Mauerfalls und des Aufschwungs nationalistischer und rassistischer Ideologie und Gewalt gesehen werden muss (u.a. Dietze 2006, Gutiérrez Rodríguez 2006, Stötzer 2004, Walgenbach 2007).

Man kann zwar sagen, dass sich ab den 1990ern in Deutschland ein größeres Bewusstsein für die Themen entwickelte, die von Migrantinnen, *Schwarzen* und Jüdischen Frauen aufgeworfen wurden, eine tiefgreifende Auseinandersetzung im akademischen Rahmen – im Gegensatz zu den USA, Großbritannien und den Niederlanden – fand jedoch nicht statt (Gutiérrez Rodríguez 2006, Stötzer 2004). Die selektive Wahrnehmung der antirassistischen Kritik drückte sich auch in der gönnerhaften Attitüde mancher *weißen* Feministinnen aus. Amesberger und Halbmayr (2008) kritisieren, dass die partielle Übernahme von Eigenbezeichnungen nicht als Ausdruck eines erweiterten Bewusstseins gesehen werden kann, sondern primär damit zu tun hatte, der aktuellen *Political Correctness* gerecht zu werden und somit die eigene Machtposition zu stärken.

Für das Jahr 1995 stellt Rommelspacher fest, dass es bis dato „so gut wie keine feministische Rassismusforschung [in Deutschland]“ gäbe (Rommelspacher 1995:102, zit. in Stötzer 2004:42). Im Widerspruch zu dieser Abwehr gegenüber der Thematisierung von Rassismus in Deutschland steht die Beobachtung, dass sich *weiße* Feministinnen im internationalen Kontext mit den Rassismusvorwürfen afro-amerikanischer Frauen auseinandersetzen und die Verschränkungen von „*race*“ und Klasse berücksichtigen. Dies zeigt, dass viele *weiße* Feministinnen die Kategorie „*race*“ für den deutschen Kontext als irrelevant beurteilten (Wollrad 2005). Stattdessen wurde das Thema Rassismus und die Texte von *Schwarzen*, Jüdischen und Frauen mit Migrationshintergrund weiterhin als „Sonderthema“ gehandhabt:

„Sie werden nicht als Analytikerinnen aktueller gesellschaftlicher Zustände registriert, sondern als empirische Beispiele für eine spezifische Situation: die der immigrierten Frau oder der Schwarzen Deutschen. Ihre Beiträge erfahren somit eine Aussonderung aus dem etablierten feministischen Diskurs. Rassismus wird zum Sonderproblem, das nur aufzutreten scheint, wenn von Schwarzen Frauen oder Migrantinnen die Rede ist.“ (Gutiérrez Rodríguez 1999b)

Mehrere Autor\_innen argumentieren, dass die grundlegende Ursache für das „Primat des Patriarchats“ (Rommelspacher 1995, zit. in Stötzer 2004) und die mangelnde Auseinandersetzung mit Rassismus in der Verdrängung des deutschen Kolonialismus liege (u.a.

Arndt 2002:332, zit. in Wollrad 2005:108) und an den Spezifika des „deutschen“ Rassismus liege. Ähnliches gilt vermutlich für den österreichischen Kontext.

Neben postkolonialen Ansätzen haben auch die Wissenschaftler\_innen der *Critical Whiteness Studies* viel zu diesen Themen gearbeitet. Wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Ansätzen ist der Perspektivenwechsel, vom diskriminierten zum diskriminierenden Subjekt. Den Perspektivenwechsel zwar als fruchtbar schätzend, bezweifeln jedoch mehrere Theoretiker\_innen die Umlegbarkeit dieser Ansätze auf den deutschen Kontext sowie die Brauchbarkeit dieser Konzepte, um rassistische Diskriminierungen aufgrund von ‚kulturellen‘, religiösen oder sozialen Faktoren zu begreifen (Amesberger/ Halbmayr 2008, Dietze 2006). Als komplementäre Ansätze können Birgit Rommelspachers Konzept der „Dominanzkultur“ und Gabriele Dietzes (2006) Konzept des „Kritischen Okzidentalismus“ gesehen werden.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind intersektionale Ansätze zum theoretischen Repertoire und die Aufzählung von „*race*“, *class*, *gender* zu einem Mantra (Davis 2008:20) vieler Feministinnen geworden<sup>31</sup>. Uremović und Oerter behaupten schon 1994, es sei mittlerweile in den meisten feministischen Kreisen verpönt, Feministin zu sein ohne sich mit der Unterdrückung anderer auseinanderzusetzen. Für heute scheint das mehr als wahr. Wie tiefgründig diese Auseinandersetzung allerdings ist, ist fragwürdig. Dennoch findet auch im deutschsprachigen Raum v.a. seit 2000 eine verstärkte und ernstzunehmende Diskussion von Feminismus und Rassismus statt.

## 3.2 unbehaglich?! ABSAGE AN DIE IDENTITÄTSPOLITIK ODER: WIE VIELE LEBEN HAT DAS SUBJEKT?

„Identitätspolitik ist – seit die Dekonstruktion boomt – total out!“  
(Maureen Maisha Eggers 2007:243)

Für die Mitte der 1990er Jahre stellt Gamson (1995) fest, dass das Thema kollektive *Identität* zwar in der gegenwärtigen Forschung zu sozialen Bewegungen eine wichtige Stellung eingenommen hat, dass aber Bewegungen, die sich die Dekonstruktion von *Identitäten* zum Ziel setzen, nur wenig beachtet werden. Heute, mehr als 15 Jahre später, deuten meine

---

<sup>31</sup> Für einen Vergleich der Anwendung und der Anwendbarkeit von (bestimmten) Intersektionalitätskonzepten im US-amerikanischen sowie europäischen Kontext siehe: Davis (2008).

Recherchen auf ähnliches hin. Die Entstehung dieser Gruppen, die nicht an stabilen *Identitäten* festhalten, muss im Kontext postmoderner und poststrukturalistischer Ansätze verortet werden, die neue Ausgangspunkte für die politische Praxis definierten.

### 3.2.1 POSTSTRUKTURALISTISCHE FRAGMENTIERUNGEN

Als Grundannahme der poststrukturalistischen und postmodernen Ansätze wird oft das Postulat vom „Tod des Subjekts“ und die Verwerfung von *Identität* als „geschichtlich überholte Denkfigur“ (Nghi Ha 2004:91) genannt. Butler (1993:32f.) macht darauf aufmerksam, dass postmoderne Perspektiven nicht nur auf die Slogans „alles ist Diskurs“, „das Subjekt ist tot“, und „es gibt keine Realität, sondern nur Repräsentationen“ reduziert werden können, sondern aus einer Vielfalt von mitunter widersprüchlichen Ansätzen bestehen. Diese können hier nicht in ihrer Komplexität behandelt werden, sondern werden in ihrem jeweiligen Bezug zum Thema Subjekt, *Identität* und Handlungsfähigkeit betrachtet.

Auf den ersten Blick mag es paradox erscheinen, dass postmoderne und poststrukturalistische Ansätze zu einem Aufschwung dieser Themen führte. Laclau vermutet, dass diese Wende Voraussetzung für eine neuerliche Beschäftigung mit *Identitäten* und Subjektivitäten war:

„It is perhaps the very impossibility of referring any longer the concrete and finite expressions of a multifarious subjectivity to a transcendental center that makes it possible to concentrate our attention on the multiplicity itself.“ (Laclau 1994:287, zit. in Gürses et al. 2001)

Dem Tod geweiht war das Subjekt der klassischen Subjektphilosophie, ein Subjekt, das als einheitlich, stabil und autonom wahrgenommen wurde. An dessen Stelle rückte die Überzeugung von einem dezentrierten und fragmentierten Subjekt, das erst durch die gesellschaftlich-kulturellen Strukturen geschaffen wird. Das Individuum wird also nicht mehr als Subjekt geboren, sondern zum Subjekt gemacht, in dem es sich „anrufen“<sup>32</sup> lässt. Louis Althusser (1970) bezeichnet dies als „Interpellation“ des Subjektes (Gürses 1998, Reckwitz 2008). Von dieser Annahme ausgehend, stellt sich der Poststrukturalismus die Frage:

„Welche Codes, Körper Routinen und Wunschstrukturen muss sich der Einzelne in einem jeweiligen historisch-kulturellen Kontext einverleiben, um zum zurechenbaren, vor sich selber und anderen anerkannten ‚Subjekt‘ zu werden?“ (Reckwitz 2008:14)

---

<sup>32</sup> Zur Veranschaulichung dieser Anrufung gibt Althusser das Beispiel eines Polizisten, der „He, Sie da!“ ruft, woraufhin sich eine Person umdreht, weil sie sich angesprochen, also „angerufen“ fühlt. Die Person fügt sich somit dem diskursiven System (Reckwitz 2008:92). Dabei basiert die Anrufung auf einer Wiedererkennung (Gürses 1998:42).

Wie der Name vermuten lässt, geht der Poststrukturalismus auf den Strukturalismus zurück, der maßgeblich vom Linguisten Ferdinand de Saussure geprägt wurde. Seine Konzeptualisierung von Sprach- und Zeichensystemen wurde von poststrukturalistischen Theoretiker\_innen auf das Feld der *Kultur* und der Subjektanalyse übertragen. So prägte Saussure u.a. die Begriffe des „Signifikats“ und des „Signifikanten“, die später von Lacan aufgegriffen und dahingehend modifiziert wurden, dass sie auch Veränderung und Flexibilität zuließen (Reckwitz 2008).

Eine ähnliche Weiterentwicklung Saussures führt Jacques Derrida durch. Er argumentiert, dass die Bedeutung des Zeichens nicht a priori existiert, sondern durch Schrift und Sprache in einem Prozess der Wiederholung erzeugt wird. Nachdem diese Wiederholung immer in einem anderen Kontext stattfindet, kommt es zu einer Veränderung der Bedeutung eines Zeichens. Diese Veränderung, die Derrida – im Gegensatz zu „*difference*“ – als „*différance*“ bezeichnet, wird durch den Prozess der Dekonstruktion sichtbar (Graf 2010).

Den Prozess der Dekonstruktion greift auch Judith Butler für ihre Geschlechtertheorien auf. Von Michel Foucault (1983) übernimmt sie einen Diskurs- und Machtbegriff, der davon ausgeht, dass diese beiden Elemente unweigerlich miteinander verbunden sind, alles gesellschaftliche Leben bedingen und es daher kein „außerhalb“ von Macht oder Diskurs gibt. Das hat wichtige Implikationen für antihegemoniale Bewegungen, weil es bedeutet, dass Widerstand immer innerhalb des Machtkomplexes stattfindet. Weiters übernimmt Butler Foucaults Konzept der Genealogie, die Rekonstruktionen von Geschichte darstellen will (Ruffing 2008). Butler entwirft Gender-Genealogien, um aufzuzeigen, wie Geschlecht (historisch) hergestellt wurde und wird. In ihrem berühmtesten Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991) argumentiert sie, dass es weder eine wahre oder natürliche Essenz von *Identität*, noch von Geschlecht gibt, sondern dass diese performativ hergestellt wird. Insofern stellt sie – wie auch die Anthropologinnen Sylvia Yanagisako und Jane Collier machen (Strasser/Schein 1997) – die *sex-gender*-Unterscheidung vehement in Frage.

Neben den bereits erwähnten Theoretiker\_innen zählen auch Chantal Mouffe, Ernesto Laclau, Gilles Deleuze, Félix Guattari und Jean Francois Lyotard zu den wichtigsten Vertreter\_innen des Poststrukturalismus. Viele dieser Theoretiker\_innen hatten auch auf Theorien sozialer Bewegungen oder die weiter unten beschriebenen postkolonialen Theorien großen Einfluss, aber auch auf den politischen Aktivismus. Auf diese Felder übertragen, bedeuteten die Ansätze des Poststrukturalismus eine Zurückweisung von sog. *Identitätspolitik*<sup>33</sup>. Kritisiert wurde, dass diese die kulturellen Ursachen für Diskriminierung nicht beachten und durch das Anrufen

---

<sup>33</sup> Der Begriff „*Identitätspolitik*“ ist ein Begriff, der aus der Kritik eben dieser entstanden ist und darauf aufmerksam machen will, dass *Identität* ein Konstrukt ist und weder eine biologische oder vererbte Basis hat (Singer 1997).

konkreter *Identitäten* diese reproduzieren und festschreiben sowie hegemonialen Mächten die Regulation und Kontrolle dieser erleichtern (Bernstein 2005). Hingegen sei „[d]isrupting those categories, refusing rather than embracing ethnic minority status, [...] the key to liberation. In this deconstructionist politic, clear collective categories are an obstacle to resistance and change“ (Gamson 1995:391).

Während es also zuvor mehr um Fragen der Definition und Benennung bestimmter *Identitäten* ging, wurde jetzt deren Legitimation und Nützlichkeit hinterfragt (Gamson 1995): „Viewed through postmodern understandings of power, identity politics constitutes narrow legal/political activism that fails to address cultural sources of power.“ (Bernstein 2005:57)

### 3.2.2 IN-YOUR-FACE POLITIK UND QUEER THEORY

Am vehementesten wurde diese Kritik von Vertreter\_innen queerer Ansätze formuliert, die ab den 1990er Jahren in den USA an Reichweite gewannen. Der Begriff queer beschreibt sowohl eine spezifische Art von politischer Bewegung als auch eine akademisch-wissenschaftliche Perspektive (Gamson 1995:393). Als „Antithese zur Identitätspolitik“ (Bernstein 2005:56) sind *Queer Theory* und *Queer Politics* Resultat einer Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen und Normalisierungen innerhalb der Lesben- und Schwulenbewegung (Jagose 2005).

Gamson (1995:395) beschreibt queer als anti-assimilatorischen Standpunkt, der nicht nach gesellschaftlicher Integration strebt - „Queer thus asserts in-your-face difference, with an edge of defiant separatism: ‚We’re here, we’re queer, get used to it‘“ Die Herangehensweise widerspricht nicht nur vielen Lesben- und Schwulenbewegungen, sondern auch vielen anderen Bewegungen, die durch die Demonstration von Ähnlichkeit zur Mehrheitsgesellschaft gleiche Rechte einfordern.

Queer wurde früher als diskriminierende Bezeichnung für lesbisch und schwul verwendet und wurde durch die Aneignung der politischen Aktivist\_innen zu einem inklusiven Lebenskonzept umgedeutet. So steht queer für einen anti-essentialistischen Umgang mit Geschlecht und Sexualität, kann aber allgemein gesagt auch als „anything that contradicts dominant cultural norms“ (Bernstein 2005:56) definiert werden. In diesem Sinne kann queer als politische Protestbewegung und als Versuch gesehen werden, Allianzen gegen normative und hegemoniale Werte nicht auf *Identitäten* aufzubauen, sondern auf einer politischen Solidarität, die auf gemeinsamen Interessen aufbaut (Genschel 2005). Dies bedeutet nicht, dass *Identitäten* negiert werden, sondern dass sie hinterfragt und neu „geöffnet“ werden sollen (Stötzer 2004). So will Butler bestimmte Begriffe nicht tabuisieren, sondern bestehende Begriffe umdeuten und verschieben (Lorey 1998:103). Die Öffnung soll in Folge nicht neue abgeschlossene Kategorien

schaffen, sondern die Unmöglichkeit der Definition, Klassifizierung und Abgrenzung aufzeigen. Dies verweist auf Performativität und somit Veränderbarkeit sozialer Kategorien. In diesem Sinne übt Judith Butler harte Kritik an *Identitätspolitiken* und plädiert für eine „kollektive Desidentifikation“ und „performative Subversion“ (Graf 2010). Gleichzeitig macht sie aber auf das anti-voluntaristische Element in dieser Debatte aufmerksam, das durch Machtstrukturen entsteht – so bedeute Geschlechterperformativität nicht, dass man sich jeden Tag für ein neues Geschlecht entscheiden könne (Butler 1993, zit. in Jagose 2005).

Butlers Position gegenüber einer strategischen Essentialisierung<sup>34</sup> scheint jedoch ambivalent. So wendet sie sich oft klar gegen eine solche Instrumentalisierung (1990, zit. in Castro Varela/Dhawan 2007), während sie an anderer Stelle – in Anlehnung an die Gedanken von *Women of Color* – auf die Dienlichkeit eines „Wir“ verweist:

„Das feministische ‚Wir‘ ist stets nur eine phantasmatische Konstruktion, die zwar bestimmten Zwecken dient, aber zugleich die innere Vielschichtigkeit und Unbestimmtheit dieses ‚Wir‘ verleugnet und sich nur durch die Ausschließung eines Teils der Wählerschaft konstituiert, die sich zugleich zu repräsentieren sucht.“ (Butler 1991:209)

Paula-Irene Villa (2003:280) meint dazu, dass sich Butler zwar dezidiert für die Notwendigkeit einer feministischen Politik im Namen von Frauen ausgesprochen, dies aber nie näher ausgeführt hat. In Folge ist diese Ansicht Butlers nur wenig bekannt, bzw. wird selten beachtet.

Obwohl die *Queer Theory* sich v.a. mit Sexualitäten und Geschlechtern auseinandersetzt und aus einer Kritik an der Frauen- sowie der Schwulen- und Lesbenbewegungen entstand, lassen sich ihre Ansätze auch auf die Diskussion über andere soziale Kategorien, wie z.B. Ethnizität und „race“, übertragen. So bezeichnet Degele (2008:48, zit. in Graf 2010:39) queer als Bündnispolitik unterschiedlicher „gesellschaftlicher AußenseiterInnen“, während Sedgwick (1993b:9, zit. in Jagose 2005:125) argumentiert, queer könne erweitert werden

„[...] entlang von Dimensionen, die nicht unter Geschlecht und Sexualität gefasst werden können: Muster, in denen sich Rassisierung, Ethnisierung, postkoloniale Nationalität miteinander und mit anderen Identitätsbildern und identitätsbrechenden Diskursen überkreuzen, zum Beispiel People of Color, Intellektuelle und KünstlerInnen, zu derer sexuellen Selbstdefinition ‚queer‘ gehört (...) benutzen den Einfluß von queer, um den ineinander verschachtelten Schwierigkeiten von Sprache, Haut, Migration und Staat gerecht zu werden.“ (Sedgwick 1993b:9, zit. in Jagose 2005:125)

Insofern ist *Queer Theory* und *Queer Politics* auch für den antirassistischen Bereich fruchtbar, bzw. um (diskriminierende) *Identitätskategorien* per se zu hinterfragen und Begrifflichkeiten für eine Nichtzuordenbarkeit zu schaffen.

---

<sup>34</sup> Zum Konzept des strategischen Essentialismus in Kapitel 3.3.2.

### 3.2.3 DAS ENDE DER POLITIK? KRITIK AN POST-STRUKTURALISTISCHEN UND QUEEREN ANSÄTZEN

Poststrukturalistische und queere Ansätze werden von manchen mit offenen Armen empfangen, andere wiederum malen ein identitäres Untergangsszenario. „[I]n trying to avoid the pitfall of false unity, we walked straight into the trap of false difference“, warnt z.B. die Feministin Jane Roland Martin (1994:417), während Seyla Benhabib den Verlust des handelnden Wir befürchtet: „Feminist theory is in danger of losing the forest for the trees“ schreibt sie und stellt in Folge fest: „[...] we no longer know who ‚we‘ are“ (Benhabib 1993b). Der gefürchtete Verlust dieses Wir manifestierte sich auch in dem Proklamieren vom „Ende der Politik“. Einige Diskussionen der 1990er Jahre zusammenfassend, stellt die Politikwissenschaftlerin Isabell Lorey in Bezug auf die feministische Theorie folgende Frage:

„Hat sich die feministische Theorie nicht in die Elfenbeintürme der Universitäten zurückgezogen, und sind die dort stattfindenden Diskurse nicht so spezialisiert und abgehoben, daß kaum noch eine folgen, geschweige denn dieses Spezialistinnenwissen für eine politische Praxis brauchbar machen kann?“ (Lorey 1998:94)

Die Kritik puncto theoretischer Abstraktheit und mangelnder Bodenhaftung richtet sich auch stark an Vertreter\_innen der *Queer Theory*. So kritisiert zum Beispiel Gamson (1995:400), dass der Fokus auf Dekonstruktion und antinormativen Taktiken gegenüber institutionellen Diskriminierungen „blind“ und „taub“ sei, während andere davor warnen, dass sich die *Queer Theory* losgelöst von den jeweiligen sozialen, kulturellen, politischen, ökonomischen und historischen Kontexten bewegt (Haase 2005:10, zit. in Graf 2008:46). Somit werden die Positionen, aus denen verschiedene Akteur\_innen sprechen und handeln nicht benannt, was zur Folge haben kann, dass ein Hinterfragen der „Weißheit“ von *Queer Theory*, bzw. der eigenen Privilegiertheit ausbleibt (Caliskan/ Hamzhei 1999, Danuta Walters 1996, El-Tayeb 2003, alle zit. in Graf 2010). So schreibt Eske Wollrad (2005a/b), dass viele weiße Frauen durch die Flucht in Theorien der Dekonstruktion ihre Schuldgefühle gegenüber *anderen* Frauen verdrängen und die Verantwortung für die Thematisierung von Rassismen innerhalb des Feminismus abweisen konnten. Gerade von feministischer Seite richtet sich hier viel Kritik gegen Judith Butler. Grund dafür ist, dass sie erst später verschiedene Diskriminierungsformen in ihre Analysen einbezog, aber diese Aspekte – v.a. im deutschsprachigen Kontext – nur wenig rezipiert wurden (Wollrad 2005a). Dennoch fragt sich Butler (1993:47) – sowie allerdings auch viele postkoloniale und andere Theoretiker\_innen (Mascia-Lees et al. 1989, zit. in Escobar 1992:417, Nghi Ha 2004:87, Strasser/ Schein 1997:26) – ob es reiner Zufall ist, dass *Identitätspolitik* ausgerechnet zu einem

Zeitpunkt verworfen wurde, als marginalisierte Gruppen begonnen haben, sich erfolgreich als Kollektive zu artikulieren.

Eine berühmte Kontroverse, die poststrukturalistische Ansätze sowie die Kritik an diesen veranschaulichen, ist die zwischen Judith Butler und Seyla Benhabib. Der von den beiden Theoretikerinnen mitherausgegebene Band „Der Streit um Differenz“ (1993) thematisiert das Verhältnis von feministischen zu postmodernen Ansätzen und bietet Raum für einen hitzigen Schlagabtausch in Form mehrerer Artikel. Mit Bezug auf Jane Flax (1990) übernimmt Benhabib (1993a) drei zentrale postmoderne Thesen – die These vom Tod des Subjekts, vom Tod der Geschichte und vom Tod der Metaphysik. Während sie jeweils eine schwache Version dieser Thesen als wichtig anerkennt, kommt sie zu der Schlussfolgerung, dass seine starke Version mit den emanzipatorischen Zielen des Feminismus nicht vereinbar ist (Benhabib 1993a:25f.). In Bezug auf den Tod des Subjekts würde die Lesart der schwachen Version verdeutlichen, dass Subjekte innerhalb bestimmter gesellschaftlicher, sprachlicher und diskursiver Praktiken situiert sind, während die starke Version die Subjekte ihrer Intentionalität, Verantwortung, Selbstreflexivität und Autonomie beraubt (Benhabib 1993:13).

„So gedeutet, untergräbt das postmoderne Denken die Verpflichtung des Feminismus gegenüber der Handlungsfähigkeit und dem Selbstgefühl der Frauen, die Verpflichtung gegenüber der Wiederaneignung der Frauengeschichte im Namen einer emanzipierten Zukunft und die Verpflichtung zu einer radikalen Gesellschaftskritik, die die Geschlechtsidentität ‚in ihrer endlosen Vielfalt und monotone Ähnlichkeit‘ offenlegt.“ (Benhabib 1993a:26)

Mit dieser Kritik richtet sich Benhabib nicht zuletzt auch an Butler, die im bereits genannten Band ebenfalls ihre Position argumentiert. So schreibt letztere, dass das Subjekt nicht nur durch bestimmte Positionen *situiert*, sondern durch diese *konstituiert* sei (Butler 1993:40). Dies bedeute allerdings nicht, dass es determiniert ist. Im Gegenteil, dieser konstituierte Charakter stelle überhaupt erst die Bedingung für Handlungsfähigkeit her. So meint „Dekonstruieren [...] nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen“ (Butler 1993:48). Dies wiederum bedeute, Kategorien von ihren „feststehenden Referenten“ zu befreien und durch eine „Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz zu öffnen“ (Butler 1993:50 und 48). So würde Handlungsfähigkeit nicht nur ermöglicht, sondern auch erweitert werden.

Butler (1993:48f.) betont zwar, dass sie die Notwendigkeit als und für Frauen zu sprechen nicht in Frage stellen möchte, macht aber gleichzeitig darauf aufmerksam, dass *Identität* niemals das Fundament einer politischen feministische Bewegung sein darf, da *Identitätskategorien* nicht rein deskriptiv sein können, sondern immer auch normativ und ausschließend sind. Sie fügt jedoch

hinzu: „Das bedeutet nicht, daß wir den Terminus ‚Frauen‘ nicht verwenden dürfen oder daß wir den Tod dieser Kategorie verkünden müßten.“ (Butler 1993:49f.)

Obwohl Butler (1993:52) schreibt, dass es nicht nur darum gehe, zwischen dem Verneinen und Voraussetzen von Materialität zu wählen und darauf aufmerksam macht, dass sie gerade weder das eine, noch das andere tun möchte, kritisiert Nancy Fraser (1993:67f.) an Benhabib und Butler, dass diese ihre Positionen unnötig polarisieren, indem sie „falsche Gegensätze“ konstruieren. Sie beurteilt beide Ansätze als zu einseitig für eine emanzipative feministische Politik und konkludiert: „Die Feminist\_innen brauchen beides, Dekonstruktion *und* Rekonstruktion, Destabilisierung von Bedeutung *und* den Entwurf einer utopischen Haltung.“ (Fraser 1993:76) Auch Chantal Mouffe (2001:18f.) spricht von einem „falschen Dilemma ‚Gleichheit gegen Differenz‘“ und vertritt – ähnlich wie Butler – die Auffassung, dass erst die Dekonstruktion essentieller *Identitäten* die notwendige Basis für emanzipative Kämpfe schaffe.

Ähnliche Ansätze eines „vermittelnden ‚und[s]“ – wie Nghi Ha (2004:90) schreibt – finden sich auch in anderen postkolonialen Perspektiven. Daher möchte ich im Folgenden auf Entstehung und Bedeutung postkolonialer Theorien und Theoretiker\_innen eingehen.

### 3.3 oszillierend?! DEKONSTRUKTION UND HANDLUNGSFÄHIGKEIT

„Die Frage, wann sich jemand (etwa in Begriffen der Ethnizität, des Alters, der Klassenzugehörigkeit, des Geschlechts oder der Sexualität) ‚markieren‘ und wann sich jemand solchen Markierungen entschieden widersetzen sollte, bleibt weiterhin eine Herausforderung. Antworten auf diese Frage bleiben an spezifische Orte, Zusammenhänge, Umstände sowie an die Geschichte des Subjekts in einem bestimmten Augenblick gebunden. Positionierungen befinden sich in einem radikalen Übergang und sind beweglich. Sie bilden notwendige, wenn auch willkürliche Endpunkte, die politische Aktionen und kulturelle Praxis möglich machen.“ (Trinh T. Minh-ha 1996:156)

#### 3.3.1 POSTKOLONIALE THEORIEN: EIN WHO-IS-WHO

Eine wichtige Ausgangsbasis postkolonialer Theorien sind die antikolonialen Widerstandsbewegungen des 20. Jahrhunderts. So zum Beispiel die Befreiungskämpfe in Algerien, aber auch die Négritude-Bewegung und Pan-Afrikanismus der 1930er und 40er Jahre.

Erst in den 1970er Jahren kam es zu einer Wende von historisch-politischen zu (kultur-)philosophisch-theoretischen Ansätzen. Bedingt war diese Wende durch den Einfluss poststrukturalistischer Perspektiven und somit auch mit der Einsicht, dass Macht nicht nur ökonomische und politische Dimensionen hat, sondern auch diskursive (vgl. Foucault 1983). In Folge verschob sich der Fokus von der Repräsentation der kolonisierten *Anderen* zu der Untersuchung von Alltagspraktiken, -ethiken, -ästhetiken, Gebrauchs- und Aneignungsweisen symbolischer Formen sowie Ausdrucksformen kultureller *Identitäten* (Reuter/ Villa 2007). Andreas Reckwitz (2008:98) spricht hier sogar von einer „Soziologisierung“ der postkolonialen Theorien.

Wie auch andere „Post“-Begriffe (z.B. Poststrukturalismus) verweist das Präfix nicht auf eine zeitliche Dimension. Diese Lesart suggeriert eine klare Trennung in ein „jetzt“ und in ein „damals“ (Reckwitz 2008:96) und verschleiert somit neokoloniale Strukturen (Kossek 1997). Der Begriff postkolonial hat zwar eine Vielzahl von Bedeutungen, diesen ist jedoch gemein, dass „post“ auf eine kritische Perspektive hindeutet, auf Postkolonialität als „politisch motivierte Analysekategorie“ (Reuter/ Villa 2007:17), um Machtverhältnisse zu untersuchen.

Das heißt u.a., dass postkoloniale Theorien die Wissensproduktion und die daraus entstehenden Diskurse des „Westens“ kritisieren und darauf aufmerksam machen, wie diese homogene Bilder einer sog. „Dritten Welt“ schaffen. In diesem Sinne bemühen sich postkoloniale Autor\_innen um eine Neuschreibung der Geschichte und um das Sichtbarmachen von marginalisierten Personen(-gruppen). Somit sieht die postkoloniale Theorie Kolonialismus auch nicht als der Vergangenheit – dem „damals“ – zugehörig, sondern weist auf die Kontinuitäten hin (Nghi Ha 2004, Reuter/ Villa 2007). In Anbetracht einer von Kolonisation, Gewalt, Hierarchisierung und struktureller Ungleichheit geprägten Weltgeschichte, haben sich die Zurückweisung der Opferrolle und das Aufmerksam machen auf Widerständigkeit, Transformation und Handlungsmacht zu zentralen Themen der postkolonialen Theorien entwickelt (Franzki/ Aikins 2010, McEwan 2009:25f.). Schon Frantz Fanon und Aimé Césaire haben in den 1950er und 60er Jahren auf die Rolle der Kolonisierten als Widerständige und Kollaborateure verwiesen (Franzki/ Aikins 2010). Aus diesem Grund werden diese Ansätze auch oft als „theoretischer Widerstand“ oder „Theorie(n) des Widerstands“ bezeichnet (Reuter/ Villa 2007).

Postkoloniale Theorien bilden keine einheitliche Theorieschule, sondern vereinen unterschiedliche politische, philosophische, kulturwissenschaftliche und literarische Zugänge, auf die z.T. marxistische und post-strukturalistische Ansätze großen Einfluss hatten. Edward Said,

Homi Bhabha und Gayatri C. Spivak sind die meist zitierten Protagonist\_innen – die sog. „holy trinity“ (Reuter/ Villa 2007:20) – der postkolonialen Theorie. Auf die Gefahr hin, dass ich den Hype um diese Personen unterstütze, möchte ich ihnen im folgenden Raum geben, da sie für viele Theoretik\_e\_innen wichtige Bezugspunkte darstellen.

In seinem Buch „Orientalismus“ setzte sich Edward Said (1978) mit der Frage auseinander, wie der sog. „Orient“ konstruiert wird. Ausgehend von einem Foucault'schen Diskursbegriff und Gramscis Hegemonietheorie, argumentiert er, dass Imperialismus und Kolonialismus durch Diskurse legitimiert werden; Diskurse, die eine Überlegenheit des „Okzidents“ über den „Orient“ herstellen. So wird der „Orient“ als feminin, irrational und primitiv stigmatisiert, während sich der „Okzident“ durch einen empfundenen Gegensatz als rational, fortschrittlich und maskulin konstruieren kann – „[T]exts can create not only knowledge but also the very reality they appear to describe.“ (Said 1994, zit. in Kossek 1997:214) Suids Ausführungen ermöglichten eine fundamentale Hinterfragung an hegemonialen Wissensproduktionen, weisen aber auch einige Leerstellen auf. So bleiben Widerstand und Handlungsspielraum unthematisiert, Macht der diskursiven Wissensproduktion wird nur dem „Westen“ zugeschrieben, und es entsteht ein simpler Täter-Opfer-Dualismus (Dietrich 2007, Franzki/ Aikins 2010). Aus feministischer Sicht wird an Suids Analysen kritisiert, dass weder Texte und Diskurse von Frauen noch Geschlechterthematiken angesprochen werden (Reina/ Mills 2003). Edward Said hat seine Thesen in „Culture and Imperialism“ (1994) weiterentwickelt.

Spivaks und Bhabhas wissenschaftliche Arbeiten sind maßgeblich durch Suids Konzepte inspiriert. Sie füllen die Lücke, die in „Orientalismus“ durch den starken Fokus auf die Macht der Kolonisierenden entsteht (Moore-Gilbert 2004).

Homi Bhabha wurde darüber hinaus v.a. von Derrida, Lacan und Foucault beeinflusst. Sein einflussreichstes Werk – „The Location of Culture“ (2010 [1994]) – basiert u.a. auf Frantz Fanons Schriften und greift auf die Konzepte der Mimikry und der Hybridität zurück, um binäre Gegensätze zwischen Kolonisierten und Kolonisor\_innen in Frage zu stellen. Er sieht die Kolonisation als eine Situation, die hybride Räume ermöglicht und dadurch als Basis für Interventionen in und Verrückungen von dominanten Diskursen dienen kann. Somit spricht Bhabha den kolonisierten Subjekten *agency* und Widerständigkeit zu, was u.a. Neuinterpretationen der Kolonialgeschichte möglich machte. Ein weiterer Unterschied zu Said ist, dass Bhabha von einem instabilen und fluiden *Identitäts*konzept ausgeht (Dietrich 2007, McEwan 2009:65ff.). Mit Lacan zieht Bhabha auch Verbindungen zur Psychoanalyse und setzt sich mit dem Begriff des Fetischs auseinander, um koloniale Fantasien zu erklären. So schreibt er, dass die\_der koloniale *Andere* einen Fetisch darstellt und Betrachter\_innen diesem

gegenüber in Folge eine zwischen Aggression und Begehren schwankende Haltung einnehmen (Bhabha 2010).

Die „Marxistin-Feministin-Dekonstruktivistin“ Gayatri C. Spivak war die erste Theoretikerin, die feministische Anliegen und Diskussion mit Nachdruck in postkoloniale Ansätze hineingetragen habe, schreibt Moore-Gilbert (2004:455). So behandelt ihr Essay „Three Women’s Texts and a Critique of Imperialism“ (1985) drei für den *weißen* Feminismus wichtige Romane (z.B. Charlotte Brontes „Jane Eyre“). Durch die Dekonstruktion der Texte kommt sie zum Schluss, dass sich die Protagonist\_innen der Erzählungen durch (direkte und indirekte) Abgrenzung von und Kontrastierung zur *Dritte-Welt-Frau* als emanzipierte Frauen konstruieren können (Moore-Gilbert 2004:45ff.).<sup>35</sup>

Spivaks bekannteste Publikation ist jedoch der Aufsatz „Can the Subaltern Speak?“ (2008).<sup>36</sup> In diesem Text thematisiert sie die Schwierigkeit von Repräsentation und die Rolle von Fürsprecher\_innen für marginalisierte Subjekte – es geht also auch ihr um *agency*. Spivak übt harte Kritik an europäischen Intellektuellen wie Foucault und Deleuze, denen sie vorwirft, sich als „transparente“ Übermittler\_innen und „eine Art Bauchredner“ zu verstehen, wenn sie dafür plädieren, dass marginalisierte Personen für sich selbst sprechen können und man ihnen nur „ein Mikrofon vor den Mund [...] halten“ müsse (Steyerl 2008:10f.). Allein dieser Akt mache aber auch Foucault und Deleuze bereits zu Repräsentat\_innen der Subalternen. Spivak argumentiert, dass marginalisierte Personen jedoch oft nur durch die Repräsentation von anderen Personen gehört würden und daher diese Repräsentation notwendig ist, auch wenn sie nie vollständig sein kann. Ihre Frage, ob die Subalternen sprechen könnten, beantwortet sie am Ende ihres Buches mit einem Nein. Die Analyse des Selbstmordes einer Frau in Indien führt für sie zu der Schlussfolgerung, dass die Subalternen zwar für sich sprechen könnten, aber dass man sie nicht hören würde.

Diese Schlussfolgerung führte zu großen Missverständnissen, da für viele Leser\_innen „sprechen“ (*to speak*) und „reden“ (*to talk*) gleichsetzten. Grundlegend ist aber Spivaks Konzeption, dass Sprechen nur dann vollständig ist, wenn das Gesprochene auch gehört wird.

„Can the Subaltern speak?“ führte auch zu der Kritik an Spivak, dass sie durch ihre Aussagen selbst die Subalternen repräsentiere (Moore-Gilbert 2004:464). In einem Interview entgegnet Spivak einer Kritikerin, die ihr vorwirft, die *natives* nicht selbst sprechen zu lassen: „She has forgotten that we are natives, too, eh?“ (Spivak 1994:169) Eine Position, die ihr auch viele

---

<sup>35</sup> Für eine ausführliche Gegenüberstellung und Kritik der Arbeiten von Gayatri C. Spivak und Homi Bhabha siehe: Moore-Gilbert 2004.

<sup>36</sup> Der Begriff „Subalterne“ geht zurück auf Antonio Gramsci, der damit gesellschaftliche Gruppen bezeichnete, „die der Hegemonie der herrschenden Klassen ausgesetzt waren, vor allem aber [...] die bäuerlichen Klassen des peripheren Südens“ (Steyerl 2008:8).

absprechen würden – sowohl Spivak, als auch postkolonialen Theoretiker\_innen im Allgemeinen wurde vorgeworfen, als elitäre Popstars in einer „modischen Marginalität“ in den „westlichen“ Metropolen zu leben, ohne Bezug zur Realität in den *postkolonialen* Ländern. Diese Punkte wurden v.a. von Aijaz Ahmad formuliert, der einen der vehementesten Kritiker\_innen postkolonialer Theorien darstellt (Castro Varela/ Dhawan 2005).

Trotz dieser Kritik – die sich wie gesagt nicht nur, aber auch auf Spivak bezieht – zählen sie viele zu den selbstkritischsten Theoretiker\_innen überhaupt (Castro Varela/ Dhawan 2005).<sup>37</sup>

Als einen weiteren wichtigen Theoretiker der postkolonialen Theorie möchte ich Stuart Hall hinzufügen, der u.a. viel zum Thema *Identität*, Gleichheit und Differenz gearbeitet hat. In Jamaica geboren und ab dem Alter von ca. 20 Jahren in England lebend, setzte sich Hall mit Kulturen der Hybridität, Repräsentationsfragen und die Notwendigkeit *Schwarzer Identitätspolitiken* (vgl. Mehem u.a. 1994). Seine Überlegungen dazu werden v.a. in Kapitel 3.3.4 einfließen.

### 3.3.2 KRISEN ÜBER KRISEN – WER SPRICHT HIER FÜR WEN?

Poststrukturalistische Diskurse sowie die Kritik postkolonialer Theoretiker\_innen leiteten die sog. Krise der Repräsentation in den Sozialwissenschaften ein. Die Fragmentierung und Differenzierung von *Identitäten* sowie die Einbeziehung der komplexen Machtverhältnisse löste sowohl in der Theorie als auch in der Praxis die Frage aus, wer für wen sprechen oder handeln kann.

Spivak (2008:136) macht zwar darauf aufmerksam, dass „[...] Geschichte [...] größer als ein persönlicher guter Wille“<sup>38</sup> sei, argumentiert aber auch, dass der Frage nach Repräsentation nicht durch Chromatismus oder Genitalismus begegnet werden sollte, d.h. dass weder Hautfarbe noch biologisches Geschlecht als Basis für diese Frage taugen (Spivak 1986). Sie bringt das Beispiel eines Studenten, der in Diskussionen oft keine Stellung bezieht, weil: „I am only a bourgeois white [male], I can't speak“. Stattdessen plädiert Spivak für eine Selbstreflexion über die eigene historische Position:

„From this position, then, I say you will of course not speak in the same way about the Third World material, but if you make it your task not only to learn what is going on there through language, through

---

<sup>37</sup> Spivaks „feierlicher“ Umgang mit Kritik an ihrer Person oder ihrer Arbeit lässt hier allerdings Zweifel aufkommen. So erwähnt sie in bereits genanntem Interview, dass sie es mag, von dekonstruktivistischen, marxistischen und feministischen Theoretiker\_innen kritisiert zu werden und nicht als ganz zugehörig empfunden zu werden – „it keeps me home-free“ ist ihre Begründung. Einige Zeilen weiter unten erwähnt sie, dass sie als „representing the decline of the real“ kritisiert wurde und fügt hinzu: „but I wear it as a crown“ (Spivak 1994:169).

<sup>38</sup> Vgl. auch Spivak 1994

specific programmes of study, but also at the same time through a historical critique of your position as the investigating person, then you will see that you have earned the right to criticize, and you [sic] be heard" (Spivak 1986:62).

Für Spivak geht es hier nicht nur um das Recht zu sprechen, sondern auch um die Pflicht – „[...] you have to take a certain risk: to say ‚I won't criticize' is salving your conscience" (Spivak 1986:62f.). Wichtig dabei ist allerdings das Bewusstsein einer „(im)possible perspective of the native informant" (Spivak 1999:352, zit. in Hinterberger 2007). Das heißt, es ist wichtig und notwendig, Themen aus verschiedenen Perspektiven betrachten zu können, aber man muss immer im Hinterkopf behalten, dass es keine vollständige Repräsentation der „Anderen" gibt. Die Frage: „Wer spricht für wen?" wirft auch die Frage der Authentizität auf, die in Folge postkolonialer Kritiken stark diskutiert wurde. So stellt Hinterberger fest: „[...] feminist critiques of representation tend to fall suspiciously along divisions of ‚western-white' and ‚non-western-non-white'" (Hinterberger 2007:77). Auch Sara Suleri (1992:337) bezeichnet die Grundtendenz postkolonialer Feminismen als *skin deep*, als wäre die Position, aus der man schreibt oder handelt primär in der äußeren Erscheinung einer Person begründet. Beide Autorinnen kritisieren, dass postkoloniale Feministinnen biologische Konzepte reproduzieren anstatt sie zu dekonstruieren.

„The claim to authenticity – only a black can speak for a black; only a postcolonial subcontinental feminist can adequately represent the lived experience of that culture – points to the great difficulty posited by the ‚authenticity' of female racial voices in the great game that claims to be the first narrative of what the ethnically constructed woman is deemed to want." (Suleri 1992:338)

Das Thema Authentizität wird von Suleri und Spivak auch in Verbindung gesehen mit „unthinking celebrations of oppression, elevating the racially female voice into a metaphor for ‚the good'" (Suleri 1992:337).

Spivak ruft dazu auf, „to suspend the mood of self-congratulation as saviors of marginality" (Spivak 1992:204, zit. in Hinterberger 2007:77). Auch Donna Haraway (1988) thematisiert die Romantisierung von postkolonialen Positionen als problematisch und macht darauf aufmerksam, dass marginalisierte Positionen nicht eine authentischere oder objektivere Perspektive darstellen und nicht angenommen werden darf, dass diese Positionen sich per se außerhalb der dominanten Diskurse befinden und daher „unschuldig" seien. Von einem „Ende der Unschuld" spricht in diesem Zusammenhang auch Stuart Hall (1994:18).

Eine weitere Gefahr ist die Produktion und Reproduktion von sog. *token figures*, also die Tendenz die Stimme oder Meinung einer Person als stellvertretend für alle Meinungen einer bestimmten Gruppe zu sehen. Spivak warnt davor, dass *tokenisation* zu Ghettoisierung führt:

„These days, I am constantly invited to things so that I present the Third World point of view; when you are perceived as a token, you are also silenced in a certain way because [...] if you have been brought there it has been covered, they needn't worry about it anymore, you save their conscience.“ (Spivak 1986:61)

So dient die Anerkennung einiger Weniger innerhalb dominanter Diskurse dem Ausschluss des Großteils marginalisierter Menschen (Castro Varela/ Dhawan 2007:41).

Spivak (1986:59) macht auch darauf aufmerksam, dass ihrer Meinung nach die Frage „Wer soll sprechen?“ weniger zentral ist als die Frage danach, wer überhaupt zuhört. Marginalisierten Stimmen wäre zwar oft die Möglichkeit zu sprechen gewährt, aber nur selten würden sie auch wirklich ernst genommen. So stellen postkoloniale Themen in der Wissenschaft immer noch eine „Sub-Kategorie“ dar und die Beiträge postkolonialer Wissenschaftler\_innen werden oft nicht als wertvoll für theoretische Auseinandersetzungen gesehen, sondern als reine empirische Fallbeispiele.

Eine andere Facette der *tokenisation* ist, dass von Theoretiker\_innen aus nicht-europäischen oder nicht-nordamerikanischen Ländern erwartet wird, dass sie sich mit bestimmten Themen auseinandersetzen und mit anderen nicht. So bemerkt Trinh T. Minh-ha (1989:88, zit. in Castro Varela/ Dhawan 2007:40): „My audience expects and demands it: otherwise people would feel as if they had been cheated: We did not come here to hear a Third World member speak about the First World. We came to listen to that voice of difference [...]“

In Bezug auf soziale Bewegungen wird die Frage der Repräsentation auch oft in Zusammenhang mit der Durchsetzungskraft und politischen Effizienz verschiedener Stimmen diskutiert. So spricht sich z.B. die Philosophin Alcoff (1995, zit. in Hinterberger 2007) dafür aus, dass es legitim sein sollte, wenn Personen aus einer privilegierten Position für Personen mit weniger privilegierten Positionen sprechen, da sie eher gehört werden.<sup>39</sup>

Dieser Punkt führt uns zurück zu den Entwicklungen der 1980er Jahre in der Kultur- und Sozialanthropologie. Reckwitz (2008:106) macht darauf aufmerksam, dass die Problematisierung der Stellung von Interpret\_innen in der postkolonialen Theorie ähnliche Fragen aufwirft wie die bereits angesprochene „*writing culture*“-Debatte innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie, die im folgenden Kapitel diskutiert wird.

---

<sup>39</sup> Was Alcoff hier allerdings übersieht, ist dass marginalisierten Gruppen durch so eine Form der Vertreter\_innenpolitik *agency* abgesprochen wird und sie in neue Abhängigkeiten gelangen. An den strukturellen Ursachen ändert sich in Folge nichts, im Gegenteil werden bestimmte Identitätskategorien dadurch aufrechterhalten werden. So werden die Probleme, die es zu bekämpfen gilt, oft reproduziert (Hinterberger 2007:76).

### 3.3.3 WRITING CULTURE, ODER DOCH LIEBER NICHT? DIFFERENZ IN DER ANTHROPOLOGIE

Auch in der Kultur- und Sozialanthropologie wurden Fragen der Repräsentation und der Gleichheit-Differenz aufgenommen und diskutiert. Während ältere anthropologische Konzeptionen von *Identität*/ Differenz oft in Isolation zu anderen Disziplinen erarbeitet und aufrechterhalten wurden, stellt Gingrich (2004:4) fest, dass die anthropologische Debatte seit den 1980er und 90er Jahren wesentlich von einer „creative transdisciplinary cross-fertilization“ geprägt ist. Die „Importe“ stammen v.a. aus der Philosophie, der Literaturkritik und den Cultural Studies. Die Beiträge der Anthropologie teilt er in drei Phasen ein:

Die ersten Beschäftigungen fanden Mitte des 20. Jahrhunderts in der *Culture and Personality School* statt. Als Beispiel für eine Studie zu kollektiver *Identität* kann hier Ruth Benedicts „The Crysanthemum and the Sword“ (1946) genannt werden, die mit Hilfe eines sehr abgeschlossenen und homogenisierenden *Identitäts*- und Kulturbegriffs die japanische „Nationalkultur“ untersuchen wollte. So problematisch und ambivalent die Beiträge dieser Ansätze sind, betont Gingrich (2004:14), dass sie auch eine positive Auswirkung für die Anthropologie hatten, da sie Debatten über *Identität* aus dem Bereich der individuellen Psychologie herausnahmen und dadurch für Überlegungen zu sozio-kulturellen und kollektiven *Identitäten* fruchtbar machten.

Eine zweite Phase sieht Gingrich durch den Einfluss neo-marxistischer Theorien eingeleitet. Als wichtigen Vertreter erwähnt er Maurice Godelier und seinen Beitrag zur Entwirrung der Begriffe *Identität* und Einheit in den deutschsprachigen Debatten.

Die dritte Phase, die Gingrich als „critical phase“ bezeichnet, führte zu einer anthropologischen Selbstreflexion. Inspiriert war diese durch Johannes Fabians Artikel „Time and the Other“ (1983), der sich mit der Konstruktion der „Anderen“ auseinandersetzt.

Die sog. Krise der Repräsentation wurde allerdings erst durch das „postmoderne Erdbeben von 1986“ (Strasser/ Schein 1997:23) ausgelöst. Dies war das Publikationsjahr des – von James Clifford und George E. Marcus herausgegeben – Sammelbandes „Writing Culture“, der eine tiefgehende Reflektion anthropologischer Konzepte und Forschungsmethoden verlangte. Auch wurde die Autorität der Wissenschaftler\_innen sowie ihrer Texte hinterfragt und stattdessen für kreative und experimentelle Schreibformen plädiert, die vielstimmig sind und die vorherrschenden Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft überwinden:

„The essays collected here [...] assume that the poetic and the political are inseparable that science is in, not above, historical and linguistic processes. They assume that academic and literary genres

interpenetrate and that the writing of cultural descriptions is properly experimental and ethical. Their focus on text making and rhetoric serves to highlight the constructed, artificial nature of cultural accounts." (Clifford 1986:2)

Der Einsicht folgend, dass die Repräsentation von (einer *anderen*) Kultur unmöglich ist, wurde die Ethnografie als *true fiction* eher mit einer literarischen Stilgattung verglichen, als mit einem wissenschaftlichen Beitrag (Strasser/ Schein 1997). So schreibt James Clifford (1986:7) in der Einleitung zu „Writing Culture“: „Even the best ethnographic texts – serious, true fictions – are systems, or economics, of truth. Power and history work through them, in ways their authors cannot fully control.“ Somit verweist Clifford auch darauf, dass Ethnografien immer in Machtverhältnissen eingebettet sind und fragt: „who speaks? who writes? when and where? with or to whom? under what institutional and historical constraints?“ (Clifford 1985:13).

Im gleichen Jahr wie „Writing Culture“ erschien auch der Sammelband „Anthropology as Cultural Critique“, von George E. Marcus und Michael M. J. Fischer. Im Vorwort der zweiten Auflage des Buches halten die Herausgeber fest, dass die beiden Werke ein „long-needed renewal of anthropology“ (Marcus/ Fischer 1999:xxii) aufgezeigt. In Bezug auf die späten 1990er Jahre stellen sie fest, dass viele der in den 1980er Jahren noch neuen experimentellen Schreibstile und Forschungsansätze mittlerweile in den *Mainstream* der Anthropologie übergegangen seien.

Ganz so optimistisch scheinen das nicht alle zu sehen. So betrachtet Bowman (1997) die Entwicklungen seit 1986 mit Zurückhaltung. Seiner Meinung nach hat sich die Anthropologie noch nicht von ihrem kolonialistischen Blick auf das Forschungsobjekt gelöst, der nach wie vor Wahrheiten über das *Andere* herstellt.

Die Reaktionen auf die beiden Publikationen fielen sehr unterschiedlich aus. Während manche die Bücher bejubelten, äußerten andere große Skepsis. Unter letzteren befand sich auch P. Steven Sangren, einer der schärfsten Kritiker\_innen der „*writing culture*“-Debatte. Er stellte u.a. die Frage, wie die Anthropologie als Wissenschaft ernst genommen werden könne, wenn sie sich weder Autorität in Bezug auf Wissen, noch als Wissenschaft eingestehe. Darüber hinaus macht er darauf aufmerksam, dass die Autor\_innen der angesprochenen Bücher durch ihre Rhetorik neue Autoritäten über Methode und Stil aufstellten und somit die Strukturen reproduzierten, die sie zunächst kritisierten. In zynischer Manier fragt er sich außerdem: „One wonders whether self-styled postmodernists believe they are unique in their concern [about authority]“ (Sangren 1988:277).

Tatsächlich scheint viel Kritik an den „postmodernen Klassikern“ in der Anthropologie darauf zu fußen, dass die Herausgeber ihr Unterfangen als einmalig darstellen. So führen Zenker und Kumoll den Erfolg von „Writing Culture“ nicht zuletzt auf eine Art Selbstinszenierung der Autoren zurück:

„Much of the subsequent ado about *Writing Culture* arose precisely because of its tone and proclamation of novelty, its overarching rhetoric of demystification, and its promising pathos of transcending hitherto unacknowledged barriers in order to reach greener pastures of ‚true‘ encounter and ‚just‘ representations (not withstanding the somewhat incompatible hedging statements of modesty).“ (Zenker/ Kumoll 2010:17)

Hinzu kam, dass das intellektuelle Klima reif für so ein Unterfangen war, denn Debatten über Objektivität, Reflexivität und Repräsentation – sowohl innerhalb der Anthropologie, als auch allgemein in den Human-, Geistes- und Sozialwissenschaften – waren bereits weit verbreitet (Zenker/ Kumoll 2010:18).

Als wichtigen Wegbereiter innerhalb der Anthropologie sehen viele die mit Clifford Geertz verbundene interpretative Anthropologie. Schon Mitte der 1960er Jahre plädierte Geertz dafür, die Textualität von Ethnografien anzuerkennen und kam zum Schluss, dass menschliche Lebenswelten nicht mit den objektivierenden Methoden der Anthropologie erfasst werden könne. Zenker und Kumoll (2010:10) bezeichnen „Writing Culture“ als Radikalisierung der interpretativen Anthropologie.

Marcus und Fischer (1986:10) verweisen geschichtlich auch auf die 1920er/30er Jahre, in der eine erste Abkehr von Metanarrativen festzustellen ist. Darüber hinaus haben natürlich auch Debatten aus postkolonialen und feministische Theorien sowie der *Cultural Studies* Einfluss auf die Anthropologie gehabt (Zenker/ Kumoll 2010). Viele feministische Anthropolog\_innen übten Kritik an „Writing Culture“ und „Anthropology as Cultural Critique“ und machten darauf aufmerksam, dass die „Erkenntnisse“ des *cultural turns* – oder auch *literary turns* – innerhalb der feministischen Theorie schon lange diskutiert wurden, ihnen jedoch nie Beachtung geschenkt wurde (Escobar 1992:417, Zenker/ Kumoll 2010). So hatten viele Feministinnen schon zuvor Autorität und Wissenschaft dekonstruiert, ihre eigenen Positionen hinterfragt und experimentelle Formen des Schreibens ausprobiert.

Feministische Anthropolog\_innen haben einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, Aspekte von Geschlecht und Ethnizität/ „race“ zusammenzudenken. Vor allem die Arbeiten von Jane Collier, Sylvia Yanagisako, Henrietta Moore, Lila Abu-Lughod, Frances E. Mascia-Lees und Gayle Rubin sind hier zu nennen (Strasser/ Schein 1997). Dennoch wurden diese jenseits des disziplinären Tellerrandes nur selektiv wahrgenommen. Zurückzuführen war dieses mangelnde Interesse auf

die poststrukturalistischen und postkolonialen Kritiken, die die anthropologischen Vergleiche von Geschlechterungleichheiten mit einem skeptischen Auge verfolgten (Yanagisako 1997, zit. in Graf 2010). So wurde auch Sylvia Yanagisakos und Jane Colliers frühe Kritik an der *sex-gender*-Dichotomie (1987) jenseits der disziplinären Grenzen nicht wahrgenommen. Das *sex-gender*-Modell basiert auf der Wahrnehmung, dass *sex* das vermeintlich „biologische“ Geschlecht definiert (und das entweder *männlich* oder *weiblich* sein kann), während *gender* für das soziale Geschlecht steht. Die beiden Anthropolog\_innen kritisieren diese analytische Trennung und die eurozentristische Annahme der Universalität dieser Kategorien (Graf 2010:20).

Einen Schritt weiter geht die Anthropologin Lila Abu-Lughod (1991), in dem sie das Werk „*Writing Culture*“ (1986) als Ausgangspunkt nimmt, um der Diskussion einen neuen Fokus zu verleihen. Sie kritisiert, dass die Autoren James Clifford und George Marcus die Situation von Feministinnen und „*halfies*“<sup>40</sup> nicht in ihre Überlegungen mit einbeziehen und führt dies auf die in der Anthropologie wesentliche Unterscheidung zwischen *Selbst* und *Anderen* zurück. Diese Unterscheidung, die auch eine Hierarchisierung mit sich bringt, ist im Konzept von *Kultur* selbst eingeschrieben. So basiert auch die klassische anthropologische Forschung auf dieser Unterteilung, deren Prämisse lautet, dass Anthropolog\_innen das *Andere* erforschen sollen, weil nur so Objektivität gewährleistet werden kann. Die zwei erwähnten Gruppen würden aber diese binäre Dichotomie in Frage stellen. In diesem Zusammenhang kritisiert Abu-Lughod (1991:140f.), dass die „*writing culture*“-Debatte nicht dazu geführt habe, Ansprüche an Objektivität komplett über Bord zu werfen. So wird zwar der Positionalität der Forschenden und der Situiertheit von Wissen Rechnung getragen, dennoch bleibt eine gewisse Skepsis gegenüber feministischen und „*halfe*“-Forscher\_innen bemerkbar. Gleichzeitig verschaffen sich *weiße* Anthropolog\_innen ein reines Gewissen, in dem sie *die Anderen* in ihren Texten zu Wort kommen lassen, aber strukturelle Dominanzverhältnisse werden dabei nicht hinterfragt. So haben *weiße* Forscher\_innen noch immer die Kontrolle über dieses Wissen (Abu-Lughod 1991:142f.). Diese Überlegungen führen für Abu-Lughod (1991:143) zu der Schlussfolgerung, Kultur an sich zu hinterfragen und festzustellen, dass „[...] culture is important to anthropology because the anthropological distinction between self and other rests on it. Culture is the essential tool for making other. [...] anthropology also helps construct, produce, and maintain it.“ In Folge plädiert sie – in Anspielung auf „*writing culture*“ – dafür, das Anthropolog\_innen gegen Kultur schreiben sollten („*writing against culture*“).

---

<sup>40</sup> „*Halfies*“ ist Abu-Lughods nicht unproblematische Bezeichnung für „people whose national and cultural identity is mixed by virtue of migration, overseas education, or parentage“ (1991:137).

### 3.3.4 POSTKOLONIALE PERSPEKTIVEN AUF DAS KONZEPT *IDENTITÄT*

Ich möchte in diesem letzten Kapitel auf postkoloniale Perspektiven zurückkommen, die sich einem „vermittelndem ‚und‘“ (Nghì Ha 2004:90) annähern und Überlegungen zu folgender Frage beisteuern:

„Ist es überhaupt möglich, *individuell* zu denken, *unterschiedliche* Kontexte zu beachten und trotzdem eine gemeinsame politische Praxis zu entwickeln, die die realen Differenzen nicht durch ideologische Manipulation aufhebt? Wie ist es möglich, die vielbeschworene Solidarität in der Vielfalt und nicht in einer erzwungenen Einheit zu finden?“ (Nghì Ha 2004:17)

Wie bereits oben ausgeführt wurde, ist die postkoloniale Theorie stark von postmodernen und poststrukturalistischen Ansätzen geprägt. Dennoch gehen viele postkoloniale Theoretiker\_innen vorsichtig mit der Verwerfung identitärer Kategorien um. So machen manche Theoretiker\_innen darauf aufmerksam, dass dekonstruktivistische Ansätze nicht auf Gruppen anwendbar sind, deren Differenz „sichtbar“ ist, da diese Ansätze zum Teil strukturelle Ursachen ausblenden, durch die bestimmten Gruppen identitär festgeschrieben werden (Collins 1998 und Garza 1995, zit. in Bernstein 2005, Nghì Ha 2000). Diese marginalisierten Gruppen haben weniger Möglichkeiten ihre Subjektivität und *Identität* unabhängig auszuhandeln, weshalb Konstruktionen von *Identitäten* keine vollständig unabhängige Wahl sein können (Spivak 1993, zit. in Nghì Ha 2000). So sitzen „Ideen über Identität [...] im Fleisch, sie haben sich materialisiert. Sie sind nicht zu trennen von Körpern und können deshalb nicht einfach aufgegeben werden.“ (Lorey 1998:97). Aus diesem Grund ist Stuart Hall der Meinung, dass der Kampf um individuelle und gesellschaftliche Emanzipation von allen Akteur\_innen verlangt sich zu positionieren, den Ort zu bestimmen, von dem aus die sprechen (vgl. Mehlem u.a. 2004). Auch Nghì Ha (2007:14) ist der Meinung, dass nur eine Solidarität, in der „gelebte und erfahrbare Unterschiedlichkeit respektvoll angenommen wird“, Grundlage für breitere Bündnisse und Allianzen sein kann. Eine solche Solidarität ist es auch, die dem Konzept der transversalen Politik nach Nira Yuval-Davis zugrunde liegt, die ich bereits in Kapitel 1.2 vorgestellt habe. Ein weiterer möglicher Ausgangspunkt für solche Allianzen könnte eine alternative Betrachtung von Erfahrung und Solidarität sein. In ihrer Analyse sozialer Ungleichheiten plädiert Iris M. Young (1990) dafür, diese nicht entlang der klassischen Achsen von „*race*“, *class*, *gender* sowie der vielen „etc.“ zu betrachten, weil eine solche Perspektive blind sei gegenüber Gemeinsamkeiten und Überschneidungen und impliziere, dass innerhalb der Kategorien alle Personen ähnliche Positionen hätten. Stattdessen entwickelt sie in ihrem

Ansatz fünf *faces of oppression* – Ausbeutung (*exploitation*), Marginalisierung (*marginalization*), Machtlosigkeit (*powerlessness*), Kulturimperialismus (*cultural imperialism*) und Gewalt (*violence*) – und exploriert dadurch Wege, jenseits von *Identitäten* über soziale Ungleichheiten nachzudenken.

Einen ganz anderen Ansatz, den ich als Verbindungskonzept zwischen queeren Theorien und postkolonialen Theorien verstehe, sind sog. Zwischenraumansätze. So gehen u.a. Konzepte wie die *borderlands* (Anzaldúa 1987) oder der *third space* (Bhabha 2010) von nicht klar definierbaren oder abgrenzbaren Räumen (*spaces*) aus, die durch Verhandlungen von Differenz entstehen und als oppositioneller und widerständischer Standpunkt verstanden werden. Das setzt – ähnlich wie bei Butler – auch einen Prozess der Desidentifikation voraus und einem Bewusstsein der Verschmelzung, den Anzaldúa (1987) als „mestiza consciousness“ bezeichnet.

Wie aus meinen Ausführungen hervorgeht, wird zwar von den meisten postkolonialen Theoretiker\_innen die Konstruiertheit von sozialen Kategorien betont, gleichzeitig wird aber auch anerkannt, dass eine Berufung auf diese Kategorien zum Teil unumgänglich ist, um die unterschiedlichen Lebens- und Diskriminierungserfahrungen von Menschen zu konzeptionalisieren sowie zu deren Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit beizutragen (Gamson 1995, Steiner-Khamsi 1996, Werbner 1996). Insofern sind kollektive *Identitäten* oft wichtig, um in der Öffentlichkeit Ansprüche geltend machen zu können (Brubaker/ Cooper 2000:6). Wie die Geschichte der sozialen Bewegungen zeigt, hat sich dies auch – zumindest „kurzfristig“ und als „Übergang“ – als erfolgreiche Strategie erwiesen (Steiner-Khamsi 1996). Selbstkategorisierung war und ist insofern ein „Ausgangspunkt auf dem Weg vom namenlosen, sprachlosen und unsichtbaren Objekt zum handelnden politischen Subjekt“ (Nghì Ha 2000). So verweist beispielsweise die Studie von Gutiérrez Rodríguez (2001:59f.) über intellektuelle Migrantinnen in Deutschland auf die Strategie, zugeschriebene *Identitäten* aufzugreifen, um „einen Ort zu bewohnen“, der Sichtbarkeit ermöglicht, ja in gewisser Weise Sichtbarkeit inszeniert.<sup>41</sup>

Die Selbstkategorisierung ermöglicht zum einen Kollektivität als Entdeckung eines neuen Selbstbewusstseins (Hall 1994, Nghì Ha 2004), zum anderen die Handlungsfähigkeit als Gruppe, um politische Ansprüche stellen zu können (Benhabib 1993, Klandermans 1992, zit. in Bernstein 2005, Gamson 1995). Denn Widerstand ist nur dann möglich, wenn man die Kategorien, in denen man kategorisiert wird, kennt, versteht und diskutiert. So schreibt Mary

---

<sup>41</sup> Die Studie weist interessante Parallelen zu meiner Forschung auf, da es in beiden Fällen um die politische Bedeutung des Begriffs Migrant\_in geht.

Bernstein (2005:62): „Seeking to erase boundaries requires recognizing them [...]“, während Stuart Hall (1996:118, zit. in Nghi Ha 2004:87) kritisiert: „The politics of infinite dispersal is the politics of no action at all.“ Hall warnt vor einem Dekonstruktivismus in Form eines „endlosen akademischen Spiels“ (1994:76), der jegliche politische Aktion durch ein „endloses Gleiten des Signifikanten“ (1994:22) verunmöglicht. In Bezug auf den antirassistischen Aktivismus im England der 1970er Jahre stellt er fest, dass diese ohne Rückgriff auf eine *Schwarze* Politik und eine *Schwarze* Erfahrung nicht möglich gewesen wäre (Hall 1994:82). Diese „Identitätspolitik ersten Grades“ sei ein „gewaltiger Akt von [...] imaginärer politischer Neu-Identifikation und Neu-Territorialisierung, ohne den keine Gegenpolitik hätte aufgebaut werden können.“ (Hall 1994:76) Dabei sei *Schwarz* „keine Frage der Pigmentierung“, sondern eine „politisch und kulturell *konstruierte* Kategorie“ (Hall 1994:18), die für neue Formen des Widerstands eine „organisierende“ Funktion hat, auf die sich Gruppen mit sehr unterschiedlichen Geschichten berufen (Hall 1994:15). Wie bereits die Diskussion aus Kapitel 3.1.3 deutlich gemacht hat, verweist auch Stuart Hall (1994:82f.) darauf, dass dieser Bezug auf eine gemeinsame Kategorie ebenso ein Schweigen beinhaltet, weil z.B. Erfahrungen von Menschen aus Asien sowie geschlechtsspezifische Positionen unsichtbar gemacht werden.

Die gezielte Instrumentalisierung von *Identitätskategorien* zu politischen Zwecken kann als „strategischer Essentialismus“ bezeichnet werden, eine Formulierung die meist mit der postkolonialen Theoretikerin Gayatri C. Spivak in Verbindung gesetzt wird. Auch sie nimmt, ähnlich wie Butler, eine ambivalente Stellung gegenüber Essentialismen ein. Einerseits sieht Spivak die Subsummierung verschiedener Lebenserfahrungen unter bestimmten *masterwords* (wie zum Beispiel „Frauen“) als zum Scheitern verurteilt (Castro Varela/ Dhawan 2005), andererseits geht sie – in Anlehnung an Derridas „affirmative Dekonstruktion“ (Graf 2008:45) – von einer Notwendigkeit dieser aus, um als Kollektiv handlungsfähig zu bleiben. Allerdings sollte diese stets als vorläufige Lösung gesehen werden (Steyerl 2008). Hier verortet Hito Steyerl aber bereits ein Problem. Sie stellt fest, dass diese Taktik im Laufe der Zeit immer weniger strategisch und immer mehr essentialistisch wurde und die Sichtbarmachung bestimmter Subjektpositionen nicht die gewünschten Erfolge erzielte, sondern stattdessen zu einer „Vielzahl an konsumierbare[n] Differenzen“ führte (Steyerl 2008:13). Damit rückte laut Steyerl (2008:14) auch eine von *Identität* unabhängige Solidarität immer mehr in den Hintergrund.

„At the heart of the dilemma is the simultaneity of cultural sources of oppression (which make loosing categories a smart strategy) and institutional sources of oppression (which make

tightening categories a smart strategy)", schreibt Gamson (1995:403). Die notwendige Schlussfolgerung:

„[This] means reconnecting a critique of identity to the embodied political forces that make collective identity necessary and meaningful, and reconnecting a critique of the regulatory institutions to the less tangible categories of meaning that maintain and reproduce them.“ (Gamson 1995:402)

So sind *Identitätskategorien* je nach Situation Grundlage für Diskriminierung und Unterdrückung, aber auch für politische Handlungsfähigkeit. Dies veranschaulicht nicht zuletzt der 1994 erschienene Text von FeMigra mit dem Titel „Wir, die Seiltänzerinnen“. Auch FeMigra<sup>42</sup> hält es für notwendig,

„[...] eine politische Identität als Ausgangsbasis einer politischen Artikulation anzunehmen, um bestimmte gesellschaftliche Widersprüche deutlich zu machen. Die Bestimmung unserer eigenen politischen Identität als Migrantinnen verstehen wir als Gegenentwurf, als Bezeichnung eines oppositionellen Standorts.“ (FeMigra 1994:49)

Mit der Metapher des Seiltanzes beziehen sie sich auf die Notwendigkeit einer „steten Gratwanderung von einem Ort zum anderen und die permanente Neudefinition im politischen Szenario“ (FeMigra 1994:61). Sie weisen darauf hin, dass man sich manchmal für einen strategischen Diskurs entscheiden muss, aber dass es genau so wichtig ist, Bündnisse zu schließen mit „Menschen, mit denen wir uns an wichtigen Punkten treffen“ (FeMigra 1994:61). Insofern greift der Begriff der *Identitätspolitik* oft zu kurz, da es um eine Politik der Identifikation geht, „based on understandings of the material and ideological basis of all oppressions in their global manifestations, of the interconnectedness as well as the specificity of each oppression“ (Brah 1991, zit. in Chanda 2005). Auch Hekman (2000:304) spricht sich für eine Politik der Identifikation aus, in der politische Themen und Ziele im Vordergrund stehen sollen und nicht die vermeintlichen *Identitäten* der Akteur\_innen.

Diese Form der „Selbst-Essentialisierung“ oder der Aneignung von Begriffen muss auch als „rhetorische Performance“ (Werbner 1996:312) gesehen werden. Die Performance fällt je nach Situation unterschiedlich aus und kann je nach Situation bewusst und strategisch eingesetzt werden oder auch nicht. So kommt es vor, dass sich politische Gruppen nach außen hin als homogener und einstimmiger präsentieren, als sie dies intern oder gegenüber anderen Aktivist\_innen verhandeln (Polletta/ Jasper 2001:294).

---

<sup>42</sup> „Die FeMigra, ist eine Gruppe von feministischen Migrantinnen deren jeweiliger Lebenshintergrund verschieden ist. Einige von uns sind lesbisch andere leben Männerbeziehungen. Wir haben uns zusammengefunden, um unsere gemeinsamen Erfahrungen und individuellen Auseinandersetzung mit Rassismus in Deutschland zusammenzutragen und um politische Widerstandsformen gegen rassistische Angriffe, Diskriminierung und Ausgrenzung zu entwickeln. Unsere bisherigen Erfahrungen in feministischen und gemischtgeschlechtlichen linken Zusammenhängen als Migrantin ausgegrenzt oder unsichtbar gemacht zu werden, führte schließlich zu der Entscheidung uns als Migrantinnen selbst zu organisieren.“ (Yurtsever-Kneer 1998, online: <http://www.trend.infopartisan.net/trd0104/tl10104.html> [25.2.2012])

Ich möchte dieses Unterkapitel mit einem Beispiel abschließen, das meiner Meinung nach obigen Punkt gut veranschaulicht. Es handelt sich dabei um die Arbeit des Soziologen Paul Lichterman (1999) über *identity talk* in queeren Gruppen in den USA. Im Rahmen einer Feldforschung nahm er als *participant observer* an den Treffen einer queeren aktivistischen Gruppe teil und begleitete diese auch zu Versammlungen eines übergeordneten Netzwerkes, das sich gegen rechte Politiken einsetzte. Lichterman vergleicht den *identity talk* – also die diskursiven Verhandlungen von Differenzen und Identifizierungen – in diesen zwei Kontexten und kommt zu der Schlussfolgerung, dass dieser im Rahmen der internen Treffen eine wesentlich größere Rolle spielt als bei Treffen des größeren Netzwerkes. So bietet *personalized politics* Raum für differenzierte Diskussionen über Identifizierungen und Differenzen, während die Aktivist\_innen in *community interest politics* nicht als dezidiert queer auftreten, sondern eher eine gemäßigte LGBTQ<sup>43</sup>-Identität hervorheben. Lichterman führt das darauf zurück, dass der Fokus hier auf dem Handeln an sich und nicht auf dem Diskutieren liegt - „fighting the right called for strategic action, not talk“ (Lichterman 1999:120). Insofern werden Interessen und Identitäten in den Vordergrund gestellt, die für möglichst vielen Menschen „anschlussfähig“ sind.

### 3.4 ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN

Dieses Kapitel hat die für meine Forschung relevante Frage nach Kollektivität und Handlungsmacht in einen theoretischen und praktischen Kontext gesetzt. So habe ich die Bedeutung des Begriffes *Identität* für die Neuen Sozialen Bewegungen skizziert und aufgezeigt, wie analog dazu auch in der Wissenschaft *Identitätskonzepte* an Popularität gewannen. In einem zweiten Schritt habe ich einen Schwerpunkt auf Frauen- und feministische Bewegungen gesetzt, um diese Entwicklungen in größerem Detail zu betrachten. Diese Bewegungen – v.a. die Kritiken von *Women of Color* und *Black Feminists/ Schwarzen Feministinnen* – haben einen beachtlichen Beitrag zur Gleichheit-Differenz-Debatte geleistet und dabei *Identitäten* immer wieder konstruiert und dekonstruiert. Dekonstruktionen und Fragmentierungen sind auch in Bezug zu dem Aufkommen postmoderner, poststrukturalistischer und postkolonialer Theorien zu sehen, die daher auch einen Teil dieses Kapitels bildeten. Diese hatten auch Einfluss auf Theorie und Praxis in der Kultur- und Sozialanthropologie und initiierten dort die „*writing culture*“-Debatte. Gleichzeitig leiteten poststrukturalistische Ansätze eine Krise der Differenz und der Repräsentation ein. Im letzten Teil dieses Kapitels habe ich Ansätze vorgestellt, die sich weder auf die Seite von *Identitätspolitiken* stellen wollen, noch für ein *anything goes* eintreten, sondern

---

<sup>43</sup> LGBTQ steht für Lesbian, Gay, Bi, Trans, Queer/ Questioning. Oft wird auch noch ein „I“ für Inter hinzugefügt.

versuchen, die Fragen nach Gleichheit und Differenz in all ihren Komplexitäten anzuerkennen und dabei dennoch nicht die Handlungsspielräume aus den Augen zu lassen.

Die genaue Kontextualisierung, die ich in diesem Kapitel vorgenommen habe, ist mir wichtig, da mein Forschungsfeld ähnliche Themen und Spannungen widerspiegelt und die Positionen der Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks ohne die Kritiken feministischer, poststrukturalistischer und postkolonialer Perspektiven nicht denkbar wären.

# METHODE UND METHODOLOGIE

---

Diese Arbeit ist Ergebnis einer qualitativen Forschungsarbeit. Das bedeutet, dass es um Eigenschaften, Dimensionen und Formen bestimmter Phänomene geht (DeWalt/ DeWalt 2011:2) und darum, „ein möglichst zutreffendes Set der relevanten Handlungsmuster in einer sozialen Situation“ herauszufinden (Lamnek 2005:384). Dabei ist weder die Häufigkeit dieser Handlungsmuster von Relevanz, noch wird ein Anspruch auf Repräsentativität oder Objektivität gestellt. Wissenschaftliches Arbeiten ist verbunden mit einem permanenten Prozess der Selektion, der sich auf allen Forschungsebenen manifestiert. Diesen Aspekten werde ich im folgenden Kapitel (4.1) nachgehen. Darüber hinaus möchte ich kurz auf die Bedeutung der sog. Feldforschung in der Anthropologie eingehen, da sich der Begriff des Feldes in einem stetigen Wandel befindet und somit die Rahmenbedingungen von Feldforschungen verändert. Im Kapitel 4.2 werde ich meine methodische Herangehensweise vorstellen. Den Rahmen bilden dabei die Prinzipien der *Grounded Theory*, in deren Mittelpunkt eine sehr offene und hermeneutische Arbeitsweise steht. Grundlegend ist, dass die Phasen der Datenerhebung und Auswertung nicht hintereinander, sondern gleichzeitig, in einem zirkulären Prozess stattfinden (Charmaz 2001, Glaser/ Strauss 1998, Truschkat et al. 2005). Gleichzeitig spielt die Triangulation eine wichtige Rolle, das heißt „die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes von (mindestens) zwei Punkten aus“ (Flick 2008:309). Der Soziologe Norman K. Denzin versteht Triangulation als Möglichkeit, ein tieferes Verständnis für einen Forschungsgegenstand zu entwickeln und unterscheidet dabei zwischen vier Arten der Triangulation. Für mich sind v.a. die Daten- und die methodologische Triangulation von Relevanz. Während die eine u.a. darauf verweist, dass Daten unterschiedlicher Quellen und Personen zu unterschiedlichen Zeitpunkten erhoben werden, bezieht sich die andere sowohl auf ein Verfahren innerhalb einer Methode, als auch zwischen verschiedenen Methoden (Denzin 1987, zit. in Flick 2008:310). Das Kapitel 4.2 wird diesen Punkt verdeutlichen.

Die zwei Grundpfeiler meiner Forschungsmethode – teilnehmende Beobachtungen und qualitative Interviews – knüpfen an letztere Unterscheidung an. Die teilnehmende Beobachtung trägt dazu bei, ein Gefühl für die im Forschungskontext relevanten Themen zu erlangen, denen

dann im Rahmen der Einzelinterviews nachgegangen werden kann, wo das Sprechen über individuelle Sichtweisen, Meinungen, Empfindungen und Erfahrungen im Vordergrund steht. Gleichzeitig bietet die teilnehmende Beobachtung eine Möglichkeit, die konkrete Praxis anzuschauen – „wie etwas *tatsächlich* funktioniert oder abläuft“ (Flick 2006:200). Im Gegensatz dazu, so Flick (2006:200), enthalten Interviews eine „Mischung davon, wie etwas ist, und davon, wie es sein sollte, die erst noch entwirrt werden muss.“ Im Rahmen meiner Forschung habe ich sieben teil-strukturierte Interviews mit Aktivist\_innen geführt, die seit Anfang 2011 Teil des Transnationalen Migrant\_innenstreiks sind. Alle Interviews wurden im Februar und März 2012 geführt.

Beobachten, Zuhören, Fragen. Beide Methoden beziehen sich auf Tätigkeiten und Fähigkeiten, die auch in alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen eingesetzt werden. Die teilnehmende Beobachtung unterscheidet sich von einer alltäglichen Beobachtung jedoch dadurch, dass sie systematisch geplant ist und in sog. Beobachtungsprotokollen festgehalten wird, die später einer Analyse unterzogen werden. Gleichzeitig müssen – im Sinn der *Grounded Theory* – die während der Forschung beobachteten Eindrücke und Hypothesen im Laufe der Zeit immer wieder auf ihre Zuverlässigkeit und Gültigkeit hin überprüft werden (Lueger 2005:558f.). Auf ähnliche Weise unterscheiden sich Interviews von Alltagsgesprächen, indem sie meist eine bestimmte Struktur haben und ein bestimmtes Ziel verfolgen – „It goes beyond the spontaneous exchange of views as everyday conversation, and becomes a careful questioning and listening approach with the purpose of obtaining thoroughly tested knowledge“ (Kvale 1996:6).

Weiters habe ich in meiner Arbeit Plenumsprotokolle, Email-Verkehr und Inhalte aus publizierten Materialien berücksichtigt. Das Kapitel 4.2 schließt mit einer Klammer, die zurück zur *Grounded Theory* führt und das Auswertungsverfahren des theoretischen Kodierens umschreibt. Meine Entscheidungen zur Anonymisierung des Datenmaterials sind in Kapitel 1.4 ausgeführt.

## 4.1 EPISTEMOLOGISCHE AUSGANGSPOSITIONEN UND ÜBERLEGUNGEN

### 4.1.1 DIE SELEKTIVE WAHRNEHMUNG – ABSCHIED VOM GOD-TRICK

Poststrukturalistische und Postkoloniale Theorien haben einen wichtigen Beitrag zur Wissenschaftskritik geleistet. Durch die Kritik am Mythos der Objektivität und der Wertfreiheit

in den Sozialwissenschaften, haben viele Theoretiker\_innen auf die Verflechtungen von Epistemologie und Machtverhältnissen aufmerksam gemacht, die diesen Postulaten zugrunde liegen (Franzki/ Aikens 2010). Die Feministin Donna Haraway (1991:189) prägte in diesem Zusammenhang den Begriff des *god-trick* – ein Blick, der als objektiver, universeller und allumfassender dargestellt wird und dadurch Machtverhältnisse ausblendet (Stoetzler/ Yuval-Davis 2002:315). Auch Gayatri C. Spivak (2007:30) weist kritisch auf die Selbstdarstellung von Wissenschaftler\_innen als „transparente“ Medien hin. Demgegenüber steht die Ansicht, dass jedes Wissen positioniert ist und Forscher\_innen durch ihre gesellschaftliche, politische und ökonomische Position und die damit zusammenhängenden Erfahrungen geprägt sind:

„Niemand hat jemals eine Methode erfunden, um den Wissenschaftler von seinen Lebensbedingungen zu trennen, von seiner (bewussten wie unbewussten) Zugehörigkeit zu einer Klasse, einer Glaubensrichtung, einer sozialen Position oder der reinen Tatsachen, Mitglied einer Gesellschaft zu sein. Dies alles fährt fort, auf ihn Einfluss zu nehmen [...].“ (Said 1978:18, zit. in Reuter/ Villa 2010:34)

Die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeiten sind also Ergebnisse einer permanenten Selektion, die bereits mit der Fragestellung beginnt – „There are multiple questions that can be posed to a text [or an experienced situation], with different questions leading to different meanings“ (Kvale 1996:211). So determinieren die Fragen, die von den Wissenschaftler\_innen in die Forschung getragen werden, was sie dort sehen werden, während sie auch die Situationen selbst im Forschungskontext beeinflussen:

„[T]he truths and realities on which I must rely take shape in the spaces between observer and observed, between subject and object, between writer and reader. The ethnographic information I collected is a social construct; as an actor, as well as an observer, I participated in the creation of that information.“ (Hamilton 1998:33, zit. in DeWalt/ DeWalt 2011:37)

Dabei geht es nicht darum festzustellen, dass die Ergebnisse einer Forschung durch die Anwesenheit der Forscherin/ des Forschers *verfälscht* sind, sondern darum, Wahrheit als *gemacht* zu sehen und nicht als etwas, das existiert und *gefunden* werden muss – „Members' meanings, however, are not pristine objects that are simply ‚out there‘ waiting to be ‚discovered‘“ (Emerson et al. 2011:130). Während sich viele Forscher\_innen „the ‚real meaning‘ question“ stellen, warnt Steinar Kvale (1996:225) davor, dass diese zu einer unendlichen Suche nach fiktiven Einheiten und „Besitzer\_innen“ von Bedeutungen führe. Ein postmoderner Ansatz suche aber nicht nach *der* Wahrheit – „There is a change from a substantial to a relational concept of meaning, with a move from the modern search for the one true and real meaning to a relational unfolding of meanings.“ (Kvale 1996:226)

In Anlehnung an Gupta und Ferguson (1997:38f.) sehe ich die Aufgabe anthropologischer Forschung nicht in einer Suche nach Wahrheit, um zu einem universellen Wissensfundus

beizutragen, sondern eng verbunden mit einem politischen Interesse und einem politischen Ziel. Dabei ist es wichtig anzuerkennen, dass – unabhängig der verwendeten Methoden – die Ergebnisse von Forschungen nicht nur eine, sondern viele Interpretationen zulassen. Dennoch hat die gewählte Methode großen Einfluss darauf, wie offen und flexibel die\_der Forscher\_in mit diesen Interpretationen und dem „unfolding of meanings“ umgeht. Ich habe hier mit der *Grounded Theory* eine Herangehensweise gewählt, die viel Spielraum zulässt.

#### 4.1.2 DAS EIGENE UND DAS FREMDE IN DER FELDFORSCHUNG

Die sog. Feldforschung wird als *das* Charakteristikum der Kultur- und Sozialanthropologie schlechthin, „the quintessential hallmark“ (Amit 2000:1) sowie ein „rite of passage“ aller Anthropolog\_innen – „it is fieldwork that makes one a ‚real anthropologist““ (Gupta/ Ferguson 1997:16+1). Das anthropologische *Feld* und die Rahmenbedingungen, unter denen Feldforschung stattfindet, haben sich allerdings in den letzten Jahrzehnten wesentlich verändert. Traditionell war der Begriff Feldforschung immer mit dem Erkunden neuer Regionen verbunden, mit dem vermeintlich *Fremden*, mit Orten, die sich in weiter Ferne befinden. Vered Amit (2000:2) bringt das traditionelle Verständnis von Feldforschung mit folgender Beschreibung gut auf den Punkt: „‚fieldwork‘ involves travel away, preferably to a distant locale where the ethnographer will immerse him/herself in personal face-to-face relationships with a variety of natives over an extended period of time.“ Dieses Verständnis, das von relativ homogenen und eindeutig verortbaren Gesellschaften sowie von einem Konzept der Authentizität ausgeht, wurde sowohl durch die erhöhte Mobilität der sog. *Anderen* sowie durch die kritische Selbstreflexion innerhalb der Anthropologie hinterfragt (Amit 2000, Caputo 2000). Im Gegensatz dazu hätten sich die Praktiken und Normen innerhalb der Methode der Feldforschung kaum verändert. Wie auch Gupta und Ferguson (1997), reflektiert Vered Amit (2000) in der Einleitung zum Sammelband „Constructing the Field“ über diese Veränderungen und stellt hier eine epistemologische Tautologie fest. So würde Feldforschung auf der einen Seite von vielen Anthropolog\_innen als besonders offener Zugang angepriesen, auf der anderen Seite jedoch nur durch eine räumliche und soziale Abschottung als legitim erachtet werden. Amits Kritik richtet sich v.a. an Judith Okely und Kirsten Hastrup. Erstere sei zwar eine starke Verfechterin autobiografischer Reflexivität und Kritikerin der Gegenüberstellung von *field* und *home*, dennoch sei es gerade sie, die daran festhalte, dass Feldforschung mit einer totalen Immersion zu tun habe und somit eben diese Dichotomie suggeriere. In Folge bedeute dies auch, dass *Felder* klar abgrenzbare und völlig unabhängig voneinander existente Einheiten bilden

und dass es für Forscher\_innen möglich ist, ihre gesamte Lebensrealität hinter sich zu lassen, wenn sie Feldforschung machen. Darüber hinaus würden zwar viele Anthropolog\_innen die Interaktionen mit den Personen im *Feld* für eine gute Feldforschung als essentiell erachten, verabsäumen es aber gleichzeitig diese Interaktionen und die dadurch entstehenden Positionierungen als Ethnograf\_innen in ihren Texten sichtbar zu machen (Amit 2000:3ff.). Als „puzzling“ bezeichnet Amit (2000:6) diese Widersprüche, die weiterhin bestehen, obwohl seit den 1980er Jahren über diese Fragen diskutiert und reflektiert wird<sup>44</sup>. Gupta und Ferguson (1997:13f.) konstatieren, dass diese Widersprüche nicht zuletzt über akademische Stellenausschreibungen reproduziert werden, die eine Spezialisierung auf eine – optimalerweise weit entfernte – Region vorschreiben. Auch Virginia Caputo (2000) berichtet über ihre Schwierigkeiten, in der Anthropologie akademisch Fuß zu fassen, da sie nicht „echte“ Feldforschung durchgeführt, sondern in Kanada geforscht hatte, dem Land, in dem sie aufgewachsen war und lebte. In diesem Zusammenhang ist auch die strenge Unterscheidung zwischen Forscher\_in und *native* nicht mehr tragbar, die Kirsten Hastrup propagiert. Es besteht zwar auch keine vollständige Überlappung – wie dies Clifford Geertz in den 1980er Jahren proklamierte (Peirano 1998:106) –, aber was fehle sei die Anerkennung von partiellen und multiplen Subjektivitäten der Forscher\_innen, so Caputo (2000:27) und Amit (2000:7).

Die von Amit (2000) genannten Widersprüche müssen im Zusammenhang mit zwei Aspekten betrachtet werden. Einerseits spielt hier die koloniale Entstehungsgeschichte der Anthropologie eine wichtige Rolle, da die kolonialen Mächte eine Beforschung der *Anderen* nicht nur erleichterte und förderte, sondern auch legitimierte (Peirano 1998). Dies wiederum hat dazu beigetragen, dass sich Anthropologie über die Feldforschung in räumlich und vermeintlich kulturell weit entfernten Gesellschaften definiert. Insofern spielt andererseits auch der Versuch einer Abgrenzung zu anderen Disziplinen der Kultur- und Sozialwissenschaften eine wichtige Rolle (Caputo 2000:21, Gupta/ Ferguson 1997:2). Schon 1966 machte Goody darauf aufmerksam, dass die Unterscheidung zwischen Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie primär auf einer xenophoben Annahme beruhe und plädierte in Folge für die Dekolonisation der Sozialwissenschaften (zit. in Peirano 1998:108).

Diese sei zwar zum Teil eingetreten – ein Anstoß war E. Saids Buch „Orientalismus“ (1978)<sup>45</sup> – manifestiere sich aber weiterhin in zahlreichen Begriffen, Praktiken, Überzeugungen u.ä. So verweist die Dichotomie zwischen *field* und *home* nicht nur auf den Grad eines kulturellen oder identitären Naheverhältnisses, sondern auch auf die Herkunft von Anthropolog\_innen. Dabei gilt der *Weiß*e Mann, der Mittelschicht sowie dem euro-amerikanischen Raum entstammend, als

---

<sup>44</sup> Zu diesen Auseinandersetzungen und Reflexionen innerhalb der Anthropologie siehe Kapitel 3.3.3.

<sup>45</sup> Näheres zu Said und seinem Werk „Orientalismus“ siehe Kapitel 3.3.1.

unmarkierte Normvorstellung (Gupta/ Ferguson 1997:16). Darüber hinaus geht die Gegenüberstellung von *field* und *home* Hand in Hand mit einer – nicht zufälligen – Konnotation von Ruralität und Urbanität. So merken Gupta und Ferguson (1997:8) an: „Going to the ‚field‘ suggests a trip to a place that is agrarian, partoral, or maybe even ‚wild.‘” Aufgrund dieser problematischen Verknüpfungen spreche ich in dieser Arbeit weniger von *Forschungsfeldern*, als von *Forschungskontexten* oder von den sozialen, gesellschaftlichen und politischen *Räumen*, in denen Forschung stattfindet.

Die implizite Bedeutung von Begrifflichkeiten wird auch in einem weiteren Fall deutlich. So gilt beispielsweise die Arbeit ein\_er britischen Anthropol\_g\_in, die\_der im eigenen Land forscht, als *anthropology at home*, während ein\_e indische\_r Anthropolog\_in in der gleichen Situation vermutlich als *native* oder *indigenous anthropologist* bezeichnet wird (Peirano 1998). Hier haben v.a. feministische Wissenschaftlicher\_innen und *People of Color* durch ihre Kritiken zu einem graduellen Umdenken von Normen angeregt. Darüber hinaus haben diese Wissenschaftler\_innen durch ihre Überlegungen über *locations* und Positionen sowie über *situated knowledges* (Haraway 1988) – viel dazu beigetragen, das Konzept des anthropologischen *Feldes* zu transformieren:

„We might emerge from such a move with less of a sense of ‚the field‘ (in the ‚among the so-and-so‘ sense) and more of a sense of a mode of study that cares about, and pays attention to, the interlocking of multiple social-political sites and locations.” (Gupta/ Ferguson 1997:37)

Meine eigene Feldforschung einer dieser Bezeichnungen unterzuordnen, fällt mir schwer, da die drei Begriffe – *home*, *native* und *indigenous* – für mich eine große Vertrautheit gegenüber dem Forschungskontext suggerieren. So ist zwar Wien – die Stadt, in der ich meine Forschung durchgeführt habe – für mich *home* und ich bin hier gewissermaßen *native* oder *indigenous*, mein Forschungskontext – antirassistische Bewegungen allgemein, der Transnationale Migrant\_innenstreik speziell – war für mich jedoch nicht vertraut. Ich kannte bereits einige Leute, die im Antirassismusbereich engagiert waren, hatte aber nur einen vagen Überblick über die unterschiedlichen Bewegungen und Gruppen sowie deren Entwicklungen. *Home* war jedoch wieder, dass ich mich in den Themen, Prinzipien, Arbeits- und Herangehensweisen meines Forschungskontextes wiedergefunden hab. So schließe ich mich Caputo (2000:29) in der Meinung an, dass *home* und *away* weder räumliche, noch klar voneinander abgrenzbare Kategorien darstellen: „It is a field in which I am at once ‚at home‘ and ‚away‘. In my understanding, these are not mutually exclusive terms; the lines between the two are not always distinct.”

## 4.2 METHODISCHE HERANGEHENSWEISEN

### 4.2.1 GROUNDDED THEORY

Die *Grounded Theory* (GT) wurde durch die zwei Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss im Jahr 1967 begründet und war wichtiger Bestandteil der „qualitativen Revolution“ in den Sozialwissenschaften. Ihr Ausgangspunkt war die Kritik an den Forschungsweisen der gegenwärtigen Soziologie, die primär mit bereits bestehenden „Großen Theorien“ beschäftigt sei und die Schaffung neuer Theorien gänzlich vernachlässige. Glaser und Strauss hingegen wollten mit der GT ein Verfahren entwickeln, das „die Entdeckung von Theorien auf Grundlage der Daten“ (Glaser/ Strauss 1998:11+19f.) in den Vordergrund stellt. *Grounded* bezieht sich in diesem Sinn auf die Nähe zum empirischen Material selbst. Diese Arbeitsweise wird v.a. durch einen hermeneutischen Forschungsansatz ermöglicht, der vom sog. theoretischen *Sampling* geprägt ist. Das theoretische *Sampling* bezeichnet keinen linearen, sondern einen zirkulären Prozess, in dem Daten parallel erhoben, kodiert und analysiert werden. Dabei kann sich der Fokus, den die\_der Forscher\_in bei der Erhebung und Analyse der Daten legt, immer wieder verändern, was in weiterer Folge die Notwendigkeit nach neuem Datenmaterial bzw. neuen theoretischen Konzepten mit sich bringen kann. Das bedeutet, dass Fragestellungen sich erst im Laufe einer Forschung konkretisieren und daher offen genug sein müssen, um diese Flexibilität zuzulassen (Truschkat et al. 2005).

Grundlegend für das theoretische *Sampling* ist die Methode des permanenten Vergleichs, die v.a. im Rahmen des Kodierverfahrens zum Einsatz kommt<sup>46</sup>. Ein weiteres zentrales Element der GT ist die theoretische Sensibilität, die einen anfänglichen Fokus bieten soll. Strauss und Corbin (1996:25) definieren diese als „Fähigkeit, Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen“ (zit. in Truschkat et al. 2005). Laut Strauss und Corbin kann theoretische Sensibilität aus Literaturkenntnissen entstehen sowie aus beruflichen und persönlichen Erfahrungen. Gerade die Frage, wann Literatur hinzugezogen werden kann, darf, soll oder muss, spaltet die Praktiker\_innen der GT. So sieht u.a. Glaser die Gefahr, zu voreingenommen zu sein und dadurch hypothetiko-deduktiv zu verfahren (Truschkat et al. 2005). Truschkat et al. (2005) empfehlen, die Frage der Literatur flexibel zu handhaben und an die Rahmenbedingungen anzupassen, da eine vollkommene Unvoreingenommenheit ohnehin unmöglich ist. Wichtig ist allerdings, das eigene Vorwissen deutlich zu machen und aufgrund diesem bereits konkrete

---

<sup>46</sup> Zum Kodierverfahren siehe Kapitel 4.2.4.

Probleme und Hypothesen zu formulieren. Auch Kathy Charmaz (2001:249) betont, dass Forscher\_innen mit einem bestimmten Interesse in die Forschung gehen, das von Weltansicht, theoretischen und disziplinären Ausgangspositionen u.ä. geprägt ist. Ihrer Ansicht nach würden Glaser und Strauss suggerieren, dass Kategorien dem Datenmaterial inhärent seien und die\_der Forscher\_in diese nur finden müsse, und argumentiert stattdessen, dass die Kategorien Ergebnis der Interaktionen zwischen Forscher\_in und Forschungskontext sind – „I assume that the interaction between the researcher and the researched *produces* the data and therefore, the meanings that the researcher observes and defines.“ (Charmaz 2001:252) Ähnlich wie Truschkat et al. (2005) plädiert sie dafür, Vorannahmen als *points of departure* zu nehmen, aber diese dem Datenmaterial nicht aufzuzwingen (Charmaz 2001:250).

Wie das Kapitel über meinen Zugang zum Forschungskontext näher beschreibt, ist theoretische Sensibilität nicht nur wichtig, um die Aktivitäten in diesem gesellschaftlichen Raum zu verstehen, sondern auch um das Vertrauen der darin agierenden Personen zu gewinnen. So kann es bei komplexen oder heiklen Fragestellungen durchaus notwendig sein, dass die\_der Forscher\_in sich auf ein bestimmtes Erfahrungs- oder Literaturwissen beziehen muss, um ernst genommen zu werden und eine gewisse Bewusstheit und Sensibilität für das Thema zu vermitteln.

Im Rahmen meiner eigenen Arbeit habe ich in der ersten Phase der Feldforschung nur teilnehmende Beobachtungen durchgeführt, während ich in der zweiten Hälfte zusätzlich Interviews mit den Aktivist\_innen im Feld geführt habe. Die Beobachtungen haben die Interviews dahingehend geprägt, als ich meine im Forschungskontext gemachten Erfahrungen in die Fragen einbauen konnte, während die Interviews meinen Blick auf Beobachtetes veränderten und präzisierten. Durch die sofortige Transkription und Erstanalyse der einzelnen Interviews konnten diese Ergebnisse wiederum in die nächsten Interviews einfließen. Gleichzeitig hatten die Ergebnisse eine Auswirkung auf die weitere Auswahl meiner Interviewpartner\_innen, da ich ein möglichst breites Spektrum an Meinungen und Einstellungen einfangen wollte. Insofern habe ich mich hier an dem von Strauss und Corbin vorgeschlagenem zufälligen und gezielten *Sampling* orientiert (Strauss/ Corbin 1992, zit. in Truschkat et al. 2005).

## 4.2.2 TEILNEHMEN UND BEOBACHTEN

Die teilnehmende Beobachtung ist sowohl ein wichtiger Bestandteil von Feldforschung, als auch der Grounded Theory. Der Name, der in diesem Zusammenhang am häufigsten fällt, ist der des polnischen Anthropologen Bronislaw Malinowski. Zwar war er nicht der erste, der Langzeit-Feldforschung durchführte, doch entwickelte er systematische Grundlagen für Datenerhebung

und –auswertung in der Feldforschung. Ab den 1940er Jahren war teilnehmende Beobachtung vielen Forscher\_innen sowohl in der Kultur- und Sozialanthropologie als auch in der Soziologie ein Begriff (DeWalt/ DeWalt 2011:3ff.). In der Soziologie fasste die teilnehmende Beobachtung v.a. im Rahmen der Erforschung von Subkulturen Fuß. Dennoch wird sie von manchen als unwissenschaftlich abgetan und findet sich außerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie nur selten als eigenständige Methode (Lueger 2005).

Die teilnehmende Beobachtung in der qualitativen Sozialforschung findet in der „natürlichen“ Lebenswelt von Personen statt. So nimmt die\_der Forscher\_in „am Alltagsleben teil und versucht durch genaue Beobachtung etwas deren Interaktionsmuster und Wertvorstellungen zu explorieren und die wissenschaftliche Auswertung zu dokumentieren“ (Lamnek 2005:549). Es geht also um das soziale Verhalten und die Interaktionen von Personen in einem Forschungskontext. Dabei sind nicht nur auffällige Ereignisse und Situation von Relevanz, sondern auch – oder vor allem – „die subtilen Regulierungen *alltäglicher* Handlungsweisen“ (Lueger 2000:9). Es gilt also nicht nur explizite Inhalte zu erfassen, sondern auch ein Gefühl für implizite Aspekte zu entwickeln, die der\_dem Forschenden die Kontextualisierung von Ergebnissen ermöglicht. DeWalt und DeWalt (2011:10) argumentieren, dass teilnehmende Beobachtung dadurch für die Erhebung und für die Interpretation von Daten eine wichtige Rolle spielt sowie das Entwickeln neuer Fragestellungen aus dem Forschungskontext heraus ermöglicht. Aus diesem Grund haben teilnehmende Beobachtungen eine wesentliche Bedeutung für die *Grounded Theory*.

Wie bereits erwähnt, ist der gesamte Forschungsprozess – und somit auch die teilnehmende Beobachtung – durch eine selektive Wahrnehmung geprägt. Zwar ist es wichtig, dass sich die\_der Forscher\_in von den eigenen Selbstverständlichkeiten, Meinungen und Urteilen löst (Lueger 2000:9), gänzlich möglich ist dies aber nicht. Daher ist es auch unmöglich, *alles* zu beobachten, was sich in einem Forschungskontext tut. Trotz dieser Einsicht, können die Eindrücke und Interaktionen schnell überfordern. Daher erscheint es mir hilfreich, sich der unterschiedlichen Aspekte und Relevanzfaktoren in diesen Kontexten und Räumen zu vergegenwärtigen. Jahoda et al. (1966) haben zum Beispiel eine Liste an Anhaltspunkten für die Beobachtung bestimmter Situationen zusammengestellt. So sollen u.a. die Teilnehmer\_innen selbst, die Interaktionen zwischen diesen, das auslösende Ereignis einer bestimmten Situation, Kontext/ Umgebung der Situation, zeitliche Dauer, Regelmäßigkeiten und Wiederholungen, Unregelmäßigkeiten und Abweichungen, Widersprüchlichkeiten, mögliche unterlassene Handlungen der Teilnehmer\_innen (Lamnek 2005:618ff.). Ähnliche Punkte spricht Girtler

(1984) an, wobei er noch hinzufügt, dass auf die Konsequenzen geachtet werden soll sowie auf die Differenzen zwischen Gesagtem und Handeln (Lamnek 2005:621f.).

Diese Beobachtungen werden in Form von sog. Beobachtungsprotokollen und Feldnotizen festgehalten. Dabei ist es wichtig, darauf zu achten, wie etwas passiert und noch nicht die Frage nach dem Warum in den Mittelpunkt zu stellen (Emerson 2011:27). Doch auch wenn versucht wird, Beobachtungen von Interpretationen sowie von persönlichen Gefühlen und Gedanken zu trennen, sind diese Notizen nicht „pure inscriptions“, sondern bereits Selektionen und erste Analyseschritte (Clifford 1990, zit. in DeWalt/ DeWalt 2011:159). „[A]ll writing, even seemingly straightforward, descriptive writing, is a construction.“ (Emerson et al. 2011:45f.) Entgegen dieser Bedeutung von Feldnotizen als wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses, wurde ihnen lange Zeit wenig Beachtung geschenkt – „a little bit dirty, a little bit suspect, not something to talk about too openly and specifically. Fieldnotes seem too revealingly personal, too messy and unfinished to be shown to any audience“, schreiben Emerson et al. (2011:xv) über die Mysteriösität, die Feldnotizen umgibt.

Formen der Beobachtung werden nach verschiedenen Kriterien differenziert. Drei für diese Forschung relevanten Unterscheidungen sind die zwischen offen - verdeckt, standardisiert - nicht standardisiert sowie teilnehmend - nicht teilnehmend.

Die erste Unterscheidung bezieht sich auf die Offenlegung der Forschungsinteressen gegenüber dem Forschungskontext. Im Allgemeinen wird es in der Anthropologie als problematisch gesehen ohne Offenlegung der eigenen Interessen und ohne Einverständnis der Personen im Forschungskontext zu forschen. Gründe für eine solche Herangehensweise sind meist die Angst, durch die Bekanntgabe des Forschungsvorhabens das Verhalten der Personen im Raum der Forschung zu sehr zu beeinflussen (Lamnek 2005:561) oder die Unmöglichkeit alle beteiligten Personen zu informieren, weil es sich beispielsweise um einen öffentlichen Ort handelt.

Für mich war es sehr wichtig, mein Forschungsvorhaben von Anfang an offen zu legen. Das mag, wie einer der Aktivisten zu mir meinte, ein Fehler gewesen sein, weil die Gruppe noch kein Vertrauen zu mir hatte, hat sich dann aber doch nicht als Hindernis erwiesen. Auf die Probleme und Schwierigkeiten im Zusammenhang mit meinem Zugang zum Forschungskontext werde ich in Kapitel 5 eingehen.

Die zweite Unterscheidung bezieht sich auf den Grad der Standardisierung. Nicht-standardisierte – oder auch unstrukturierte – Beobachtung setzt einen „natürlichen Kontext“ voraus, der „alltagsweltliche Ereignisse ohne Einschränkung durch vorgefertigte Kategorien, Indikatoren oder spezifisch inszenierte Beobachtungsarrangements“ deutlich macht (Halbmayer/ Salat 2011). Die Bildung von Kategorien und Hypothesen findet also erst während der

Datenerhebung statt oder gar erst während der Auswertung (Lamnek 2005:566). Aber auch eine nicht-standardisierte Beobachtung wird im Laufe der Zeit immer zielgerichteter. In Bezugnahme auf Adler und Adler (1998:87) unterscheiden Halbmayr und Salat (2011) zwischen Anfangsbeobachtungen, fokussierten Beobachtungen und selektiven Beobachtungen. Während erstere eher deskriptiv, unfokussiert und allgemein gehalten sind, um Wissenschaftler\_innen eine gute Orientierung im Raum der Forschung zu ermöglichen, ist es sinnvoll in den weiteren Schritten durch die Konzentration auf bestimmte Aspekte im Feld mehr in die Tiefe zu gehen. Dabei geht es primär darum, Hypothesen zu überprüfen, die sich im Laufe der Forschung herausgebildet haben (Halbmayr/ Salat 2011).

Diese Herangehensweise entspricht in etwa einem Vorgehen der *Grounded Theory*, weshalb ich mich an diesen Phasen orientiere. Ich habe halb-standardisierte Beobachtungen durchgeführt, wobei bestimmte Fragen zwar meine Aufmerksamkeit lenkten, ich mich aber bemühte, während der ganzen Forschung den Blick für das Ganze nicht zu verlieren und auch Situationen wahrzunehmen, die zunächst nicht eindeutig „passend“ waren. Meine Beobachtungen protokollierte ich während den Plena und Treffen in Form von kurzen Notizen – sog. *jottings* (Emerson et al. 2011:29) – die ich in einem zweiten Schritt zu einem ausführlicheren Beobachtungsprotokoll zusammenführte. In meiner fast neun-monatigen Feldforschung habe ich insgesamt 20 Beobachtungsprotokolle verfasst. Die große Mehrheit davon bezieht sich auf die Plena selbst.

Bei der dritten Unterscheidung – teilnehmend/ nicht teilnehmend – geht es um den Grad der Partizipation im Forschungskontext. Manche Autor\_innen verweisen hier auf die paradoxe Natur teilnehmender Beobachtung. So setzen Teilnahme und Beobachtung unterschiedliche Fähigkeiten und Rollen voraus und seien nur schwer vereinbar (DeWalt/ DeWalt 2011:28f.). Es gebe ein Dilemma, so Lamnek (2005:634) und Flick (2006:123), weil Identifikation das Element der Teilnahme und Verstehen ist, während Distanz ein notwendiges Element für das Beobachten und die Analyse ist. Aus diesem Grund variiert der Grad der Partizipation der beobachtenden Person oft je nach Situation. Die Unterscheidung zwischen teilnehmender und nicht-teilnehmender Beobachtung darf also nicht als dichotome Differenz verstanden werden, sondern stellt ein Kontinuum dar (Halbmayr/ Salat 2011, Lamnek 2005, Lueger 2000). Dennoch wird in der Anthropologie Beobachtung ohne Teilnahme oft nicht nur als problematisch, sondern auch als unmöglich gesehen. So schreiben zum Beispiel Emerson et al. (2011:4): „the fieldworker cannot and should not attempt to be a fly on the wall.“

Während meiner Forschung hat sich dieses Kontinuum darin manifestiert, dass ich mich in verschiedenen Situationen eher als aktivere „Beobachterin als Teilnehmerin“, in anderen eher als

passivere „Teilnehmerin als Beobachterin“<sup>47</sup> fühlte, während sich andere Male die zwei Rollen in eine Equilibrium zueinander verhielten. Dennoch war auch eine zeitliche Komponente von Relevanz, da sich meine Partizipation im Rahmen der Vorbereitungsplas anfangs auf meine Anwesenheit beschränkte, während ich im Laufe der Zeit immer mehr Aufgaben annahm und mich auch an den Diskussionen beteiligte. Für die anderen Teilnehmer\_innen des Plenums führte das dazu, dass sie mich im Laufe der Zeit auch primär als Aktivist\_in wahrnahmen – „Wenn du im Plenum bist, seh ich dich als Aktivistin“, meint dazu eine Person im Interview. Die wichtige Rolle, die meine aktive Teilnahme gespielt hat, wird ausführlicher in Kapitel 5 diskutiert.

Die teilnehmende Beobachtung hat mir ein Gefühl dafür vermittelt, welche Themen für die Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks wichtig sind und mir darüber hinaus die Kontextualisierung meines übrigen Datenmaterials ermöglicht. Hier haben auch informelle Gespräche eine wichtige Rolle gespielt, die sich während der Zusammenarbeit oder in anderen Situationen ergeben haben. Neben diesen stellt noch eine weitere Gesprächsform einen großen Teil meines Datenmaterials dar, nämlich das halb-strukturierte Interview.

## 4.2.3 QUALITATIVE INTERVIEWS

Qualitative Interviews spielen eine wesentliche Rolle in ethnografischen Forschungen und dienen v.a. der Ermittlung von „Expert\_innenwissen“ über einen bestimmten Forschungskontext sowie von subjektiven Perspektiven auf Ereignisse in diesem (Hopf 2008:350).

Wie die teilnehmende Beobachtung, können auch Interviews nach einer Vielzahl von Kriterien unterschieden werden. So zum Beispiel nach Form und Medium der Kommunikation (mündlich/schriftlich), nach der Zielsetzung, nach der Strukturierung der Interviews und ob es sich um Einzel- oder Gruppengespräche handelt. Bei qualitativen Untersuchungen handelt es sich meistens um *face-to-face* Interviews, die halbstrukturiert oder nicht strukturiert sind. Diese Form der Befragung gibt der interviewten Person viel Freiraum, das Interview mit ihren Themen und Meinungen zu füllen und zu lenken, während dieser Raum durch die Strukturierung eingeschränkt wird. So gibt der\_die Interviewer\_in bei offenen, nicht-standardisierten oder narrativen Interviews oft nur einen Anfangsimpuls und interveniert ab da nur wenig in den Erzählverlauf, während es sich bei voll strukturierten Interviews um Fragebögen handelt, die bereits Antwortmöglichkeiten inkludieren (Halbmayer/ Salat 2011).

---

<sup>47</sup> Diese Unterscheidung geht auf Schwartz/ Schwartz (1955) und Gold (1958) zurück (zit. in Lamnek 2005:575ff.).

An welcher Interviewform sich die\_der Forschende orientieren sollte, muss im Zusammenhang mit der jeweiligen Forschungsfrage entschieden werden. Ich habe im Rahmen meiner Forschung sieben halb-strukturierte Einzelinterviews geführt, die *face-to-face* stattgefunden haben. In halb-strukturierten Interviews arbeitet die\_der Interviewer\_in mit einem Leitfaden, der Fragen und Themen beinhaltet, die im Interview behandelt werden sollen (Halbmayer/ Salat 2011). Leitfadeninterviews sind dann angemessen, wenn das Interview nicht allein durch die Erzählungen der interviewten Person strukturiert, sondern durch das Ziel der Untersuchung selbst bestimmt werden soll, v.a. wenn es darum geht, bestimmte und konkrete Informationen im Interview zu erheben (Flick 2006:145, Gläser/ Laudel 2004:107). Die Fragen sollen offen sein und Erzählungen generieren, anstatt die Antwortmöglichkeiten allzu sehr einzuschränken. Dabei ist es weder zwingend, alle notierten Themen zu behandeln, die Reihenfolge der Fragen strikt einzuhalten oder die Fragen immer im gleichen Wortlaut zu stellen. Im Vordergrund soll nicht die „Leitfadenbürokratie“ - das Abhaken von notierten Fragen (Hopf 2008:358) -, sondern ein natürlicher Gesprächsverlauf stehen, der von einer Kombination aus Narration und Befragung geprägt ist (Gläser/ Laudel 2004:39, Lamnek 2005:352). Das ist für den Interviewverlauf wichtig, damit das Gespräch nicht bei einem distanzierteren Vermitteln von Ideen bleibt, sondern die interviewte Person das Gefühl hat, ehrlich und offen reden zu können (Kvale 1996:125).

Diese Herangehensweise hat es mir ermöglicht, in der Interviewsituation eine gewisse Flexibilität zu bewahren. So schienen manche Fragen in bestimmten Interviewsituationen unpassend oder nicht relevant, oder waren im Zuge der Erzählungen bereits beantwortet worden. Gleichzeitig hatte mein jeweiliges Gegenüber auch Einfluss darauf, wie ich die Fragen formulierte. Halb-strukturierte Interviews bieten auch die Möglichkeit, den Interviewleitfaden im Laufe der Forschung zu verändern. So wurden die von mir geführten Interviews alle aufgenommen und unmittelbar danach transkribiert sowie einer ersten oberflächlichen Analyse unterzogen. Dieser Schritt war wichtig, um die Ergebnisse und Erkenntnisse aus den bereits geführten Interviews für die folgenden Interviews fruchtbar zu machen. Beispielsweise um Formulierungsfehler und -unklarheiten im Leitfaden auszubessern oder bestimmte Fragen zu streichen oder zu priorisieren. So merkte ich schnell, dass es wichtiger war bei manchen Fragen mehr ins Detail zu gehen, als alle Fragen zu stellen, die mein Leitfaden beinhaltete. Gleichzeitig tauchten durch die Interviews selbst neue Fragen auf, die ich in weiterer Folge in meinen Leitfaden aufnahm. Nicht zuletzt waren die Interviews dadurch beeinflusst, wie viel Zeit mir meine Interviewpartner\_innen zur Verfügung stellten. Die Interviews hatten eine Länge zwischen einer und zwei Stunden.

Bei den Interviews ging es mir um persönliche Erfahrungen, Gefühle, Meinungen von Personen, aber auch um die Erklärungen, Theorien und das Wissen über bestimmte Situationen. In meiner Arbeit erschien mir daher eine Orientierung am problemzentrierten Interview nach Witzel (1989) sowie am Expert\_inneninterview nach Gläser und Laudel (2004) sinnvoll. Gläser und Laudel (2004:10) definieren Expert\_innen als „Menschen, die ein besonderes Wissen über soziale Sachverhalte besitzen“. In diesem Sinne sind eigentlich alle Personen Expert\_innen. Der Unterschied ist, dass in klassischen Expert\_inneninterviews die\_der Interviewpartner\_in nicht der Fokus der Untersuchung selbst ist, sondern „Zeug\_innen“ der Prozesse. Somit sind ihre Gedanken, Einstellungen und Gefühle zweitrangig (Gläser/ Laudel 2004:10f.). Es handelt sich also eher um rekonstruierende Untersuchungen, als um deutungsbezogene (Gläser/ Laudel 2004:68). Meine Interviewpartner\_innen befragte ich v.a. in Bezug auf die Entstehungsgeschichte des Migrant\_innenstreiks sowie auf dessen Kontextualisierung in der antirassistischen Bewegung in Wien als Expert\_innen.<sup>48</sup>

Dennoch waren für meine Fragestellungen die deutungsbezogenen Aspekte - und somit das problemzentrierte Interview - von größerer Relevanz. Bei dieser Interviewform handelt es sich um ein umfassendes Forschungsprinzip. So nennt Witzel (1989:230ff.) drei Kriterien für seine Herangehensweise. Das erste Kriterium ist die Problemzentriertheit, d.h. dass sich die Forschung auf gesellschaftliche Problemstellungen bezieht, die die\_der Forscher\_in aus dem eigenen Vorwissen ableitet. Witzel (1989:231) argumentiert, es wäre ein „fataler Schluss“ die\_den Forschenden als „tabula-rasa zu betrachten, der die jeweiligen Äußerungen der Individuen sozusagen vorbehaltlos in sich aufnimmt“. Insofern gilt es in der Forschung, das eigene Vorwissen anzuerkennen, aber dennoch nicht mit bestehenden Theorien in die Forschung zu gehen. Ein ähnlicher Ansatz also wie in der *Grounded Theory* (GT). Dieses – zweite – Kriterium bezeichnet er als Gegenstandsorientierung. Das letzte Kriterium ist das der Prozessorientierung, das darauf verweist, dass der Forschungsprozess ein zyklischer ist, der sich aus wiederholter Induktion und Deduktion zusammensetzt. Hier bezieht sich Witzel (1989) explizit auf die Grundsätze der GT. Über diese Kriterien hinaus bietet Witzel (1989) eine ziemlich genaue Anleitung zur Durchführung und Auswertung problemzentrierter Interviews, die ich in meiner Forschung allerdings nicht in dieser Detailliertheit übernehmen konnte. Wichtige Elemente sind für mich das Erzählprinzip, die Möglichkeit sowohl offenerer, als auch geschlossenerer Fragen zu stellen und das Verfassen eines Postskriptums. Letzteres soll Informationen enthalten, die auf den Tonbandaufnahmen nicht festgehalten werden. So geht es hier zum Beispiel um Gespräche vor oder nach dem Interview, aber auch um nonverbale Reaktionen, Rahmenbedingungen, Atmosphäre, Störungen u.ä. (Lamnek 2005:391).

---

<sup>48</sup> Siehe Kapitel 2 – „Forschungskontexte“.

## 4.2.4 THEORETISCHES KODIEREN

Die von mir geführten Interviews wurden mit Hilfe des theoretischen Kodieren<sup>49</sup>, einem Verfahren der GT, ausgewertet. Im Prozess des theoretischen Kodierens werden „die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt“ (Strauss/ Corbin 1996:43). Das Kodieren bildet die Verbindung zwischen Datenerhebung und Theorieentwicklung und ermöglicht der Frage nachzugehen „what the data is all about“ (Charmaz 2001:254). Die Bausteine des Kodierens stellen zwei Ebenen der Abstraktion dar, wobei ich die Elemente der ersten Ebene als Codes bezeichne, die der zweiten, abstrakteren, als Kategorien.

Die zentrale Technik für diesen zirkulären Prozess ist der permanente Vergleich von Datenmaterial und das Stellen von Fragen an dieses. Diese Vorgehensweise ermöglicht das Erkennen von Eigenschaften (Kennzeichen oder Charakteristika einer Kategorie) und Dimensionen (Verortung von Eigenschaften auf einem Kontinuum) einer Kategorie. Dies wiederum ist notwendig, um Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen Kategorien festzustellen (Strauss/ Corbin 1996:51).

Ich orientiere mich in meiner Arbeit am dreistufigen Kodierprozess von Strauss und Corbin (1996), der sich aus dem offenen, dem axialen und dem selektiven Kodieren zusammensetzt. Obgleich sie diese Formen als konkrete Schritte präsentieren, betonen die Autoren, dass es sich hier um eine künstliche Trennung handelt und sich verschiedene Formen des Kodierens auch oft überschneiden. In diesem Sinne machen sie darauf aufmerksam, dass sie mit dem von ihnen vorgeschlagenen Kodierprozess „auf keinen Fall ein rigides Festhalten“ suggerieren wollen (Strauss/ Corbin 1996:40f.).

Beim ersten Schritt, dem offenen Kodieren, soll das Datenmaterial „aufgebrochen“ werden, indem Textstellen mit Codes versehen werden. Diese Codes können nah am Text sein - zum Beispiel durch die Verwendung von In-vivo-Codes, also Begriffe, die im Text selbst vorkommen - oder bereits eine Ebene abstrakter sein. Beim Erstellen von Codes kann es helfen, Zeile für Zeile vorzugehen, also ein *line-by-line coding* durchzuführen, um einen analytischeren Blick auf das Datenmaterial zu ermöglichen (Strauss/ Corbin 1996). Diese Codes werden dann zu Kategorien zusammengefasst. Das soll die Analyseeinheiten abstrahieren und reduzieren - damit man nicht in die missliche Lage kommt, dass man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht, so Strauss und Corbin (1996:47).

---

<sup>49</sup> Ich orientiere mich hier an Strauss und Corbin (1996). Für eine alternative, aber doch ähnliche, Art des Kodierens siehe: Emerson et al. (2011).

Nach dem offenen Kodieren sollen durch das axiale Kodieren Subkategorien sowie Beziehungen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen diesen ausgearbeitet werden. Als Subkategorien bezeichnen Strauss und Corbin (1996) die spezifischen Kennzeichen einer Kategorie, die mit Hilfe des Kodier-Paradigmas ausgemacht werden können. So gilt es folgende Fragen an Kategorien – bei Strauss und Corbin auch oft Phänomene genannt – zu stellen (Strauss/ Corbin 1996:78ff.):

- *Phänomen*: Worum geht es? Was passiert?
- *Ursächliche Bedingung*: Was sind die Ereignisse, die zum Auftreten oder zur Entwicklung des Phänomens beitragen?
- *Kontext*: Welche Eigenschaften gehören zu dem Phänomen? Unter welchen Bedingungen finden Handlungs- und interaktionale Strategien statt, um auf das Phänomen zu reagieren?
- *Intervenierende Bedingungen*: Inwiefern wirkt der breitere strukturelle Kontext als hinderlich/ förderlich für Handlungs- und interaktionale Strategien?
- *Handlungs- und interaktionale Strategien*: Welche Handlungen und Strategien wählen Akteur\_innen als Reaktion auf ein Phänomen, bzw. um mit diesem umzugehen? Welche Strategien bleiben aus, obwohl sie zu erwarten wären?
- *Konsequenzen*: Was sind die Konsequenzen und Ergebnisse des Phänomens? Inwiefern sind die Konsequenzen Bedingung für die nächste Handlungs- und Interaktionsfolge?

Bei dieser Art des Kodierens werden die Kategorien neu zusammengefügt, wodurch hypothetische Verknüpfungen entstehen, die wiederum zurück ins Material geführt werden müssen. Dabei geht es nicht nur darum, Daten zu finden, die diese Hypothesen untermauern, sondern auch um Gegenbeispiele, Abweichungen, Unterschiede und Variationen. Erst dadurch gewinnt die Theorie an Spezifität und Dichte (Strauss/ Corbin 1996:86ff.). Dieser Schritt ist ein „Hin- und Herpendeln zwischen induktivem und deduktiven Denken“, wodurch eine Gegenstandsverankerung erhalten bleibt (Strauss/ Corbin 1996:89f.).

Der letzte Schritt ist das selektive Kodieren, bei dem es darum geht das zentrale Phänomen der Forschung ausfindig zu machen und dieses zur Kernkategorie zu erheben. In diesem Stadium dient also das *Sampling* einer Konkretisierung der Kernkategorie. Wenn die Eigenschaften der Kategorie ausgearbeitet sind, soll diese auch mit den anderen Kategorien in Beziehung gesetzt werden. Dies geschieht wieder mittels des Kodier-Paradigmas. „Die Kernkategorie muß gewissermaßen die Sonne sein, die in systematisch geordneter Beziehung zu ihren Planeten steht“, schreiben Strauss und Corbin (1996:101). Der Prozess des selektiven Kodierens ähnelt

im Grunde dem axialen Kodieren, nur dass jetzt auf einer abstrakteren Ebene gearbeitet wird (Strauss/ Corbin 1996:100). Um die Verbindungen zwischen den Kategorien zu festigen, wird auch hier wieder induktiv und deduktiv vorgegangen, indem sich das Formulieren von Fragen, das Aufstellen von Hypothesen und das Vergleichen immer wieder zyklisch wiederholt.

Eine hilfreiche Stütze für den zyklischen Forschungsprozess bildet das Verfassen von Memos, die den Forschungsprozess begleiten und alle während der Forschung aufgekommenen Ideen, Vergleiche, Hypothesen und Gedanken festhalten. Memos sollten immer als vorübergehend und unabgeschlossen gesehen werden, bilden aber einen wichtigen Schritt zur Festlegung der Schlüsselkategorien und schließlich zur Generierung von Theorien (Charmaz 2001:259ff.). Eine gegenstandsbezogene Theorie existiert dann, wenn zumindest alle Schlüsselkategorien sowie die Beziehungen zwischen diesen gut ausgearbeitet und validiert sind. In diesem Fall spricht man von „theoretischer Sättigung“, was bedeutet, „dass keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann“ (Glaser & Strauss 1998:69, zit. in Truschkat u.a. 2005).

In dieser Forschungsarbeit habe ich mich an der bereits erwähnten Aussage von Strauss und Corbin (1996:40f.) orientiert, „auf keinen Fall ein rigides Festhalten“ an dem von ihnen vorgeschlagenen Kodierprozess zu verlangen. So war es mir primär aus Zeitgründen weder möglich, einem zyklischen Forschungsprozess vollends gerecht zu werden, noch das Kodierparadigma auf alle Kategorien anzuwenden. Stattdessen habe ich hierfür lediglich die wichtigsten Kategorien hergenommen und innerhalb dieser v.a. die Subkategorien, die nach einer ersten Analyse Widersprüchlichkeiten, Unsicherheiten, Unklarheiten, starke Emotionen, oder aber deren Gegenteile – zum Beispiel Demonstration von Selbstverständlichkeit oder Indifferenz – aufgewiesen haben.

Eine theoretische Sättigung möchte ich aus diesen Gründen für meine Fragestellungen nicht behaupten. Nichtsdestotrotz meine ich, wichtige Positionen und Positionierungen, Erfahrungen und Meinungen sowie Gefühle und Gedanken in der Analyse zusammengeführt zu haben.

## 4.3 ZUSAMMENFASSUNG

In diesem Kapitel habe ich meine Ausgangspositionen, Überlegungen und Arbeitsweisen in Bezug auf die Methode und die Methodologie dargelegt. Ich habe aufgezeigt, dass es in der

qualitativen Sozialforschung wichtig ist, den Raum der Forschung in seiner Vielschichtigkeit, Vieldeutigkeit und dadurch vielleicht auch Widersprüchlichkeit zu erfassen. Dabei kann und will weder Anspruch auf Repräsentativität oder Objektivität erhoben, noch ein einheitliches und kohärentes Bild gezeichnet werden. Unabhängig von der Methode, erlaubt jede Lesart von Phänomenen unterschiedliche Interpretationen. Geprägt sind diese durch die Position und Positionierung von Forscher\_innen, deren Interaktion mit dem Forschungsfeld sowie durch ihre Wahrnehmung und ihre Art darüber zu schreiben.

Die Auswahl meiner Methoden spiegelt diese Überlegungen wider. Dabei liefert die *Grounded Theory* mit ihren Grundsätzen sowohl eine Art Überbau, als auch konkrete Arbeitsschritte für einen zirkulären Forschungsprozess. Meine Datenerhebung hat im Rahmen von teilnehmenden Beobachtungen und qualitativen Interviews – bzw. speziell problemzentrierten Interviews – stattgefunden. Beide Methoden betonen Offenheit und Flexibilität und sind daher mit einem *Grounded Theory* Ansatz vereinbar.

# ZUGANG ZUM UND POSITION(IERUNG) INNERHALB DES MIGRANT\_INNENSTREIKS

---

Als sozialen und politischen Raum, in dem ich meine empirische Forschung durchführen wollte, suchte ich politische Gruppierungen, die sich primär als Selbstorganisation von Migrant\_innen verstehen, aber auch für Mehrheitsösterreicher\_innen zugänglich sind. Dabei war mir wichtig, dass es sich nicht um Vereine oder Organisationen mit festen Strukturen handelt, sondern um offene Zusammenhänge von Aktivist\_innen, deren Zugangsweise von einem identitätskritischen Zugang geprägt ist. Darüber hinaus sollte sich die Gruppe in Wien befinden, um mir eine kontinuierliche Teilnahme zu ermöglichen.

Die Themen und Schwierigkeiten, die meinen Zugang zum sozialen und politischen Raum des Migrant\_innenstreik prägten, sind auf mehreren Ebenen für meine Forschungsfragen und ihre Kontextualisierung von Relevanz. So zeigt die anfängliche Vorsicht und Skepsis, die mir entgegengebracht wurde, was für eine wichtige Rolle Vertrauen in einem Raum spielt, in dem Rassismen, Diskriminierungen, polizeiliche bzw. staatliche Überwachung u.ä. zum Alltag gehören. In diesem Zusammenhang steht auch der ambivalente Blick der Aktivist\_innen auf die Wissenschaften, v.a. im Kontext der politischen Arbeit. Gleichzeitig manifestiert sich bereits hier die Bedeutung der Positionen und Positionierungen von Teilnehmer\_innen für eine Zusammenarbeit. Aus diesen Gründen möchte ich den Beschreibungen meines Zugangs in den folgenden Seiten ausreichend Raum geben.

## 5.1 ZUGANG

Im September 2011 las ich – fast zufällig –, dass es ab nun wieder regelmäßige Vorbereitungsplena für den Transnationalen Migrant\_innenstreik am 1. März 2012 geben sollte. Ich ging auf das erste Plenum, um mir einen Eindruck zu machen und versuchte bei den anwesenden Personen vorzufühlen, wie sie einer Forschung über den Transnationalen

Migrant\_innenstreik gegenüber stünden. Ich solle nur kommen und forschen, meinte dazu eine Aktivistin, mit der sich an diesem Abend ein längeres Gespräch entwickelte. Ich schrieb dieser Person wenige Tage später ein Email mit der Frage, wie ich meine Forschungsanfrage am besten kommunizieren sollte. Ihre Antwort klang weniger optimistisch als zuvor, bereitete mich jedoch auf die Reaktionen vor – *„Ich finde es eine gute Idee, es im Plenum anzusprechen. Ich kann mir vorstellen, dass es viel Widerstand dagegen geben könnte. Du musst es gut vorbereiten.“*

### 5.1.1 „AUS'M NICHTS GEKOMMEN“

Im nächsten Plenum stellte ich mein Forschungsvorhaben zur Diskussion. Ich war mir unsicher, wie sehr ich ins Detail gehen sollte, da mir eine Art Konzeptpräsentation für die erste Annäherung zu viel erschien. Gleichzeitig wollte ich mich auch in vielen Aspekte – u.a. die genaue Formulierung der Forschungsfrage und die Wahl der Methoden – noch nicht festlegen, bevor ich das Feld und die darin agierenden Personen kannte. Diese Unkonkretheit war allerdings auch ein Punkt, der viele Personen verunsicherte, weil sie mich nicht kannten und dadurch keine Vertrauensbasis da war, die sowohl eine gewisse Qualität, als auch eine sensible Forschungspraxis garantiert hätte. Da wäre es anders, wenn ich bereits letztes Jahr dabei gewesen wäre und sie mich als Aktivistin und nicht primär als Forscherin wahrnehmen könnten, meinen mehrere Personen. So sei ich halt *„aus'm Nichts dahergekommen“* (E), es sei überhaupt nicht einschätzbar, was bei der Arbeit herauskommen würde (*„da kann auch gar nichts rauskommen“*) und ob ich das Material noch für andere Sachen verwenden würde (P2 N1).

Nach dem Plenum meinten zwei Personen zu mir, ich hätte mit meiner Anfrage noch ein paar Wochen warten sollen. Einer der beiden Aktivisten erwähnt, er habe auch eine Forschung in antirassistischen Gruppen durchgeführt und habe dafür nicht um Erlaubnis gefragt, weil das zu kompliziert gewesen wäre und zu viele Diskussionen ausgelöst hätte (P2 N2). Nach der heftigen Diskussion des Plenums war ich über diese Aussage verwundert<sup>50</sup>. Ich bereue zwar nicht, meine Absichten von Anfang an offengelegt zu haben, eine längere Phase des Kennenlernens hätte aber vielleicht allen Beteiligten die Situation erleichtert:

*„Zu der Zeit, wo du angefragt hast, das war halt ein Gwirks, du hast noch zu wenig standing in der Gruppe gehabt und warst noch nicht bekannt (.) und des wär was ganz anderes wenn du zwei Monate dabei wärst und dann (.) und dann die Frage stellst. Dann würden alle sagen ‚na ja klar. Mach!‘“ (D)*

---

<sup>50</sup> In späteren Gesprächen klärte sich, dass die Ausgangssituationen andere und daher nicht vergleichbar waren. So ist der Aktivist schon sehr lange im Antirassismusbereich involviert und hat die Erfahrungen, die er im Laufe der Zeit in verschiedenen Gruppen gesammelt hat, in seine Forschungen miteinbezogen.

Das „Gwirks“ bezieht sich aber wohl nicht nur auf das Verhältnis zwischen Gruppe und mir, sondern auch darauf, dass ich in dieser Form von Antirassismus-Arbeit auf keine Erfahrungen zurückgreifen konnte:

*„Ich hab auch manchmal ein ungutes Gefühl, wenn Bewegungen beforscht werden aus einer relativ ähm (.) sagen wir mal jetzt so neuen Position, also ich tu mir natürlich viel leichter, wenn ich von Leuten, Maria Mies oder so, die 40 Jahre lang in der Frauenbewegung war und dann schreibt sie halt drei Bücher oder so, das ist natürlich simpler oder so.“ (N)*

Wie sich zum Teil bereits während diesem zweiten Plenum, aber dann auch viel in informellen Gesprächen und den Interviews zeigte, hatten einige Personen bereits schlechte Erfahrungen in diesem Zusammenhang gemacht. So erzählte eine Interviewpartnerin, sie hätte eine Forschung in einer anderen antirassistischen Gruppe erlebt, wo sich die forschenden Personen am Ende ihrer Forschung „wahnsinnig ungeschickt“ verhalten hätten, weil sie die Kritik an ihrer Arbeit aufgrund der Verpflichtung gegenüber der wissenschaftlichen *Community* nicht akzeptieren wollten. Es gebe also sehr viel, was man „in diesem Forschungsprozess falsch machen kann“ (P). Auch eine andere Person erzählte in einem informellen Gespräch von schlechten Erfahrungen mit Diplomarbeiten über politische Gruppen. Oft sei nur ein Wunsch nach Selbstprofilierung dahinter. Ein weiteres Problem liegt in ungenauen Arbeiten, was dann den Gruppen selbst schaden kann (P5 N4).

### 5.1.2 „WISSENSCHAFT IN DIE POLITIK REINTRAGEN IST PROBLEMATISCH“

Der Aspekt des Vertrauens ist einer der vier Kritikpunkte, die sich ausmachen lassen. Der zweite steht im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Wissenschaft und politischer Praxis. „Politik in die Wissenschaft hineinragen ist wichtig, Wissenschaft in die Politik ist problematisch“, merkte dazu eine Aktivist\_in an. Aber auch viele andere Personen im Plenum machten darauf aufmerksam, dass es nicht unproblematisch sei, wenn Information über Netzwerke und Arbeitsweisen von antirassistischen Gruppen an die Öffentlichkeit kommen. Mehrere Personen verwiesen hier auf die *Operation Spring*, die – wie bereits in Kapitel 2.1.2 erwähnt – große Auswirkungen auf die antirassistische Szene in Österreich hatte und zu einer generellen Vorsicht geführt hat (P2 N1). Die Wissenschaft kann hier die Rolle einer Kontrollinstanz einnehmen: „Weil Staat und Polizei, ja, na jetzt kommt die Universität auch (lacht). [...] Daher war am Anfang so ein Misstrauen.“ (C)

So erzählt mir ein Aktivist in einem informellen Gespräch, er fände mein Konzept ganz gut und die Fragen, die ich stelle auch wichtig, er sei aber dennoch prinzipiell gegen meine Forschung. Das habe nichts mit mir zu tun, sondern mit einem allgemeinen Misstrauen der Wissenschaft

gegenüber, weil durch Wissenschaft vermeintliche Fakten geschaffen werden, durch die Gruppen festgeschrieben werden. „Es ist ja wissenschaftlich belegt“, hieße es dann. Das sei einfach problematisch (P5 N4).

Die Interviews zeigen jedoch auch, dass viele Personen es prinzipiell begrüßen, wenn Wissenschaft in politischen Kontexten stattfindet. So meint ein Interviewpartner, es sei gut, dass ich zu diesem Thema forsche, weil es bis heute sehr wenige Arbeiten über antirassistischen Aktivismus gebe. „Und es macht ja etwas mit'm Wissenschaftsbetrieb“, fügt er hinzu (D). Eine zweite Aktivistin merkte dazu an: „gleichzeitig find ich's auch cool, weil ich mir denke, Wissenschaft soll halt die über die (.) leiwanden Sachen (lacht kurz auf) was erzählen“ und findet es gut, „wenn man was Emanzipatorisches damit macht.“ (N)

### 5.3 „NIEMAND MÖCHTE GERN OBJEKT SEIN“

Der dritte Kritikpunkt, der sich in meinen Aufzeichnungen und den Interviews wiederfindet, bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Forscherin und Beforschten. „Niemand möchte gern Objekt sein“, sagt ein Aktivist und fügt hinzu, dass dieses Verhältnis immer ein hierarchisches ist und ich diese Aspekte in meiner Arbeit problematisieren müsse. Nicht nur dieses Verhältnis, sondern auch die Traditionen des Wissenschaftsapparats müssen in einer Arbeit reflektiert werden, geht auch aus einem weiteren Interview hervor. Sie habe eine „ur, ur kritische Haltung“ der Migrationsforschung gegenüber, erzählt eine Aktivistin, und überhaupt der Wissenschaft gegenüber, „die immer über irgendwas forschen will, was sie selber nicht ist“ und in dieser Hinsicht von einer unkritischen Tradition geprägt sei. Die Kultur- und Sozialanthropologie nimmt hier eine besonders problematische Rolle ein:

*„Jetzt grad so aus der Anthropologie da denkt man sich natürlich, wenn man das zum ersten Mal so hört: wow (lacht kurz auf), da werden jetzt unsere Traditionen und Volkstänze im 1. März erforscht (lacht). Ich mein, weil halt die Anthropologie auch [...] ein stückweit zu Recht keinen guten Ruf hat.“ (N)*

Zwar bildet die Beforschung von Traditionen und Volkstänzen nicht den zentralen Fokus sämtlicher anthropologischer Forschungen, nicht zu Unrecht verweist die Aktivistin jedoch auf die problematische Vergangenheit – und durchaus auch Gegenwart – der Kultur- und Sozialanthropologie als objektivierende und festschreibende Disziplin. So meint auch ein Aktivist in einem späteren Gespräch zu mir, dass die Fragen, die ich mir in meiner Arbeit stelle, Migrant\_in als Kategorie bereits festschreiben würden (P3 N1).

Um diesen Objektivierungen entgegen zu wirken, wird auch der Wunsch artikuliert, partizipative Methoden anzuwenden und die Beobachtungen und Reflexionen immer wieder in die Gruppe reinzutragen. Einige Personen betonen auch, dass es nicht darum gehen sollte, dass ich vom Plenum profitiere und meine Abschlussarbeit schreibe, sondern dass das Plenum auch etwas von meiner Forschungsarbeit haben muss (P2 N1). Was das sein könnte? *„Also vielleicht trägt's ja auch zu einem bestimmten Reflektionsprozess bei oder vielleicht auch zu einem Selbsthistorisierungsprozess“*, entgegnet mir ein Interviewpartner und fügt hinzu: *„Ich würde sagen, zumindest hat's jetzt dich davon“* (E) und verweist damit auf meine aktivistische Involviertheit. Eine andere Person meint, er fände es *„wirklich cool“* und wichtig, sich mit diesen Diskursen auseinander zu setzen und jetzt, wo es im Plenum wenig Ressourcen gebe, sei es gut, dass ich das mache (C).

Neben dem Aspekt der persönlichen Profilierung, steht die Frage, was das Plenum davon hat, *„wenn jemand da reinkommt und halt einfach das irgendwie zum Untersuchungsgegenstand macht“* (E), auch damit in Zusammenhang, wie sehr die\_der Forscher\_in Teil des Forschungsfeldes ist:

*„Wenn man solche Sachen macht, wie viel profitiert man dann davon oder was will man davon, also macht man dann so Karriere als Migrationsforscher\_in oder macht ma halt so bissi (.) teilnehmende Beobachtung oder so und forscht aus den eigenen Bewegungen heraus.“* (N)

Es wäre wohl kaum möglich, wissenschaftliche Untersuchungen ohne eine Form der Objektivierung durchzuführen, vermutet eine Person, fügt jedoch hinzu, dass den Bedenken, die als Reaktion auf meine Forschungsfrage formuliert wurden, *„relativ konkret auch von dir entgegnet worden sind, dadurch, dass du halt dann da warst und was getan hast“* (J). Auch eine andere Interviewpartnerin nimmt auf meine Position als Teil der Gruppe Bezug, als sie sagt: *„Das ist ja auch was anderes. (.) Wo man dauernd interviewt wird und beobachtet oder ob halt Leute aus den eigenen Reihen quasi dann auch ihre wissenschaftliche Arbeit dazu schreiben.“* (N)

Diese Aussagen machen deutlich, welche Bedeutung die Rolle hat, die von der\_dem Forschenden eingenommen wird. Diese Rolle – also meine Rolle als Forscherin und Aktivistin – soll in Kapitel 5.2 eingehender diskutiert werden.

#### 5.1.4 *„SICHER KEINE EXTRAZEIT REININVESTIEREN“*

Der letzte Kritikpunkt bezieht sich auf die Schwierigkeit mit zeitlichen Ressourcen umzugehen. Dieser Punkt wurde v.a. bei dem Treffen, auf dem ich zum ersten Mal von meiner Diplomarbeit sprach, viel diskutiert. Zeitliche Ressourcen seien in der Gruppe nur sehr gering und es wäre nicht gut, wenn meine Forschung auf Kosten dieser Ressourcen oder der Plenarzeiten ginge,

waren sich die meisten Anwesenden einig. „*Ich bin da, um politisch zu arbeiten*“, meinte dazu ein Aktivist und stellte klar, dass er sicher keine Extrazeit für meine Arbeit aufbringen würde. Viel diskutiert wurde auch die Frage, wie man damit umgehen könnte, dass es sich um ein offenes Plenum handelt und immer wieder neue Personen dazukommen, die man über mein Forschungsprojekt informieren müsste. Das Thema vor jedem Plenum anzusprechen, würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen und Leute nur via Email-Verteiler zu informieren, würde womöglich nicht alle Menschen erreichen und könnte auch manche davon abhalten, überhaupt zu den Plena zu kommen.

Nach der ca. halbstündigen Diskussion wurde beschlossen, dass ich mein Konzept besser ausarbeiten müsse und mein Vorhaben einen Monat später ein weiteres Mal diskutiert werden sollte. Bei besagtem Treffen wurde meiner Forschung schließlich zugestimmt. Das oben genannte Problem wurde angegangen, indem ich mein Forschungskonzept über den Email-Verteiler geschickt und darauf aufmerksam gemacht habe, wann im Plenum eine Entscheidung fallen würde. Zusätzlich habe ich angeboten, jederzeit für weitere Fragen offen zu sein. Wie bei Email-Verteilern üblich, stellte sich später heraus, dass natürlich nicht alle Personen mein Email gelesen hatten. Die Durchführung dieser Forschung wurde somit immer wieder zum Gesprächsthema.

## 5.2 POSITION UND POSITIONIERUNG ALS AKTIVISTIN SOWIE FORSCHERIN

Als ich das erste Mal an einem Plenum des Transnationalen Migrant\_innenstreiks teilnahm, hatte ich gemischte Gefühle. Ich fühlte mich durch die Herangehensweisen und Ausgangspositionen der Personen im Plenum sehr angesprochen, konnte ein gewisses Gefühl des Unbehagens jedoch nicht ausschalten. Obwohl sowohl auf der Homepage des Migrant\_innenstreiks, als auch in diversen publizierten Texten explizit betont wird, dass das Plenum für *alle* Menschen offen ist, die antirassistisch arbeiten wollen, stellte ich mir die Frage, welche Rolle meine Position als Mehrheitsösterreicherin spielen würde. Das Unbehagen wuchs mit dem Wunsch meine Forschung in diesem Rahmen durchzuführen. Gespräche mit Freund\_innen verstärkten dieses Gefühl, da auch sie meine Situation nicht unproblematisch fanden. Eine *weiße* Mehrheitsösterreicherin, der ihre nationale, ethnische und soziale Position das Leben meist erleichtert hat, schreibt eine Arbeit über migrantische Selbstorganisation gegen Rassismen? „*Hast du ein Problem, bei einer sozialen Bewegung mitzumachen, die Migrant\_innenstreik heißt?*“, werde ich in herausforderndem Tonfall während eines Interviews gefragt (L). Ich antworte mit

einem Nein, aber weil das nur die halbe Wahrheit ist, füge ich hinzu, dass mich diese Frage dennoch beschäftigt und sie sich meiner Meinung nach stellt, wenn man als nicht-Migrantin Teil einer Initiative ist, die sich Transnationaler Migrant\_innenstreik nennt.

In den Interviews frage ich die Aktivist\_innen, ob und in wie fern es für sie eine Rolle spielt, dass ich meine Diplomarbeit über den Migrant\_innenstreik aus der Perspektive einer Mehrheitsösterreicherin schreibe. Ich bekomme sehr unterschiedliche Antworten. Bei vielen Interviews zieht sich die Ansicht durch, dass es schon einen Unterschied macht, aus welcher Perspektive man schreibt. Eine Aktivistin, die selber Mehrheitsösterreicherin und erst seit Kurzem beim Migrant\_innenstreik ist, meint, sie wäre meiner Arbeit am Anfang sehr skeptisch gegenüber gestanden – *„Weil ich mir selbst in meiner Position so unsicher war und mir dann gedacht habe, wow, du traust dich auch noch aus der Position über die Gruppe zu schreiben (lacht). Und das habe ich irgendwie gar nicht verstanden.“* Sie fügt jedoch hinzu, dass sie mittlerweile einen anderen Standpunkt bezieht und der Meinung ist, dass eine Reflektion über ein breites antirassistisches Plenum und *„wie so etwas funktionieren kann“* aus verschiedenen Perspektiven möglich und wichtig ist (M).

Auch Antworten anderer Personen spiegeln wider, dass Positionen eine wichtige Rolle spielen:

*„Ich find's relevant, also keine Frage, also ich find's jetzt nicht NIX oder so, also ich find nicht, dass es KEINE Bedeutung hat, aber ich find nicht, dass es eine (.) also wenn du mit relevant jetzt meinst, ob ich's komisch find oder so, dann nein.“* (N)

*„Na für mich macht's keinen Unterschied, es ist die Frage ob's insgesamt einen Unterschied macht. Und insgesamt wird's natürlich schon einen Unterschied machen, weil Migrant\_innen in der Forschung nochmal benachteiligter sind und da nochmal schwieriger reinkommen, dann nochmal weniger Gehör finden auch. Das heißt, so sehr ich dich unterstütze, aber ich würd das nochmal viel mehr unterstützen, wenn Migrant\_innen in diesem Bereich forschersich aktiv werden.“* (D)

Ich frage meine Interviewpartner\_innen auch, ob sie glauben, dass Migrant\_innen mit dem selben Forschungsvorhaben weniger Widerstand entgegengebracht worden wäre. Eine Aktivistin meint, die anfänglich Skepsis der Gruppe könnte schon dadurch verstärkt worden sein, dass ich Mehrheitsösterreicherin bin, weil Migrant\_innen ja auch diesen (Forschungs-)Objektstatus bekämpfen würden (E). Eine andere Person entgegnet, dass ein\_e Migrant\_in, die\_den niemand kennt, wahrscheinlich die gleichen Prozesse durchlaufen hätte müssen. Sie fügt jedoch hinzu:

*„Was vielleicht schon ein Unterschied gewesen wäre bei jemandem mit Migrationshintergrund, der oder die hartnäckig genug ist, wär's wahrscheinlich nicht möglich gewesen, abzulehnen. Das wär bei dir schon möglich gewesen, ja. Das glaub ich ist ein wesentlicher Unterschied.“* (D)

Gleichzeitig weisen aber die meisten Aktivist\_innen in den Interviews explizit darauf hin, dass die entscheidende Frage jedoch nicht die ist, ob ich Migrantin bin oder nicht, sondern *„in welcher Weise du halt hineingehen willst und was du da rausholen willst“* (J). So auch ein anderer Aktivist:

*„Also schau ich (.) mir IMMER ganz gern an, wie Leute das auch handhaben, ja, weil ich ja natürlich gleichzeitig nicht der Meinung bin, dass man, wenn man selber quasi aus der Herrschaft kommt, nur über die Herrschaft forschen sollen. Ja. Weil das wär ja auch idiotisch. Weil da kommt genau das raus, dass alle Weißen Typen nur über Weiße Typen forschen.“ (N)*

Dadurch wird in fast allen Interviews die Frage nach der Relevanz der Perspektive, von der aus ich schreibe, unmittelbar auf eine persönliche Ebene runtergebrochen. Es stehen nicht verallgemeinernde Aussagen im Vordergrund, sondern individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten: *„Aber dass du Migrant oder nicht-Migrantin bist, ich glaub es spielt (.) du könntest auch als eine, nicht, Migrantin eine schlechte Arbeit schreiben“*, meint zum Beispiel ein Aktivist und fügt hinzu: *„Was ich von dir so kenne und so, dann denk ich mir du wirst eine gute Arbeit schreiben“ (L).*

Wie bereits oben erwähnt, war meine Beteiligung an den Treffen und Aktivitäten des Plenums ohne Zweifel eine wichtige Voraussetzung für diese Forschungsarbeit. So meinte schon nach dem ersten Treffen eine Aktivistin, ich müsste mich als Aktivistin beweisen (P2 N3), während eine andere meint:

*„Und da hätt ich's jetzt schon was anderes gefunden, wenn du gekommen wärst und gesagt hättest, ich schau mir das Plenum jetzt (.) fünf mal an, rede nie mit und schreib dann meine Diplomarbeit darüber (.) als wenn du halt dann irgendwann einmal eingestiegen bist [...] und dann einfach auch Teil der Bewegung bist.“ (N)*

Auch eine weitere Aktivistin meint in diesem Kontext, dass sie es gut findet, dass ich mich im Laufe der Mitarbeit selbst zu einem *„antirassistischen Subjekt“* entwickelt hätte (E). Diese aktive Teilnahme war jedoch nicht nur für die Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreik wichtig, sondern auch für mich, da ich es nicht als legitim erachte, aus einer externen Beobachtungsrolle zu forschen, gerade in dieser Disziplin und diesem Feld. Dabei geht es primär darum, Hierarchien zwischen Forschungssubjekten und Forschungsobjekten abzubauen. Darüber hinaus ermöglicht aktive Teilnahme einen anderen Zugang zu und Einblick in das Forschungsfeld und trägt meiner Meinung nach auch zur Freude an der Arbeit an sich bei.

Viele der genannten Punkte, die in der Diskussion meiner Arbeit aufgekommen sind, werden auch innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie diskutiert. So zum Beispiel welche Rolle die Position von Forscher\_innen im Forschungsprozess spielt und in wie fern Überlappungen mit den Personen in einem bestimmten Raum den Zugang zu diesem und den analytischen Blick auf diesen erleichtern oder erschweren. Manche Wissenschaftler\_innen plädieren im Fall von Forschung über marginalisierte Gruppen für eine sog. *matching strategy* (Bhopal 2001, Papadopoulos/ Lees 2002) oder eine *nativist anthropology* (Kuper 1994, zit. in Peirano 1998:115), d.h. dass die Forschung von Personen durchgeführt wird, die selber dieser Gruppe angehören.

So wird „outsider“ research oft dafür kritisiert, marginalisierte Gruppen auszunützen, um die eigene Karriere voranzutreiben. Problematisch ist auch, wenn in diesen Kontexten Informationen durch die\_den Forscher\_in weitergegeben werden, die für das Bestehen dieser Gruppen essentiell sind, aber nicht für eine allgemeine Leser\_innenschaft bestimmt (Emerson et al. 2001:163). Gleichzeitig ist auch dieser Ansatz der *matching strategy* problematisch, weil vielleicht gerade dieser das offene Reden erschwert. Darüber hinaus ist es wichtig anzuerkennen, dass Zugehörigkeiten veränderlich und multidimensional sind und sich daher immer nur partiell mit anderen Zugehörigkeiten überlappen (Peirano 1998:163ff.). Insofern sind Anthropolog\_innen immer *outsiders* und *insiders* zugleich (Zavella 1996, zit. in Emerson et al. 2011:165).

# ASPEKTE UND STRATEGIEN TRANSVERSALER POLITIKEN

---

Wie bereits in Kapitel 2 erwähnt, setzen sich transversale Politiken mit dem Versuch auseinander, jenseits von (vermeintlichen) *Identitäten*, Zugehörigkeiten und Erfahrungen zusammenzuarbeiten. Weniger als um die Positionen der einzelnen Personen geht es also darum, gemeinsame Positionierungen zu finden, die eine Ausgangsbasis für das politische Handeln bilden können.<sup>51</sup> Im Kontext von politischen Zusammenschlüssen spielen Positionierungen auf zwei – in wechselseitiger Beziehung zueinander stehenden – Ebenen eine wichtige Rolle. Zum einen geht es um einzelne Positionierungen als Individuen, zum anderen um gemeinsame als Gruppe oder Kollektiv. So muss es u.a. hinsichtlich der Ziele, Arbeitsweisen, Kommunikationsformen und Handlungsebenen einen gemeinsamen Nenner innerhalb der Gruppe geben. Dieser steht in den seltensten Fällen bereits a priori fest, sondern muss erst diskutiert und ausverhandelt werden. Dabei kann der gemeinsame Nenner sehr spezifisch, aber auch sehr breit gefasst, sehr genau oder sehr vage definiert sein.

Wie dieses Kapitel zeigen wird, wurden im Rahmen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks weder eine konkrete gemeinsame Ausgangsbasis noch gemeinsame Grundverständnisse festgelegt. Aus verschiedenen Gründen längere Zeit weder möglich noch erwünscht, scheint sich dies in den letzten Wochen und Monaten meiner Forschung zumindest teilweise geändert zu haben. Zurückführen lässt sich auch diese Entwicklung auf eine Reihe von Faktoren, Auslöser für längere Diskussionen waren jedoch zwei konkrete Situationen, die sich nach dem Aktionstag am 1. März 2012 ereigneten, die im Folgenden genauer thematisiert werden.

Ich setze mich in diesem Kapitel auf drei Ebenen mit transversalen Politiken auseinander. Auf der ersten Ebene geht es mir um das Wir des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, das sich sowohl in Form eines antirassistischen, als auch eines migrantischen Wir zeigt. In einem zweiten Schritt geht es um die Positionen der Aktivist\_innen, die dieses Wir prägen. Dabei ist es mir wichtig, die gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen aufzuzeigen, die sich in der politischen

---

<sup>51</sup> Die von mir durchgeführte Unterscheidung zwischen Position und Positionierung wurde in Kapitel 1.2 („Konzepte transversaler Politik“) erklärt.

Arbeit des Migrant\_innenstreiks manifestieren. Denn auch wenn die Zusammenarbeit jenseits von Zugehörigkeiten und Positionen stattfinden soll, beeinflussen diese die Lebenserfahrungen von Menschen und somit auch die Zusammenarbeit zwischen Menschen. Dabei geht es mir um ein exemplarisches Aufzeigen einiger präsender Ausschlussmechanismen in meinem Forschungskontext sowie um das Verdeutlichen von Interdependenzen zwischen diesen. Die dritte Ebene beschäftigt sich mit Aspekten und Strategien transversaler Politiken, d.h. mit individuellen und kollektiven Versuchen, Ungleichheiten entgegenzuwirken, die Einfluss auf Prozesse der Zusammenarbeit haben.

Die drei Ebenen werden jeweils durch eine Erzählung kontextualisiert, die wichtige Ereignisse und Diskussionen aus der gemeinsamen Zusammenarbeit veranschaulicht.

Ich möchte an dieser Stelle ein weiteres Mal mein „Erkenntnisinteresse“ in Erinnerung rufen, da dieses wesentlichen Einfluss auf den Fokus meiner Arbeit und v.a. auf dieses Kapitels hat. Ausgangspunkt dieser Forschung war für mich das stetige Unbehagen in Diskussionen um gesellschaftliche Ausschlussmechanismen und emanzipatorische Kämpfe; Ein Unbehagen, nicht die richtige Balance zwischen Universalismus und Partikularismus/ Relativismus, zwischen Dekonstruktion und Essentialismus zu finden; Ein Unbehagen, aus meiner Position als *weiße* Mehrheitsösterreicherin eine klare Stellung zu beziehen; Aber auch ein Unbehagen, mich immer unbehaglich in diesen Kontexten zu fühlen. Somit hat diese Arbeit viel mit meiner persönlichen Suche nach Wegen und Strategien der transversalen Zusammenarbeit zu tun. Darüber hinaus wurde diese Arbeit davon beeinflusst, dass ich v.a. mit anderen Mehrheitsangehörigen über meine Gedanken gesprochen habe. Innerhalb des Migrant\_innenstreiks deshalb, weil ich das Gefühl hatte, dass sich diese ähnliche Fragen stellen und innerhalb meines Freund\_innenkreises deshalb, weil dieser fast nur aus Mehrheitsangehörigen besteht. Das sind wichtige Ausgangs- und Rahmenbedingungen, die beim Lesen mitgedacht werden sollten.

## 6.1 DAS „WIR“ EINER HETEROGENEN POLITISCHEN GRUPPE

Dieses Kapitel soll darstellen, wer die Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks sind, primär in Bezug auf ihre politischen Sozialisationen und Geschichten. Die Gesamtheit dieser Aktivist\_innen bildet das antirassistische Wir der Gruppe, daneben besteht aber auch ein migrantisches Wir, das die Sichtbarkeit von Migrant\_innen in der Gesellschaft erhöhen soll.

Diese Sichtbarkeit ist auch nach „innen“ ein Thema. Als migrantische Selbstorganisation, die auch für Mehrheitsangehörige offen ist, stellt das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Migrant\_innen und Mehrheitsangehörigen für die Gruppe keinen unwesentlichen Aspekt dar. Dass es hier aber nicht nur um eine Frage der Anzahl geht, verdeutlicht Kapitel 6.1.4. Einleitend die erste illustrierende Erzählung der Konstruktion dieses „Wir“.

### 6.1.1 „ES GEHT NICHT UM'S NASEN ZÄHLEN, ABER ...“

Es ist das zweite Reflexionsplenum nach dem 1. März 2012 und die Stimmung ist nicht auf Höchststand. Wesentlich weniger Personen als die Male zuvor, ein paar neue Gesichter und eine zu lange Liste an Punkten, die beim vorigen Plenum gesammelt wurden und heute diskutiert werden sollten. Eines dieser Themen ist die Mobilisierung und die Frage, warum diese 2011 sehr gut und 2012 nicht sehr gut funktioniert hat. Ein Aktivist meint, dass wir die Leute einfach nicht erreichen würden und sieht die Zusammensetzung des Plenums als eindeutiges Zeichen dafür. Er fände es wichtig, darüber nachzudenken, warum die Leute nicht da sind, *„die den 1. März tragen sollten“*. Wer das sein sollte, wird in seiner nächsten Wortmeldung deutlich: *„Ich sprech's mal ganz offen aus, es ist nicht toll, wenn im Plenum acht Weiße und vier Migrant\_innen sitzen. Das kann's nicht sein“*, sagt er und fügt hinzu, er würde jedes Mal nachzählen. Mit so einer Vehemenz war das Thema der Zusammensetzung noch nie angesprochen worden. Sie habe sich von Anfang an gefragt, ob sie zu dieser Gruppe kommen solle, meint daraufhin die mehrheitsösterreichische Aktivistin K. Sie fände die Zusammensetzung des Plenums auch problematisch, wisse aber nicht, was sie daran ändern könnte. *„Der Vergleich hinkt, aber ich setze mich ja auch nicht auf ein feministisches Plenum, auf dem nur Typen sitzen“*, meint sie dazu und wirft in die Runde: *„Die Frage ist jetzt konkret, ob ich gehen soll?“* Eine weitere Mehrheitsangehörige meint dazu, dass diese Konsequenz sicher nicht gemeint sei und dass Rassismus alle betreffe und es nicht darum ginge, Nasen zu zählen. Der Aktivist, der die obige Aussage getätigt hatte, schließt sich dem an und sagt, es ginge sicher nicht *„um's Nasen zählen“*, aber wenn man etwas *„nie thematisiert, wird's zum Problem“*. Ich sehe das ähnlich, erzähle aber, dass auch ich mir nicht sicher war, ob ich auf das Plenum des Transnationalen Migrant\_innenstreiks gehen sollte und dass ich es wichtig fände über Repräsentationsfragen, Aufgaben, Rollen u.ä. zu diskutieren, um Unsicherheiten abzubauen. Dabei ginge es nicht darum, dass weniger Mehrheitsösterreicher\_innen kommen oder welche gehen sollten, sondern darum, sich zu überlegen, wie die Menschen erreicht werden können, die den 1. März tragen sollten. Im Verlauf der weiteren Diskussion entschuldigt sich der Aktivist dafür, ständig Vergleiche zum

Plenum des Vorjahres zu machen, verdeutlicht aber dennoch seinen Frust, indem er meint, das diesjährige Plenum sei im Vergleich „beschissen“ (P18 NI).

Zu einem späteren Zeitpunkt spreche ich K an und frage nach, wie sie die Situation empfunden habe. K erzählt, sie habe schon länger mit dem Gedanken gespielt, dieses Thema anzusprechen, es sei also keine unmittelbare Reaktion auf den Kommentar des anderen Aktivistin gewesen. Es wäre ihr lediglich darum gegangen, diesen Gedanken „auf den Tisch“ zu legen, weil es für sie keine „un-naheliegende Option“ wäre, um die Zusammensetzung des Plenums zu verändern. Gleichzeitig wollte sie auch klarstellen, dass es für sie „voll ok“ wäre und sie es nicht persönlich nehmen würde, wenn jemand dafür wäre, diese Option wahrzunehmen. Die darauffolgende Diskussion sowie andere Gespräche hätten ihr aber verdeutlicht, dass die Zusammensetzung alleine nicht der ausschlaggebende Punkt ist - „*Kommen dann die Massen an Migrant\_innen, wenn die Mehrheitsösterreicher\_innen gehen?*“, fragt sie mit einem Lächeln.

Diese Situation verdeutlicht für mich eine Reihe von Aspekten, die mit den Vorstellungen eines gemeinsamen Wir, aber auch mit dem Verständnis als migrantischer Selbstorganisation zusammenhängen. Diese sollen in den folgenden Abschnitten diskutiert werden.

## 6.1.2 ORGANISCHE INTELLEKTUELLE? DIE AKTIVIST\_INNEN DES MIGRANT\_INNENSTREIKS

Wie bereits das Kapitel über die Entstehungsgeschichte des Transnationalen Migrant\_innenstreiks (2.2) gezeigt hat, kommen die Teilnehmer\_innen aus den unterschiedlichsten Kontexten:

*„Wirklich Leute aus den unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen oder halt Akteur\_innen, so im Sinne von selbstorganisierte Migrant\_innen, Student\_innen, Schüler\_innen, Gewerkschaften, Einzelpersonen, alle möglichen NGOs, Stadtteilarbeiter\_innen und so.“ (V)*

Da es sich beim Transnationalen Migrant\_innenstreik um ein offenes Netzwerk handelt, ist es schwierig, dieses einzugrenzen bzw. die Hintergründe aller involvierten Personen zu kennen. Ich beziehe mich daher primär auf die Aktivist\_innen, die zwischen Herbst 2011 und Sommer 2012 regelmäßig an den Plena teilgenommen haben. Während laut Erzählungen bei den Vorbereitungsplena für 2011 immer zwischen 20 und 60 Personen zu den Plena gekommen sind, waren diese nach dem Sommer 2011 im Durchschnitt von zehn bis zwanzig Personen besucht.

Ein Punkt, der bereits angesprochen wurde, aber im folgenden Kapitel (6.1.3) genauer dargestellt wird, ist, dass der Migrant\_innenstreik nicht nur für Migrant\_innen, sondern für alle Personen offen ist, die sich in diesem Kontext antirassistisch engagieren wollen. Einige der Aktivist\_innen kommen aus sog. „klassischen Antirassismusgruppen“, die u.a. im Asylbereich aktiv sind. Ein Interviewpartner erzählt, sein Aktivismus habe mit Stadtteilarbeit begonnen, weil er Asylwerber\_innen als Nachbar\_innen hatte und die von der Polizei bedroht waren. Später haben auch *NoBorder-Camps* u.ä. zu seiner Politisierung beigetragen (N). Ein weiterer Aktivist erzählt, v.a. durch die Arbeit in Solidaritätskomitees und von der Anti-Apartheid-Bewegung politisiert worden zu sein und seitdem aber auch in sehr vielen anderen antirassistischen Kontexten aktiv gewesen zu sein. Auch andere Aktivist\_innen können auf lange Erfahrungen im Antirassismusbereich zurückblicken. C und F erzählen, sie hätten sich in ihren ersten Jahren in Österreich primär mit den *Communities* aus ihren Herkunftsländern/ Herkunftskontinenten vernetzt oder sich in Gruppen engagiert, die mit diesen in Verbindung standen. Mit der Zeit sei das Thema Rassismus gegen Migrant\_innen allerdings für sie immer wichtiger geworden. C und F haben beide einen Universitätsabschluss (aus Österreich), wie auch die meisten anderen Personen, die gewissermaßen die Kerngruppe des Migrant\_innenstreiks bilden. Neben Aktivist\_innen, die einen kultur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Hintergrund haben, kommen auch viele aus dem Kunst- und Kulturbereich und beschäftigen sich auch im Beruf/ Studium mit Antirassismus. Verbindende Elemente sind nicht nur antirassistische, sondern u.a. auch feministische Anliegen, nicht zuletzt weil ein hoher Anteil der Frauen in feministischen Kontexten aktiv ist.

Diese biografischen Hintergründe mögen ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass eine Person während eines Plenum erwähnt, wir wären die organischen Intellektuellen dieser Bewegung und dann mit einem Lächeln hinzufügt: „*Wenn man so was sagen kann*“ (B18 B2). Es bleibt zwar unklar, wer in dieser Situation „wir“ ist und welche Bewegung als „diese“ bezeichnet wird, dennoch verweist die Aussage auf eine interessante Wahrnehmung. Mit dem Begriff der organischen Intellektuellen bezieht sich der Aktivist auf Antonio Gramsci, der diese als führendes und organisierendes Element gesellschaftskritischer Bewegungen sieht. Im Gegensatz zu „traditionellen Intellektuellen“ zeichnet sie nicht eine spezielle intellektuelle Fertigkeit oder akademische Bildung aus, sondern ihre Fähigkeit als Vermittler und Übersetzer\_innen von Anliegen einer politischen Bewegung. Sie kommen auch aus den eigenen Reihen der Bewegung und vereinen in sich sowohl praktische Erfahrungen als auch politisches Bewusstsein (Merkens 2007:169f.). Während Gramsci die Rolle organischer Intellektueller in Bezug auf die Arbeiter\_innenklasse und das Parteiensystem erörtert, adaptiert Encarnación Gutiérrez

Rodríguez (2000) den Begriff, um „intellektuelle Migrantinnen“ zu untersuchen. Laut ihr sind diese durch die politische Arbeit in antirassistischen, feministischen und queeren Bewegungen geprägt und formieren sich als Interessensgruppen.

Betrachtet man die politischen „Geschichten“ der Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks sowie die Ausgangspositionen der Gruppierung, scheint das Konzept der organischen Intellektuellen zum Teil auch auf meinen Forschungskontext anwendbar. Auch in einem von mir geführten Interview kommt meine Gesprächspartnerin (T) auf dieses Thema zu sprechen und meint, dass Intellektuelle aus Kunst und Wissenschaft schon immer eine wichtige Rolle in sozialen Bewegungen gespielt haben. T spricht hier von einer „*Wiener Tradition*“ und argumentiert in einer „*banal-geschichtlichen Analyse*“, in Österreich hätte weder Aufklärung, Revolution oder 1968 wirklich stattgefunden und daher gebe es nicht das „*revolutionäre Subjekt*“, das zum Beispiel in Italien präsenter sei. Stattdessen seien es immer die avantgardistischen Künstler\_innengruppen notwendig gewesen, „*damit etwas in Bewegung kam*“. Hier ergibt sich auch eine Verbindung zu Işın Konzept der activist citizens, die gesellschaftliche Veränderung durch das Schreiben neuer scripts für den Protest ermöglichen (Işın 2009).

### 6.1.3 DAS MIGRANTISCHE UND DAS ANTIRASSISTISCHE WIR

In den Vorbereitungsplena für den 1. März 2011 habe es viele Diskussionen darüber gegeben, ob man überhaupt von einem Wir sprechen könne, so N, oder ob das Plenum nicht einfach aus verschiedenen Gruppen bestünde, die gemeinsam den 1. März organisieren. Dennoch tritt das Plenum mit unterschiedlichen Artikulationen eines Wir nach außen und nach innen auf. Zum einen ein antirassistisches, zum anderen ein migrantisches. Als konstruierte und strategische Kollektivitäten kommen sie in unterschiedlichen Situationen zum Einsatz und werden in Texten, im Plenum und in Gesprächen verhandelt.

Als antirassistisches Wir meinen die Aktivist\_innen ein Wir, „*die wir wollen, dass die Gesellschaft antirassistisch ist*“ (N) und ein Alle, „*die gegen rassistische Politiken sind*“ (E). Unabhängig von der Position der einzelnen Personen, ist es vielen wichtig, gemeinsam aufzutreten - „*Wir wollen zusammen sein*“, meint D. Rassismus betrifft und trifft uns alle, so die migrantische Aktivistin C, daher habe sie schon lange davon geträumt, „*mit Österreicher\_innen und Migrant\_innen gemeinsam was zu machen und nicht eine Sache, die nur von Migrant\_innen kommt*.“ Eine Annäherung an eine „*Multi-Kulti-Debatte*“ solle dieses gemeinsame Wir allerdings nicht sein, meint ein Aktivist in einem Plenum, in dem kurz über das gemeinsame Wir diskutiert wird (P6

N1). Vermutlich ist er eher ähnlicher Meinung wie N, die betont, ihr sei es wichtig der „ewigen Trennung“ was entgegensetzen:

*„Ich find's eine wichtige Arbeitsweise und ich find's auch wichtig so öffentlich aufzutreten, dass man der ewigen Trennung von allem, also dieser ewigen Spaltung von allem, was entgegengesetzt, aber auch diesem Liberalismus, es sind alle gleich. Und dass man sagen kann, wir können auch alle NICHT gleich sein, weil wir nicht gleich behandelt werden, und trotzdem für das Gleiche sein.“ (N)*

Das Zitat verdeutlicht, dass es zwar bei diesem antirassistischen Wir darum geht, rassistische Kategorisierungen zu überwinden, aber gleichzeitig wichtig ist, diese nicht zu negieren, sondern Ungleichverhältnisse anzuerkennen. Also ein Wir, das versucht *„trotz dieser Asymmetrien eine Fairness herzustellen (.) soweit das möglich ist. (.) Und auch wissen, dass es nicht, nie vollständig möglich sein wird“* (Q). Diesen Asymmetrien entgegenzuwirken bedeutet u.a., dass bestimmte Personen auf ihre öffentliche Repräsentanz verzichten müssen, so E, damit Repräsentationsverhältnisse verschoben werden können.

Auf die Frage, ob der Name Migrant\_innenstreik nicht suggerieren würde, dass nur Migrant\_innen an den Vorbereitungen teilnehmen sollen, verneint die Aktivistin C. Die Idee sei, dass die\_der Mehrheitsangehörige zwar *„mitgeht, mitmacht, mitredet, aber wer an erster Stelle an der Reihe ist, sind die Migrant\_innen. Aber den Weg gehen wir gemeinsam“*. Parallel zu dem antirassistischen Wir gibt es ein klares Selbstverständnis als migrantische Selbstorganisation und somit auch ein migrantisches Wir, das zur Stärkung von Migrant\_innen beitragen soll. Das soll u.a. durch die bewusste Übernahme von Repräsentationsrollen durch Migrant\_innen geschehen.<sup>52</sup> So habe die Plenararbeit mit den Fragen begonnen, *„was es bedeutet, einen Tag für oder von Migrant\_innen auszurufen, was bedeutet es uns so zu positionieren und wie wollen wir das, also wie wollen wir auftreten, mit was für Ideen, ja. Was für eine Rolle sprechen wir uns selber zu, die uns halt sonst abgesprochen wird.“* (E)

Das migrantische Wir manifestiert sich auch in den Aufrufertexten und Stellungnahmen des Migrant\_innenstreiks.<sup>53</sup> Während also antirassistische Mehrheitsösterreicher\_innen im Begriff Migrant\_innenstreik inkludiert sind, seien sie das nicht in einem migrantischen Wir, so M. *„Da muss man sich dann aussuchen, ob man Migrant\_in ist oder nicht“*, meint dazu auch V.

Dabei entziehen sich die beiden Formen von Kollektivität sowohl einer klaren Definition, als auch einer klaren Abgrenzung. In Bezug auf die Vorbereitungsplena von 2011 kommentiert N: *„Einerseits meinen wir nicht ‚wir, Migrant\_innen‘, weil das waren wir nicht alle und andererseits kann*

---

<sup>52</sup> Siehe dazu Kapitel 6.3.2 – „Migrant\_innen als Sprecher\_innen“.

<sup>53</sup> Siehe dazu Anhang – Aufrufertext 1. März 2011 und 2012.

man jetzt auch nicht total liberal werden und sagen ‚wir sind alle‘ und sind gleichermaßen betroffen von Rassismus und so“.

Diese Unbestimmtheit prägt Fragen der Position und Positionierung sowie der transversalen Politik.

#### 6.1.4 (K)EINE FRAGE DER ZAHL – ZUR ZUSAMMENSETZUNG DES PLENUMS

Bedeutend sind diese Wir-Konstruktionen aber nicht nur auf der Repräsentationsebene nach außen hin, sondern auch für die Zusammenarbeit im Plenum. Interessant ist die unterschiedliche Wahrnehmung einzelner Aktivist\_innen von der derzeitigen Zusammensetzung des Plenums. So finden es alle Aktivist\_innen relevant, wie das zahlenmäßige Verhältnis Migrant\_innen zu Mehrheitsösterreicher\_innen ist, und fast alle erwähnen in diesem Kontext, dass dieses im Jahr zuvor befriedigender war. Gleichzeitig wird das Verhältnis in diesem Jahr sehr unterschiedlich eingeschätzt. Während manche der Meinung sind, es sei ausgeglichen, meinen andere es gebe mehr Unterstützer\_innen, bzw. Mehrheitsösterreicher\_innen, als Migrant\_innen und wieder andere sind der Meinung, es sei genau umgekehrt. Unter Einbeziehung der Plenumsdiskussionen kann jedoch vermutet werden, dass viele Aktivist\_innen das aktuelle Verhältnis zumindest nicht als unproblematisch empfinden. Eine Person meint dazu: „So einen Namen [Transnationalener Migrant\_innenstreik] übernehmen und dann immer unmigrantischer werden“ sei nicht ganz widerspruchsfrei (Z). Aber gekippt sei das Verhältnis bis jetzt nicht, meint K, und auch E ist der Meinung, repräsentationspolitisch sei’s „grad noch ok“, aber wenn Mehrheitsösterreicher\_innen überhandnehmen, gäbe es ein Problem mit dem Vertretungsanspruch. Dann ginge es um ein über, nicht ein von Migrant\_innen<sup>54</sup> in der politischen Arbeit. Auch F findet es wichtig, dass zumindest mehr als die Hälfte der Teilnehmer\_innen Migrant\_innen sind, damit „zumindest im symbolischen Bereich keine Stellvertreter\_innenpolitik“ existiert. Ziel für nächstes Jahr sollte auf jeden Fall sein, dass sich das Verhältnis verändert, meint E, und wünscht sich hier eine „Rückbesinnung auf die eigenen Vorgehensweisen“.

Die Zusammensetzung der Gruppe muss in engem Zusammenhang mit der Frage nach Ressourcen betrachtet werden. Das wird mir bereits in den ersten Wochen meiner Teilnahme an den Plena des Migrant\_innenstreiks bewusst. Ich rede mit einer Aktivistin darüber, dass unter den neu dazu gestoßenen Personen wenig Migrant\_innen seien und frage, ob sich das ihrer Einschätzung nach im Laufe der Zeit noch ändern werde. Das glaube sie leider nicht, meint

---

<sup>54</sup> Siehe dazu Kapitel 6.3.7 – „Keine Stellvertreter\_innenpolitik“

diese, da sich die meisten politisch engagierten Migrant\_innen wahrscheinlich auf ihre eigenen Themen, Projekte, Vereine und *Communities* konzentrieren würden. Dies treffe v.a. auf jene Migrant\_innen zu, in deren Herkunftsländern die Lebensumstände schlecht sind und sie sich daher für die Rechte und Möglichkeiten der dort lebenden Personen einsetzen wollen. Daher würde neben diesen Tätigkeiten nur wenig Zeit für weitere politische Zusammenhänge übrig bleiben. Als ich entgegne, dass sicher auch viele Leute beim Migrant\_innenstreik nebenbei in anderen Gruppen aktiv sind, werde ich gleich darauf aufmerksam gemacht, dass hier keine Vergleiche gezogen werden können. Migrant\_innen befinden sich oft in prekären Lebenssituationen und müssen mehr Arbeit leisten, um sich über Wasser zu halten als Mehrheitsangehörige, so meine Gesprächspartnerin (P5 NI).

Auch wenn hier sicher noch andere Faktoren und Interdependenzen hineinspielen, können auch viele andere Aktivist\_innen aus Erfahrung berichten, dass Migrant\_innen oft die ersten sind, die „wegbrechen“:

*„Also das habe ich schon oft erlebt in diversen Politisierungsprozessen, dass in der Aufbruchphase ein Zustrom von allen Seiten ist, nicht nur von Migrant\_innen, aber in der Phase des Abschwungs sind es die Migrant\_innen, abgesehen von jeweils dem harten Kern, die schneller wieder weg sind.“ (P)*

Ein Grund für diese Dynamiken könnte in den *political opportunity structures* liegen, die Österreich prägen. Diese können als gesellschaftliche, politische, institutionelle, u.a. Strukturen definiert werden, die die Möglichkeiten für Proteste und Inventionen rahmen. Ruud Koopmans und Paul Statham (2001) untersuchten in einer ländervergleichenden Analyse diese Strukturen in Bezug auf die Praktiken des claims-making von Migrant\_innen. Für den Fall Deutschland – und ich argumentiere, dass diese in Österreich ähnlich wären – zeigen Koopmans und Statham, dass es hier ein nationales Modell ethno-kultureller Assimilation dominiert. Diesem Modell liegt die die vorherrschenden Konzeption des *ius sanguinis* zugrunde sowie die Weigerung, Deutschland als Einwanderungsland wahrzunehmen. Das bedeutet, dass viele Formen politischer Partizipation erschwert und wenn, dann nur unter der Bedingung von Assimilation möglich werden. Dadurch ergibt sich, dass sich auf der Ebene zivilgesellschaftlicher Politik migrantische Gruppen in Deutschland v.a. aufgrund von einer gemeinsamen Nationalität oder Ethnizität formieren und daher auch viele Aktivitäten auf die Länder ihrer Emigration gerichtet sind.

Neben den bereits angesprochenen Gründen könnte dies ein weiterer Faktor sein, der auf die Zusammensetzung des Plenums wirkt.

Ein weiterer Aspekt der Ressourcenfrage wird im Interview mit L deutlich. Als sich das Thema der Zusammensetzung des Plenums zuwendet und ich frage, ob jemals diskutiert wurde, dass

unter den neuen Aktivist\_innen kaum Migrant\_innen seien, erhalte ich zunächst die Gegenfrage: „Ist es so?“ Nachdem ich sage, dass dies zumindest mein Eindruck wäre, erzählt L von einer Situation, in der eine Person zu ihm meinte, sie wolle nicht zum Plenum kommen, weil es zu „ösi-mäßig“ sei und von einer anderen Person, die kritisiert hätte, dass im Plenum primär die klassischen *weißen* Verdächtigten zu finden seien. „Und dann dacht ich mir wow [...], was ist die Wahrnehmung von Menschen, [...] was ist unsere Präsentation“, fügt L hinzu und wirft auch mir eine selektive Wahrnehmung vor. Die Art meiner Frage zeige, dass man nur die „eigenen Freunde“ sehe. Zwar habe ich einerseits Recht, dass es viele neu dazu gestoßene Mehrheitsösterreicher\_innen gebe, die regelmäßig zu den Plena kommen und sich viel einbringen, aber es würden auch viele Migrant\_innen kommen. Darüber hinaus seien von den Leuten, die von Anfang an kontinuierlich dabei sind, 80% „Kanaken“, betont L. Die Verwendung des Begriffs Kanake ist hier womöglich eine bewusst eingesetzte Provokation und gleichzeitig eine entschiedene Zurückweisung meiner Aussage.<sup>55</sup>

Was ich mir sowohl während des Interviews, als auch lange Zeit danach primär als Negation der Realität erklärt habe und mich durch die Aussagen in den anderen Interviews in dieser Meinung bestärkt fühlte, bedarf aber einer komplexeren Interpretation. Erst ein Gespräch mit einer anderen Aktivistin (K) eröffnete mir eine neue Deutungsmöglichkeit. Sie erzählte mir von einer politischen Gruppe, in der sich ähnliche Diskussionen über die Zusammensetzung ereigneten, allerdings in Bezug auf die Kategorie Geschlecht. In der Gruppe waren mehr Männer als Frauen aktiv, dennoch waren es letztere, die den Großteil der inhaltlichen und organisatorischen Arbeit leisteten. So hätten am Anfang sowohl die Männer als auch die Frauen beklagt, dass so wenig Frauen in der Gruppe seien, nach einer Weile seien die Frauen jedoch verärgert über diese Diskussion gewesen und kritisierten, die Männer würden nur die Männer sehen und dadurch die Frauen erst recht in den Hintergrund drängen.

Dieses Beispiel legt nahe, dass ich durch mein Insistentieren auf dem Zahlenverhältnis zwischen Migrant\_innen und Mehrheitsangehörigen nicht wahrgenommen habe, dass dieses nicht als alleiniger Faktor herangezogen werden kann, um darüber zu urteilen, wer wie viel Raum in einer politischen Gruppe einnimmt oder die Inhalte einer Gruppe prägt und trägt. Darüber hinaus habe ich die Anwesenheit von Personen im Plenum priorisiert und dadurch Arbeit, die außerhalb dieses Plenums stattfindet, übersehen, obwohl mir bewusst war, dass sich auch in anderen Treffen viel ereignet. Wichtig ist also der unmittelbare Zusammenhang zwischen Sichtbarkeit und den zur Verfügung stehenden Ressourcen einzelner Personen. So gibt es migrantische Aktivist\_innen, die in den Arbeitsgruppen sehr präsent sind, aber aus verschiedenen Gründen nicht regelmäßig auf die Plena kommen können und auch viele, die sich

---

<sup>55</sup> Zur Bedeutung und Verwendung des Begriffs Kanak\_in siehe Kapitel 6.2.2.

letztes Jahr viel eingebracht haben und das zwar dieses Jahr nicht mehr in der Form machen, aber trotzdem Teil der Gruppe bleiben, weil sie auf Anfrage Unterstützung leisten, wenn es z.B. um das Verfassen von Texten geht oder um Redebeiträge bei Kundgebungen.

## 6.1.5 ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN

In diesem Kapitel wurde das gemeinsame Wir des Migrant\_innenstreiks thematisiert. Dazu habe ich zuerst beschrieben, aus welchen politischen Kontexten einige der Aktivist\_innen kommen, wobei sich gezeigt hat, dass viele der „Kerngruppe“ aus einem kultur-, sozial-, geisteswissenschaftlichen oder einem künstlerisch-kulturellen Umfeld kommen. Viele beschäftigen sich auch in Beruf und Studium mit Antirassismus und haben langjährige und vielfältige Erfahrungen in diesem Bereich sowie ein großes Wissen darüber.

In ihrer Gesamtheit sind die Aktivist\_innen durch die Idee des antirassistischen Wir miteinander verbunden. Neben diesem ist aber auch ein migrantisches Wir wichtig, das v.a. auf der Repräsentationsebene von Relevanz ist und Mehrheitsangehörige nicht einschließt.

Eine migrantische Selbstorganisation, die auch für Mehrheitsangehörige offen ist, muss sich wohl immer der Frage nach dem Zahlenverhältnis zwischen Migrant\_innen und nicht-Migrant\_innen stellen. So berichten viele Aktivist\_innen von ihren Erfahrungen, dass solche Zusammenhänge – aus einer Reihe von Gründen – oft immer „unmigrantischer“ werden. Die zuletzt nacherzählte Gesprächssituation mit L zeigt jedoch, dass die Frage, wie „migrantisch“ eine Gruppierung ist, nicht nur vom Zahlenverhältnis abhängt, sondern auch davon, welche Leute Verantwortungen übernehmen und die Aktionen mit ihrem Wissen, ihrer Zeit, ihren Netzwerken und ihrer Bereitschaft mittragen und mitprägen.

## 6.2 GESELLSCHAFTLICHE AUSSCHLUSSMECHANISMEN

Wie bereits mehrfach erwähnt, suchen transversale Politiken nach Wegen der Zusammenarbeit für geteilte Interessen und Anliegen, jenseits von Zuschreibungen, *Identitäten* und Zugehörigkeiten. Aus diesem Grund ist es wichtig, an dieser Stelle über gesellschaftliche Ausschlussmechanismen zu sprechen, die diese Zuschreibungen, *Identitäten* und Zugehörigkeiten wesentlich bestimmen.

*„Es ist immer schwierig, wenn man sich halt gegen so Ausgrenzungsmechanismen richtet, dass man*

*diese Verknüpfungen alle zusammenhängt*“, meint ein Aktivist in einem Interview (O). Diese Schwierigkeit spiegelt sich auch im Kontext des Transnationalen Migrant\_innenstreiks wider. Wie der Name bereits vermuten lässt, ist es hier die Kategorie Migrant\_in, die am präsentesten ist. Gleichzeitig gibt es aber eine Vielzahl an anderen gesellschaftlichen Kategorien, die sich in diesem Kontext manifestieren und von den Aktivist\_innen – mal mehr, mal weniger – berücksichtigt werden. Die Betrachtung dieser Kategorien verdeutlicht deren Interdependenz. Wie bereits in Kapitel 4.1.2 erwähnt, bedeutet Interdependenz, dass strukturelle Kategorien nicht in sich abgeschlossene und klar voneinander abgrenzbare Einheiten sind, sondern sich durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Subjektpositionen konstituieren (vgl. u.a. Combahee River Collective 1982). Dadurch ist es abhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Konstellationen, welche Positionen für eine Person im Vordergrund steht oder von anderen in Bezug auf diese Person als vordergründig wahrgenommen werden. In Unterschieden gibt es oft auch Gemeinsamkeiten, betont eine Aktivistin (C) und verweist dadurch auf die Relationalität und mögliche Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Machtverhältnissen und Hierarchien. So können sich Personen in Relation zu anderen mal in dominanteren, mal in weniger dominanten Positionen befinden, was u.a. als „kontradiktorische Subjektpositionen“ (Friedman 1995) oder „Ambivalenzen“ (Augé 1998) bezeichnet wird (zit. in Strasser 2012:44).

Die angesprochenen Ausschlussmechanismen werden hier auf unterschiedlichen Ebenen diskutiert. So thematisiere ich verschiedene Aspekte von Klasse, ökonomischer Lebenssituation und (Aus-)Bildung, während ich im darauf folgenden Kapitel nicht von Aufenthaltsstatus im Allgemeinen spreche, sondern konkret von der Situation von Asylsuchenden.

Die gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen wirken sich in zweierlei Hinsicht auf den Migrant\_innenstreik aus. Zum einen bedeutet es, dass Personen, die sich an den Schnittstellen dieser Ausschlussmechanismen befinden, oft weniger Möglichkeiten haben, sich politisch zu engagieren. Zum anderen gibt es auch Faktoren und Zugehörigkeiten, die innerhalb des Migrant\_innenstreiks einen „Einschlussmechanismus“ bewirken, auch wenn manche von diesen gesamtgesellschaftlich einen Ausschlussmechanismus darstellen. Die folgenden Unterkapitel werden dies verdeutlichen.

Rückblickend muss ich feststellen, dass es sinnvoller gewesen wäre, die Kapitel nicht in bestimmte Strukturkategorien einzuteilen, sondern in den Vordergrund zu stellen, wie diese Ein- und Ausschlussmechanismen tatsächlich wirken. Eine solche Vorgehensweise läuft nicht Gefahr Zugehörigkeiten zu homogenisieren, weil Interdependenzen und dadurch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Kategorien sich deutlicher manifestieren.

Wie bereits in Kapitel 4.3.4 erwähnt, plädiert auch Iris M. Young (1990) mit ihrem Ansatz *faces of oppression* für eine solche Vorgehensweise. Die Kritik der Sozialanthropolog\_innen Glick Schiller, Çağlar und Guldbrandsen (2006) an der *ethnic lens* vieler Wissenschaftler\_innen lässt sich womöglich ähnlich verstehen. In Bezug auf eine Untersuchung zum Thema Migration und Transnationalismus schreiben sie, dass durch diesen ethnisierten Filter oft Diversität und verschiedene Formen der Zugehörigkeit übersehen werden (vgl. auch Glick-Schiller 2008). Umgelegt auf die vorliegende Arbeit könnten die Filter der mir dargestellten Kategorien ähnlich wirken. Besonders der *migrant filter* war in meinen Überlegungen sehr präsent. So ergibt sich der Schwerpunkt dieses Kapitels auf den Ausschlussmechanismus Migrant\_in-Sein nicht zuletzt dadurch, dass ich z.B. in den Interviews explizit danach gefragt habe. Nachdem der Transnationale Migrant\_innenstreik allerdings Transnationaler *Migrant\_innenstreik* heißt, empfinde ich meine Herangehensweise dennoch als legitim. Sie hat mir auch geholfen, innerhalb des komplexen Feldes der Gleichheit-Differenz-Debatte eine Struktur und einen Fokus zu bewahren. Bei einer längeren Forschung könnte es jedoch fruchtbar sein, alternative Strukturen anzuwenden.

## 6.2.1 „DIE REALITÄT IST NUN MAL SO“

„Ich verbiete mir diese rassistischen Untergriffe: Die Realität ist nun mal so, dass [...] [in bestimmten Institutionen] nur ‚reinrassige‘ ÖsterreicherInnen sitzen. Bitte sich dort zu beschweren.“ Mit diesen Worten beginnt die unerwartet heftige Reaktion von B auf die Kritik einer Teilnehmerin des Migrant\_innenstreiks. Es geht um eine Podiumsdiskussion und Buchvorstellung, zu der B als Teil einer Arbeitsloseninitiative eingeladen hatte, der seit Kurzem auf dem Email-Verteiler des Transnationalen Migrant\_innenstreiks steht. Auf die Maileinladung folgt eine Kritik an der Zusammensetzung des Podiums: „welcome (back/clash) to the (podiums)diskussion/en mit der reine weisse männer experten. oder viell. sind ja transgender darunter als die quoten figur? [...] sonst wichtiges buch - claro. best, X.“ Die eingangs zitierte Antwortmail geht wie folgt weiter: „Ob wer transgender ist oder nicht, sollte eigentlich völlig wurst sein, [...] da die Personen ja primär fachrelevant sein sollen und nicht wegen Merkmalen ausgesucht werden sollen, für die sie persönlich eigentlich gar nichts dafür können.“ Und endet mit der Vermutung, die Kritik an der Zusammensetzung des Podiums sei womöglich nur ein „kabarettistischer Beitrag“ gewesen. Dennoch bemüht er sich seine Position in zwei weiteren Mails zu konkretisieren und zu relativieren. Er habe zum Beispiel auch Frauen angefragt, aber von diesen keine Antwort erhalten. Da er kein „Hellseher“ sei, könne er auch nur die Personen fragen, „die irgendwo in Erscheinung treten“. An Migrant\_innen

„heranzukommen“ sei überhaupt schwierig, „weil diese sich sonst leider oft sehr rar machen“. Als Initiative würden sie sich gleichermaßen an alle Menschen richten – „Es liegt schon auch an diesen selbst, ob sie unser Angebot annehmen.“ Aus diesen Gründen zieht er folgende – nicht zur Gänze nachvollziehbare – Schlussfolgerung:

*„Darum bin ich gegen reines gendern usw. ohne die STRUKTUREN und MACHTVERHÄLTNISSE an sich zu ändern. Ob ich von einer Frau oder einem Mann, einer ‚InländerIn‘ oder ‚MigrantIn‘ unterdrückt und ausgebeutet werde ist mir eigentlich egal, ich finde das vorherrschende kapitalistische/ neoliberale System auch perfekt gegendert usw. also ziemlich mies...“*

Diese Reaktionen weisen eine Reihe von interessanten Punkten auf, die sich alle an dem Satz „die Realität ist nun mal so“ aufmachen lassen. Zum einen verdeutlichen sie die Schwierigkeit mit bestimmten Realitäten umzugehen, ohne sie zu reproduzieren. So meint der Verfasser des Emails, dass er z.B. gegen reines *gendern* ist, ohne die Strukturen und Machtverhältnisse an sich zu ändern, sieht aber nicht die möglichen Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Aspekten. B scheint sich als Person wahrzunehmen, der im Kontext seiner Vereinsarbeit sehr viel für Migrant\_innen gemacht hat – er listet diese Errungenschaften auf und fühlt sich angegriffen, weil er das Gefühl hat, das würde nicht anerkannt werden, daher wehrt er jegliche Schuld ab und sucht diese bei anderen. Er würde sich ja bemühen, aber die Migrant\_innen verstecken sich oder interessieren sich nicht für seine Projekte.

Dazu kommt vermutlich ein Aspekt, der in Kapitel 6.3.1 ein weiteres Mal aufgegriffen wird, nämlich der Bezug auf einen gleichwertigen „Opferstatus“ gegenüber einem gemeinsamen Feind. Der Feind ist – wie das Zitat oben verdeutlicht – das „kapitalistische/ neoliberale System“, von dem alle ausgebeutet werden. Die Emails hinterlassen den Eindruck, er fühle sich als Arbeitsloser in dieser Gesellschaft nicht minder diskriminiert als Migrant\_innen.

Da die Person nicht mehr zu den Plena gekommen ist, wurde die Situation in seiner Abwesenheit im Rahmen eines Plenums zu strukturellen Diskriminierungen weiter diskutiert.

Ich habe den Emailverkehr als Einleitung zum Kapitel über gesellschaftliche Ausschlussmechanismen gewählt, weil dieser exemplarisch strukturelle Diskriminierungen und ihre Auswirkungen darstellt sowie Möglichkeiten auf diese zu reagieren. Gleichzeitig verweist das Beispiel auf die Bedeutung von Interdependenzen wie auch auf eine Diskussion von *hierarchies of oppression* (Suleri 1992), einem Punkt, der bereits im Theorieteil (3.3.2) angesprochen wurde und in einem folgenden Kapitel in Bezug auf die Kategorie Klasse diskutiert wird (6.2.5).

## 6.2.2 MIGRANT\_IN-SEIN

### Verschränkung von Migration und Rassismus

Die Verschränkung der Themen Migration und Rassismus ist ein entscheidender Faktor für die Konstituierung des Begriffs Migrant\_in. In allen Interviews sowie mehrfach in den Plena und Aktionen wird deutlich, dass die Kategorie Migrant\_in eine politische Kategorie darstellt. In diesem Sinne scheint für viele Personen des Migrant\_innenstreiks nicht der wortwörtliche Sinn des Begriffs im Vordergrund zu stehen, also ob eine Person tatsächlich in ein anderes Land migriert ist. Dies betont z.B. M, der den Begriff eindeutig in engem Zusammenhang mit rassistischer Diskriminierung sieht und auch L, die betont, dass durch rassistische Politiken „Menschen zu Migrant\_innen gemacht“ werden. D erzählt von einer Plenumsituation, in der eine Person aus Deutschland meinte, er sei auch Migrant – *„Und das wurde dann schon ein bisschen schief belächelt im Sinne von: DAS STIMMT ABER JETZT AUCH NICHT, ja. Weil eben du bist hier zulande nicht (.) äh nicht so rassistisch diskriminiert wie andere (.) Menschen.“* Der Begriff Migrant\_in verweise laut P auf Personen, die aufgrund rassistischer Ausschlussmechanismen in den Ländern, in denen sie leben, bzw. aus denen sie – im Fall einer internationalen Migration – emigriert sind, weniger Möglichkeiten haben. So würde er auch Manager\_innen oder Diplomat\_innen nicht als Migrant\_innen im politischen Sinn sehen.

*„Sonst kannst du natürlich sagen, überall auf der Welt sind wir Migrant\_innen‘, ja, aber das ist meiner Ansicht nach nicht gemeint. Sondern es geht schon um eine Kategorisierung derer, die Rassismus erfahren.“ (P)*

Diese Beispiele zeigen die Bedeutung von Interdependenzen zwischen Strukturkategorien auf. Ob, wie und in wie weit Ausschlussmechanismen in Bezug auf die Kategorie Migrant\_in wirken, hängt mit einer Vielzahl von Faktoren zusammen, die beeinflussen, ob sich Personen selbst als Migrant\_innen bezeichnen und ob sie als solche wahrgenommen werden.

Interessant sind hier auch die Meinungen zweier Aktivistinnen, deren Familien „teilmigrantisch“ (N) sind, die sich aber selbst nicht als Migrant\_innen sehen. N erzählt, ihr habe in dieser Hinsicht niemand dieses Selbstverständnis mitgegeben und weder sie, noch – so viel sie weiß – ihr Vater seien jemals rassistisch beschimpft worden – *„Zwei Faktoren, warum man meinen könnte, man wäre Migrant\_in.“* Sie sei zwar eineinviertel-sprachig, aber Deutsch scheint die wesentlich präsentere Sprache zu sein, nicht zuletzt weil N im deutschsprachigen Teil von Österreich aufgewachsen ist. Vermutlich ein weiterer Grund, der zu einem Selbstverständnis als

Migrantin beitragen hätte können. Erst viel später habe sie in einer Statistik gesehen, dass sie offiziell einen sog. Migrationshintergrund habe. Ein gutes Beispiel dafür, wie konstruiert das alles sei, denn *„wenn ich halt nicht N heißen würde, sondern Maruska oder so, dann würd ich halt auch eher als Migrantin gelten, das ist ja irgendwie bisschen das Absurde.“* Hier sei für sie auch der Unterschied zwischen *„ich kann's mir aussuchen“* und *„ich kann's mir nicht aussuchen“* relevant – *„Ich muss halt meinen Nachnamen nicht sagen und wenn ich ihn sag, ist es auch wurscht, weil es ist eh k.u.k.<sup>56</sup>.“* Daher wurde sie auch erst zweimal in ihrem Leben gefragt, warum sie Deutsch könne, während andere Personen ständig mit dieser Frage konfrontiert werden. *„Aber nein, ich fühl mich überhaupt nicht als Migrantin und ich will mich auch nicht im 1. März reinreklamieren in die Migrant\_innen, überhaupt nicht“,* sagt N.

Auch K erzählt mir in einem Gespräch, sie würde sich nie als Migrant\_in bezeichnen, im politischen Sinn. Es spiele zwar für sie eine wichtige Rolle, dass ihr Vater Migrant ist, aber ihre Position sei trotzdem eine andere. Wenn sie sich einordnen müsste, dann als Mehrheitsösterreicherin, meint sie, *„weil ich so wahrgenommen werde und so aufgewachsen bin“*. Das habe auch damit zu tun, dass ihr Vater aus Spanien nach Österreich immigriert ist. K erzählt, dass es Leute oft *„cool“* finden, wenn sie erfahren, dass sie zweisprachig aufgewachsen ist und es ärgert sie zu wissen, dass die Reaktionen wahrscheinlich anders wären, wenn es sich um Türkisch handeln würde. Ihr Vater habe zwar schon Diskriminierungen erlebt, wurde aber dennoch immer als *„gut integriert“* und als *„eh Spanier“* gesehen. Beim 1. März habe sie daher nie erwähnt, dass ihr Vater Migrant ist. *„Ich hab ein Problem damit, das zu sagen, weil ich mich nicht in das ‚ich will mich ethnisieren‘-Eck stellen will“,* sagt K und fügt hinzu, sie würde befürchten, dass dies als ein *„hey, ich bin ja auch Migrantin“* wahrgenommen wird. Durch die Politisierung sei sie auch vorsichtiger geworden, automatisch auf Leute zuzugehen, die Spanisch sprechen. Sie fühle sich zwar nach wie vor immer stark zu dieser Sprache hingezogen, aber möchte als Mehrheitsösterreicherin Personen nicht gleich als *„Andere“* markieren.

Beide Beispiele verdeutlichen die Bedeutung von Interdependenzen für die Selbst- und Fremdwahrnehmung als Migrant\_innen. So sind beide Personen in Österreich geboren und aufgewachsen und ihre Erstsprache ist Deutsch. Während eine Person meint, ihr migrantischer Elternteil sei ihres Wissens nach nie rassistisch diskriminiert worden, erzählt die andere von Diskriminierungen aufgrund der Sprache und fügt hinzu, dass dies nur dann vorgekommen ist, wenn die Personen nicht wussten, dass ihr Vater Spanier ist, also zum Beispiel auf der Straße. Dies verweist auf die Hierarchisierung von Sprachen sowie von Herkunftsländern. Gleichzeitig

---

<sup>56</sup> K.u.k steht für „kaiserlich und königlich“ und bezieht sich auf die Österreich-Ungarische-Monarchie. Viele Personen in Österreich tragen einen Nachnamen, der aus den nicht-deutschsprachigen Gebieten der ehemaligen Monarchie kommt.

sagen beide Aktivistinnen, sie seien selbst noch nie von Rassismen betroffen gewesen, was auf die oben genannten Gründe zurückzuführen ist sowie darauf, dass sie nicht Angehörige einer *visible minority* sind, also ihrer Äußerlichkeit nach nicht als *fremd* wahrgenommen werden. Die Aussagen „*ich will mich auch nicht im 1. März reinreklamieren in die Migrant\_innen*“ (N) und „*weil ich mich nicht in das ‚ich will mich ethnisieren‘-Eck stellen will*“ (K) machen deutlich, dass die beiden Personen auch nicht den Anschein erwecken wollen, sich als Teil einer Gruppe zu sehen, der sie sich nicht zugehörig fühlen.

Ein weiteres Beispiel, in dem sich die Bedeutung von Interdependenzen manifestiert, ist die Geschichte von F. Die migrantische Aktivistin erzählt, dass ihre Familie der Oberschicht in ihrem Geburtsland angehört und von dieser viel Rassismus ausgegangen ist – „*Meine Familie waren Rassisten*“, sagt sie. Für sie scheint dieser Umstand eine Unsicherheit auszulösen, ob sie sich den Begriff Migrant\_in als politischen Kampfbegriff aneignen könne, denn schließlich agiere sie „*mehr aus Solidarität als aus Betroffenheit*“ in antirassistischen Zusammenhängen.

Wie dieses Kapitel gezeigt hat, bewegt sich der Begriff Migrant\_in zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung und dadurch zwischen einem festschreibenden und einem emanzipativen Potential. Der rassistische Kontext, in dem der Begriff Migrant\_in verwendet wird, ist auch Ausgangspunkt für eine Politisierung des Begriffes, die aus dem Wechselspiel von Selbst- und Fremdbezeichnungen entsteht. Diese Aspekte sollen im Folgenden behandelt werden.

## **Migrant\_in als Sammelbecken und politisierter Kampfbegriff**

Wie oben erwähnt, steht die Bedeutung des Begriffs Migrant\_in als Kampfbegriff in engem Zusammenhang mit rassistischen Strukturen. Die rechte Regierung „*hört nicht auf uns zuzuschreiben und deswegen hören wir nicht auf mit dieser Zuschreibung kämpferisch zu sein*“, so F. Zu sagen „*Wir sind Migrant\_innen*“ sei also eine Antwort auf diese Zuschreibung und eine strategisch eingesetzte Selbsthomogenisierung (E), die „*den Rechtsruck krank*“ mache (C). Indem sich Personen über diese Zuschreibung artikulieren, machen sie den Begriff zum politisierten Kampfbegriff (L) und dadurch zu einem wichtigen Begriff für die Mobilisierung und für das Ansprechen von *Communities* (C und F).

Dabei ist aber laut D Migrant\_in-Sein oder nicht Sein „*kein identitäres Versatzstück*“ und hat auch nichts mit einer „*identitären Gemeinschaft*“ zu tun. D ist zwar selbst nicht Migrant, betont aber schon lange im Antirassismusbereich aktiv zu sein, sowohl aktivistisch als auch wissenschaftlich. Er erzählt von einem Forschungsprojekt, im Rahmen dessen versucht wurde den Begriff

„rassistisch diskriminiert“ als Alternative zu etablieren, um von dem Bezug zu vermeintlichen *Identitäten* wegzukommen. Allerdings hätte sich gezeigt, dass der Begriff in der politischen Arbeit nicht funktioniert, weil er – ähnlich wie der Begriff Betroffene – eine Negativkategorisierung ist, im Sinne von „*du bist leider von Rassismus betroffen, bist ein armes Opfer*“. Der Begriff Migrant\_in hingegen „*ist ein HAUPTWORT. Es MACHT was. Es ist ein UNTERSCHIED. Weil's auch dann eine Geschichte und positive Geschichte, eine Erfahrung mitbringt.*“ Insofern ist D der Meinung, dass das Potential des Begriffes Migrant\_in doch auch gerade in „*diesem Identitären*“ läge.

Die Bedeutung dieser positiven Geschichte sowie der Verschiebung von einer passiven zu einer aktiven Position, wird auch in anderen Interviews deutlich. So meint L, es ginge um Widerstandsstrategien, darum, den Begriff Migrant\_in zu politisieren, eine aktive Position einzunehmen und dadurch auch eine neue Geschichte zu erzählen.

Diese Politisierung heißt, dass – wie bereits oben angedeutet – kein Bezug zur wörtlichen Bedeutung existieren muss und der Aspekt, ob eine Person tatsächlich migriert ist oder nicht hier nicht im Vordergrund steht:

*„Ich halte nix von so komischen Wortklaubereien, wo man immer will, dass der URSPRUNG des Wortes stimmen muss, damit das Wort stimmt oder so, das finde ich auch immer so ganz komisch. [...] Wen interessiert irgendwie Latein oder Altgriechisch (lacht), wenn's halt um Kämpfe geht.“ (N)*

Als Kampfbegriff dient der Begriff Migrant\_in demnach als Sammelbecken für eine Vielzahl unterschiedlicher Personen, mit unterschiedlichen Geschichten, Erfahrungen und Lebensumständen, was Differenzen verwischen kann, so O und M.

*„Das sind Leute mit Papieren und Leute ohne Papiere. Das sind Menschen, die über Milliarden Vermögen verfügen vielleicht und Menschen, die nichts haben, die Schulden haben, nicht einmal Schuhe zum anziehen. Jetzt platt ausgedrückt. Aber das ist halt immer bei so politischen Begriffen der Fall.“*

Somit besteht bei politischen Begriffen, die oft auch Sammelbegriff darstellen, auch die Gefahr, dass die Homogenisierung nicht mehr als rein strategische wahrgenommen wird. Das sei vor allem bei Öffentlichkeitsarbeit ein Problem, weil oft nicht deutlich wird, dass Migrant\_in als politischer Begriff verwendet wird (A). Auch M ist sich nicht sicher, ob Leute immer das verstehen, was eigentlich gemeint ist:

*„Wenn Leute halt darunter nur Leute verstehen, die nach Österreich migriert sind (.) und deswegen andere Diskriminierungsformen, also rassistische Diskriminierung zum Beispiel gegenüber Schwarzen, die die österreichische Staatsbürgerschaft haben oder so eigentlich im Verständnis von vielen Leuten nicht einschließt und das ist schon schwierig.“ (M)<sup>57</sup>*

---

<sup>57</sup> Siehe dazu Kapitel 6.2.3 – „Schwarz-Sein“.

Sie spricht den Begriff *People of Color* an, der in englisch-sprachigen Ländern, aber auch in Deutschland verbreiteter ist als in Österreich. Hier kehrt sich das Problem allerdings oft um, so M, weil die Diskriminierung von *weißen* Migrant\_innen verdeckt wird.<sup>58</sup>

Darüber hinaus kranke der Begriff Migrant\_in daran, dass er immer eine „*rassistische Zuweisung mit transportiere*“ und auf ein Nicht-dazu-gehören verweise (P). Letzteres wird auch in vielen Interviews in Bezug auf Selbstbezeichnungen deutlich. F ist ebenfalls der Meinung, dass solche Bezeichnungen Gefahr laufen, den Diskurs der Rechten zu reproduzieren und auch während den Plena wird deutlich, dass der Begriff nicht unproblematisch ist. So zum Beispiel in einer Situation, wo wir darüber diskutieren, um was es uns beim Migrant\_innenstreik geht, was unsere Ziele sind und welche Botschaft wir vermitteln wollen. Ein Aktivist schlägt vor, dass „*migrants' pride*“ diese Botschaft sein sollte. Die Idee findet auch eine andere Person gut und meint, sie hätte gerade im Kontext von Asylsuchenden und Flüchtlingen gemerkt, dass es wichtig sei, Stolz zu kommunizieren und diese Idee auch „*gut vermittelbar*“ sei. Allerdings würde hier eindeutig auf „*von Rassismus produzierte Subjekte*“ zurückgriffen werden, kritisiert eine Teilnehmerin und argumentiert stattdessen dafür, mit einem „*uneindeutigen Subjekt zu spielen*“ (P6 N1).<sup>59</sup>

Ganz zufrieden scheinen die Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks mit dem Begriff Migrant\_in also nicht zu sein. Trotz Gefahr der Kategorisierung und Festschreibung finden es aber alle wichtig, dass es einen Begriff gibt, der darauf verweist, „*dass es DOCH eine Differenz gibt, zwischen den Leuten, die rassistisch diskriminiert werden und denen, die nicht diskriminiert werden*“ (D). Hier ist der Begriff Migrant\_in „*der brauchbarste, den wir haben*“ (D) und notwendig „*bis die Normalität als Migrationsgesellschaft anerkannt ist*“ (E). Auch L, der auf die Frage nach der Bedeutung des Begriffs Migrant\_in antwortet, er sei für eine Abschaffung des Begriffs, fügt dann hinzu, der Begriff biete „*jetzt gerade noch einen guten Bereich der Politisierung*“.

## **Migrant\_in, Kanak\_in, Tschusch\_in. Betroffene. Selbst- und Fremdbezeichnungen**

Viele Interviewpartner\_innen erwähnen im Zusammenhang mit dem Begriff Migrant\_in den Begriff Ausländer\_in. So erzählt ein Aktivist, dass er sich früher gar nicht als Migrant wahrgenommen habe, weil in den 1990er Jahren alle immer von Ausländer\_innen gesprochen

---

<sup>58</sup> Zu Diskussionen über den Begriff *People of Color* siehe: Nghi Ha, Kien (2007): *People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe*. In: Nghi Ha, Kien/ Lauré al-Samarai, Nicola/ Myosekar, Sheila [Hg.]: *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, 31 – 54. Und: Nghi Ha, Kien (2010): *People of Color*. In: Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann [Hg.]: *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag GmbH, 80 – 84.

<sup>59</sup> Siehe dazu auch Kapitel 6.3.3 – „Differenzieren statt festschreiben (lassen)“.

hätten (C). Laut O sei der Begriff Migrant\_in primär aus einem politischen, universitären und wissenschaftlichen Zusammenhang gekommen sowie aus Selbstorganisationen von Migrant\_innen und habe sich immer mehr gegen den Begriff Ausländer\_in durchgesetzt. Diese Entwicklung war damals „ur ermächtigend“, erzählt N, und insofern als nicht zu unterschätzender Erfolg zu sehen (D). Als politischer Begriff hat der Begriff Migrant\_in in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen (A).

Von den interviewten Personen bezeichnen sich viele selbst als Migrant\_in. Deutlich wird hier allerdings die Prozesshaftigkeit und Situationsbedingtheit von Begriffen. So verändern sich Selbstbezeichnungen stetig und werden in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich eingesetzt. Ein Aktivist meint, im Moment er fände die Selbstbezeichnung Migrant\_in gut, scheint aber ein ambivalentes Verhältnis zu dem Begriff zu haben:

*„Also es gab in meinem Leben, in meinem Dasein in Österreich, [Phasen] wo ich's weniger getan hab, dann Phasen wo ich's mehr getan hab, dann Phasen, wo ich's wieder weniger getan hab (.) das kommt daher, dass ich ein privilegierter Migrant bin, dass es mir eigentlich besser geht (.) ich nenne mich Migrant, aber eigentlich ist es ein Kampfbegriff.“ (F)*

Die Privilegiertheit bezieht F primär auf den Besitz der österreichischen Staatsbürger\_innenschaft, aber eine Rolle spielt sicher auch, dass er freiwillig sein Geburtsland verlassen hatte und bereits gut Deutsch sprach als er nach Österreich kam. Für ihn sei es dadurch leicht, sich als Migrant zu bezeichnen, so F: *„Ich nenne mich aus einer Provokation heraus Migrant. Und wenn andere mich so nennen, kann ich drüber lachen.“* Gleichzeitig verstehe er, wenn Leute, die die Staatsbürger\_innenschaft oder andere Privilegien nicht haben, sich nicht als Migrant\_innen bezeichnen wollen.

Im Gegensatz zu F gehört C zu den Personen, die die Staatsbürger\_innenschaft nicht haben und seit ca. zwanzig Jahren mit den Folgen – Staatsgewalt und Diskriminierung – konfrontiert sind. Sie erzählt, bis Mitte der 2000er sei sie stolz darauf gewesen, Migrant\_in zu sein, stolz darauf „von woanders“ zu sein, aber in den letzten Jahren denke sie sich immer mehr, *„nein, ich bin auch von hier, ich bin auch Österreicherin“*. Man müsse allgemein *„von diesen Kategorisierungen wegkommen“*, sagt C. Die Selbstbezeichnung Migrantin verwendet sie dennoch.

Auch für Mehrheitsösterreicher\_innen spielt es eine wichtige Rolle, ob sich Personen selbst als Migrant\_innen bezeichnen oder nicht. So scheint A dem Begriff Migrant\_in prinzipiell eher skeptisch gegenüber zu stehen, sagt aber, dass sie es dennoch gut findet, wenn sich Migrant\_innen politisch als Migrant\_innen bezeichnen und ihnen das auf keinen Fall absprechen würde. Und auch umgekehrt steht die politische Bedeutung des Begriffs für sie im Vordergrund:

„Bei Leuten [...], die als Migrant\_innen definiert werden, aber die sich selbst nicht als Migrant\_innen bezeichnen oder mit dem Begriff nicht so viel anfangen können (.) da stell ich mich nicht hin und sag ‚du bist der Migrant‘ oder ‚du bist die Migrantin‘.“ V ist ähnlicher Meinung und sagt, sie verwende den Begriff dann, wenn sich Leute selbst so bezeichnen, aber „so wie mit allen Kategorien find ich's immer so bisschen schwierig ähm sie zu verwenden, ohne dass man's selber ist oder so. Auf der anderen Seite auch halt mh bisschen blöd, wenn man dauernd so auf Zehenspitzen geht, damit ja nix passiert.“ Da müsse man die Augen offen halten und schauen, was mit den Wörtern passiert. Beiden Personen ist es wichtig, den Begriff Migrant\_in nicht als Zuschreibung zu verwenden, sondern als Übernahme einer Selbstbezeichnung. Auch ich verwende den Begriff Migrant\_in in dieser Arbeit nur in Bezug auf Personen, die sich selbst als Migrant\_innen bezeichnen.

Der Begriff Migrant\_in ist aber nur einer von mehreren auf der Palette von Selbstbezeichnungen, so E, die von diskriminierenden – wie Kanak\_in oder Tschusch\_in – über „total technisch eingesetzte“ Begriffe – wie Mensch mit Migrationshintergrund – bis hin zu Österreicher\_in reicht. Je nach Kontext greift E strategisch auf je andere Begriffe zurück und setzt sie so ein, dass sie eine „Veränderung“ [sic!] bewirken und das wir/ihr-Denken konterkarieren (E):

*„Ich persönlich setze all diese Begriffe in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedlich ein. Von der Selbstbezeichnung Tschusch, ja, auf die Frage ‚wo kommst'n du her‘, halt ‚aus 1040‘. [...] Das is eine quasi Ablehnung so einer gouvernementalen Kategorisierung.“ (E)*

Mit der Wortschöpfung „Mensch mit Migrationshintergrund“ als emanzipative Selbstbezeichnung habe er allerdings einige Probleme – „Da kommt halt einfach die Frage nach einem strategischen Wir, also diese Selbsthomogenisierung funktioniert mit Migrant\_in, aber mit Mensch mit Migrationshintergrund funktioniert's halt nicht.“ (E)

Während die Begriffe Migrant\_in oder Migrationshintergrund auch als Fremdbezeichnung angenommen werden, sind Begriffe wie Kanak\_in oder Tschusch\_in Begriffe, die nur als Selbstbezeichnung eingesetzt werden können und als Fremdbezeichnungen eine rassistische und pejorative Zuschreibung darstellen. Hier ist die Position der Sprecherin oder des Sprechers ausschlaggebend, aber auch in welchen Kontexten und wie die Begriffe verwendet werden:

*„Das ist eine ganz eine klassische Frage, wie pejorative Bezeichnungen oder Fremdbezeichnungen, von Migrant\_innen selbst oder halt auch marginalisierten Gruppen selbst eingesetzt werden und wie sie von der Mehrheitsgesellschaft eingesetzt werden, das ist natürlich grundsätzlich ein Unterschied.“ (E)*

Es gäbe da aber eine Art antirassistischen Grundkonsens in der Gruppe, dass solche Ausdrücke „vom mehrheitsgesellschaftlichen Anteil nicht verwendet werden“ (E). So erklärt auch eine

Interviewpartner\_in, dass sie den Begriff Kanak\_in zwar als Kampfbegriff nacherzählen kann, ihn aber nie verwenden würde, um über Leute zu reden (N). Zu einem Vorfall in dieser Hinsicht sei es auch noch nicht gekommen. Anders beim Begriff Betroffene, der öfters von Mehrheitsösterreicher\_innen verwendet wird. Zum Beispiel in einem Plenum, in dem über die Mobilisierung von Migrant\_innen geredet wird und ein Mann in lauter Stimme deklariert, dass es wichtig sei, in die Bezirke und Wohngebiete zu gehen „wo die Betroffenen sind“. Sichtlich genervt murmelte ein Aktivist „Können wir mal aufhören über die Betroffenen zu reden“ vor sich hin (P13 N1) und erzählt später im Interview, er sei „nicht so begeistert“ von dem Begriff,

*„weil's halt auch nicht mein Diskurs ist und nicht mein Vokabular, wenn ich darüber spreche. Und ich würd auch sagen, nicht das Vokabular des 1. März halt. [...] Weil wir treten ja als 1.März nicht auf, weil wir betroffen von irgendwas sind, sondern weil wir einfach Teil einer gesellschaftlichen Normalität sind und Akteur\_innen von dieser Normalität. [...] ich mein, das ist moralischer Antirassismus ganz klassisch, ja, so, die armen Migrant\_innen (.) und die Aussagen, die wir mit dem 1. März treffen, [ist,] dass wir halt nicht so arm sind. Sondern einfach politischen Antirassismus betreiben, mitreden in den Diskursen, mitbestimmen und die Gesellschaft mitverändern.“<sup>60</sup> (E)*

Das Zitat bezieht sich auf einen Opferdiskurs, der im Kontext von Migration oder Migrant\_in-Sein oft zum Tragen kommt. Dies ist auch der Kontext, in dem die Aussagen eines weiteren Interviews gelesen werden können, die allerdings weniger explizit und eindeutig sind. So scheint es meinem Interviewpartner L sehr wichtig, nicht als passiv wahrgenommen zu werden, eine Eigenschaft, die oft in Verbindung mit Betroffenheit gebracht wird. Auch erwähnt er an einer Stelle, dass es sich beim Migrant\_innenstreik um eine „offensive“, nicht defensive, Bewegung handle und an anderer Stelle, dass es bei der Politisierung von Migrant\_innen darum gehe, eine „aktive Position“ einzunehmen. Darüber hinaus betont L an mehreren Stellen, dass Migrant\_in-Sein nicht etwas essentialistisches sei, sondern eine Positionierung. Gleichzeitig antwortet er aber auf meine Frage, ob er sich selbst als Migrant bezeichne, genervt mit einem „Puh (.) Ja“ und als ich nachfrage, ob das kontext- oder situationsabhängig sei, sagt er bestimmt: „Ich bin Migrant. Ich bin migriert“. Diese Aussage verweist plötzlich auf die wörtliche Bedeutung anstatt auf die politische Bedeutung, die im Rest des Interviews sowie in vielen anderen Interviews im Vordergrund steht. Das könnte damit zusammenhängen, dass sich die politische Bedeutung – wie bereits erwähnt – auf von Rassismus betroffene Personen bezieht und somit wieder die Betroffenheit im Vordergrund steht, von der sich L distanzieren möchte.

Anders verhält es sich mit den Begriffen Kanak\_in und Tschusch\_in, die nicht nur von L, sondern auch von anderen Personen gezielt als selbstbewusste Provokation oder zur Verstärkung von Aussagen eingesetzt zu werden scheinen. So ergibt sich bei dem ersten Plenum, an dem ich

---

<sup>60</sup> Zur Unterscheidung zwischen moralischem und politischen Antirassismus siehe Kapitel 2.1.2 – „Politisch-emanzipativer Antirassismus in einer Zeit massiver Kriminalisierung und Gewalt“.

teilnehme, die Situation, dass ein mehrheitsösterreichischer Aktivist – als Teil des Migrant\_innenstreiks – per Email eingeladen wurde, im Rahmen eines Kongress zu sozialen Bewegungen einen Workshop zu halten. Er fragt in die Runde, ob jemand diesen Workshop gern mit ihm machen würde und noch bevor jemand etwas sagen kann, meint eine andere Aktivistin, es wäre gut, wenn die zweite Person eine „Tschuschin“ ist (PI NI). Die Begriffe Kanak\_in und Tschusch\_in fallen in keinem weiteren Plenum der darauf folgenden Monate. Ein Grund könnte sein, dass diese Begriffe nicht für viele Personen eine Selbstbezeichnung darstellen und „Tschuschin“ aber hier gewählt wurde, weil es das erste Plenum nach einer langen Sommerpause war und sozusagen als Erinnerung an die beschlossene Repräsentationspolitik eine bestimmte Aussagekraft haben sollte. Auch in den Interviews kommen diese Begriff selten vor. Besonders deutlich geht der Aspekt der Provokation aus dem oben genannten Interview mit L hervor, in dem diese explizit an mich gerichtet ist. Nachdem mein Interviewpartner mehrere Male von Kanaken spricht, frage ich nach, ob das ein Begriff sei, den er oft verwende. „Manchmal. Im Kontext“, antwortet er und fügt hinzu, vorhin, weil er meine Frage „schwachsinnig“ gefunden habe. Die Frage, die ich gestellt hatte, bezog sich auf die Moderation<sup>61</sup> und zwar darauf, ob es einen Beschluss gegeben hatte, dass diese nur von Migrant\_innen gemacht werden sollte. Seiner Meinung nach habe es nie einen Entschluss darüber gegeben, dass die Moderation nur von „Kanaken“ gemacht werden sollte. Meine Annahme, dass dies so sein könnte – genauer gesagt hatte das eine andere Interviewpartnerin mir gegenüber erwähnt – scheinen bei L Unverständnis und Verärgerung auszulösen. Während dem Interview kommt er immer wieder auf diesen Aspekt der Moderation zurück und es fällt auf, dass er ab diesem Zeitpunkt den Begriff Migrant\_in immer wieder durch Kanak\_in ersetzt oder mit Formulierungen wie „die mit komischem Namen“ bzw. „die mit komischem Akzent“ umgeht (L). Interessant ist, dass auch die Interviewpartnerin, die zuvor meinte, sie könne als Mehrheitsösterreicherin zwar den Begriff Kanak\_in als Kampfbegriff nacherzählen, aber würde ihn nie als Fremdbezeichnung verwenden, an anderer Stelle erzählt, dass sie sich beim Aktionstag 2011 über eine Hip-Hop-Band geärgert hat, die „super kanakig, aber auch super sexistisch“ (Z) war.<sup>62</sup> So verdeutlicht sich auch hier der Aspekt der Verärgerung bzw. der Provokation.

---

<sup>61</sup> Bei jedem Plenum gibt es sowohl eine Person, die die Moderation übernimmt als auch eine Person, die Protokoll führt.

<sup>62</sup> Siehe auch Kapitel 6.2.4 – „Geschlecht“.

## Mehrheitsösterreicher\_innen und Bio-Ösis

Im Kontext des Migrant\_innenstreiks wird oft von Mehrheitsösterreicher\_innen gesprochen. Der Begriff wurde Ende der 1990er geprägt, damit nicht immer nur die *Anderen* benannt werden, erzählt O. In der Zwischenzeit sei der Begriff auch schon in den Mainstream übergegangen und daher problematisch:

*„Mittlerweile sind aber jetzt Politiker, Politikerinnen, Behörden dazugekommen auch, und auch Wissenschaftler\_innen wahrscheinlich, den Begriff sich anzueignen und als Mehrheitsösterreicher\_innen ganz klar zu schreiben, dass (.) einfach so mit dem Hintergrund, dass Mehrheitsösterreicher\_innen die sind, die da geboren sind und (.) ganz logisch ist in dem Kontext, dass die mehr Privilegien haben. Mehr Rechte haben. Weil das einfach nimmer hinterfragt wird in so Mainstream Kontexten.“ (O)*

Der Begriff Mehrheitsösterreicher\_in ist also *„auch mit so einem blöden rassistischen Identitätskonzept behaftet“ (D)* und birgt die Gefahr, normative Vorstellungen einer ur-österreichischen Gesellschaft zu reproduzieren. Abgesehen davon, sei fraglich, *„ob man das überhaupt noch so sagen kann“*, meint O, und bezieht sich damit vermutlich auf die bedeutende Anzahl von als Migrant\_innen und Menschen mit Migrationshintergrund wahrgenommenen Personen, die in Österreich leben. Trotzdem sei der Begriff ein notwendiges *„Hilfsding [...], um bestimmte Diskriminierungen und Erfahrungen zu markieren.“ (D)*

In Deutschland spreche man eher von *„Bio-Deutschen“*, so O, ein Begriff, den Kanak Attak<sup>63</sup> geprägt hat, aber das Äquivalent *„Bio-Ösis“* habe sich in Österreich nicht durchgesetzt. So taucht der Begriff Bio-Ösis als Bezeichnung nie im Plenum und auch nur ein einziges Mal in einem Interview auf, auch hier allerdings im Zusammenhang mit einem gewissen Missmut von L, nämlich wieder in Bezug auf die bereits genannte Frage nach der Moderation.

Zwar hat der Begriff etwas humoristisches, kann aber durch seinen Bezug zu einem Aspekt des Biologischen die gleichen rassistischen Inhalte transportieren.

### 6.2.3 SCHWARZ-SEIN

Als Sammelbecken für rassistisch diskriminierte Menschen soll der politische Begriff Migrant\_in Schwarze Menschen inkludieren, läuft aber, wie bereits erwähnt, Gefahr, Diskriminierungen

---

<sup>63</sup> „Kanak Attak ist der selbstgewählte Zusammenschluß verschiedener Leute über die Grenzen zugeschriebener, quasi mit in die Wiege gelegter "Identitäten" hinweg. Kanak Attak fragt nicht nach dem Paß oder nach der Herkunft, sondern wendet sich gegen die Frage nach dem Paß und der Herkunft. Unser kleinster gemeinsamer Nenner besteht darin, die Kanakisierung bestimmter Gruppen von Menschen durch rassistische Zuschreibungen mit allen ihren sozialen, rechtlichen und politischen Folgen anzugreifen.“ (<http://www.kanak-attak.de/ka/about.html>) - Kanak Attak existiert leider nicht mehr als Netzwerk.

aufgrund von Schwarz-Sein zu verdecken. Tatsächlich scheint *Schwarz-Sein* kein besonders präsent Thema im Kontext des Migrant\_innenstreiks zu sein. So weit mir bekannt, gab es nur zwei Situationen, die zu einer längeren Diskussion über *Schwarz-Sein* geführt haben. In beiden Fällen wurde die Diskussion von Schwarzen Frauen initiiert. Die erste Situation ereignete sich bei den Vorbereitungen für den 1. März 2011. Für die Kundgebung wurde eine *Schwarze Frau* als Rednerin oder Moderatorin angefragt, die in Folge kritisierte, dass Gruppen von *Schwarzen Aktivist\_innen* – im Gegensatz zu anderen politischen Gruppen – nie zu den Plena eingeladen worden waren und es für sie eigenartig wäre, sich unter diesen Umständen auf die Bühne zu stellen. Eine Aktivistin erzählt in diesem Zusammenhang:

*„Als sie [die Gruppen von Schwarzen Aktivist\_innen] gekommen sind, konnte ich überhaupt nicht verstehen, warum wir die bisher nicht gefragt hatten, aber (.) weil viele von uns einfach auch wirklich gut befreundet waren (.) aber mh ich finde, es ist einfach vergessen worden, was ich nicht verteidigen will, ist wirklich blöd genug, aber (.) es ist einfach nicht drüber geredet worden.“ (Z)*

Da müsste man sich aber schon überlegen, wie weiter tun, meint Z, nachdem auch dieses Jahr – also im Rahmen der Vorbereitungen für den 1. März 2012 – wieder nicht darüber geredet wurde.

Dennoch waren auch dieses Jahr bei der Kundgebung *Schwarze Menschen* als Redner\_innen sehr präsent. So meint eine Rednerin bei der diesjährigen Kundgebung am Stephansplatz: *„Heute ist der Transnationale Migrant\_innenstreik. Das ist der Tag, an dem wir uns das Recht nehmen, laut zu sein, Schwarz zu sein, Frau zu sein.“* Auch als die Kundgebung durch einen älteren weißen Mann gestört wird, der sich durch den Lärm belästigt fühlt, rappt einer der auf der „Bühne“ stehenden Personen ins Mikrofon: *„Er sagt sein Problem ist der Lärm. Er schaut meine Hautfarbe an und sagt, du bist hier nicht gern gesehen, also schleich’ dich zurück woher du kommst – ich bin in Wien geboren.“*

Die zweite Situation, in der *Schwarz-Sein* explizit diskutiert wurde, ist die in Kapitel 6.5 ausführlicher beschriebene Diskussion über Repräsentationspolitik.

## 6.2.4 GESCHLECHT UND FRAU-SEIN

Die Bedeutung der Kategorie *Geschlecht* ist relativ präsent in den Diskussionen und Positionierungen des Migrant\_innenstreiks. Wesentliche Gründe hierfür sind sicher, dass Migrantinnen, *Women of Color* und *Schwarze Frauen* einen wichtigen Beitrag für Antirassismusdebatten geleistet haben sowie der Umstand, dass viele der teilnehmenden Aktivistinnen in feministischen Zusammenhängen aktiv sind. Aber auch viele männliche Aktivisten sind für das Thema sensibilisiert. So betont z.B. E in einem Interview, dass die Frage

„Wer spricht?“ immer auch in Bezug auf Geschlecht gedacht werden muss. Er ist der Meinung, dass der Migrant\_innenstreik *„auch wirklich ein antisexistischer Raum sein“* soll und sieht einen antisexistischen Grundkonsens als Teil des Selbstverständnisses vom Migrant\_innenstreik, sagt aber, dass dies auch *„sehr, sehr schwierig“* ist. Warum, führt er nicht näher aus. Womöglich meint er Ähnliches wie A, der sagt, es sei schwierig eine antisexistische Praxis umzusetzen, *„weil man dann von dem eigentlichen Fokus, den man eigentlich hat, einfach sehr leicht weggommt“*. Der eigentliche Fokus scheint hier die Antirassismuserbeit zu sein, in der die Kategorie Geschlecht nicht im Vordergrund steht.

Dennoch wird die Kategorie Geschlecht oft mitgedacht, was sich u.a. darin manifestiert, dass sich viele Personen um geschlechtssensible Formulierungen bemühen. Aber auch bei Repräsentationsfragen oder inhaltlichen Beiträgen wird dies deutlich. Zwar ist mir nicht aufgefallen, dass bei Redebeiträgen explizit auf die Frage „Wer spricht?“ geachtet wird, dennoch scheint es da aber kein wesentliches Ungleichgewicht zu geben.

Bewusster scheint hier der Umgang mit der Moderation zu sein. So meint L, dass Geschlecht auf jeden Fall auch eine Rolle bei der Moderation spielt, auch wenn dies noch nie ausführlich diskutiert wurde. Ausführlich besprochen wurde laut N auch nicht, inwieweit sich der 1. März dezidiert als antisexistisch versteht. Größere Probleme habe es ihrer Meinung nach dennoch nie gegeben, sie kann aber von einer Situation erzählen, über die sie sich ärgern musste. So habe es letztes Jahr bei der Kundgebung eine *„Buben Hip-Hop-Band“* gegeben, die zwar *„super kanakig, aber auch super sexistisch“* gewesen war. Das hätte einen Streit darüber verursacht, warum diese Gruppe auftreten durfte. Aber prinzipiell ist N der Meinung, dass man nicht immer alles in die Gruppe tragen kann, das würde die Gruppe *„sprengen“*. Das bedeutet allerdings nicht, dass man irgendwas *„verschweigen“* müsste, sondern dass man das Problem eventuell nur andeutet und dann aber andere Wege findet, um Ungleichverhältnissen entgegenzuwirken: *„Wir machen dann halt eine eigene Aktion am 1. März, die machen dann halt nur Frauen Lesben und damit ist es irgendwie ok, dass da auch Typen die ganze Zeit den Mund offen haben [...] oder Sexismus gegen Migrantinnen kein Thema ist.“* Schönreden will sie das Ganze aber auch nicht – *„Wenn man langfristig zusammenarbeitet [...] würden sich eh mehr Sachen rauskristallisieren oder es würde sich mehr an Diskussionsraum ergeben, aber es war ja im letzten Jahr auch einfach so, dass wir noch viel weniger Zeit hatten als dieses Jahr.“* Explizit diskutiert wurde Antisexismus allerdings auch dieses Jahr nicht.

Da ich selbst mehr in feministische als in antirassistische Zusammenhänge involviert bin, interessierte ich mich auch dafür, ob und wo meine Interview- und Gesprächspartner\_innen Parallelen zwischen antirassistischen und antisexistischen bzw. feministischen Bewegungen und

Gruppen sehen. Der Vergleich sei spannend, meint L, aber er glaube, die Konstruktion der Kategorien Geschlecht und Migrant\_in sowie die damit in Verbindung stehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, Institutionen, Identifizierungen und *Identitäten* funktionieren jeweils anders. N hingegen erzählt, viele Erfahrungen, die migrantische Freund\_innen mit Rassismus machen, erlebe sie auch ähnlich mit Sexismus. Da gebe es natürlich auch ganz viele Unterschiede, fügt sie hinzu, aber eben auch viele Gemeinsamkeiten, Vermischungen und Überschneidungen. Insofern sieht sie es als sehr produktiv an, gerade in Bezug auf Erfahrungen und Strategien beide Aspekte gemeinsam zu diskutieren. Auch findet es N „ganz, ganz komisch, dass es so wahnsinnig viel Weiße gibt, die Antirassist\_innen sein wollen und so WAHNSINNIG wenig Männer, die Antisexisten sein wollen“. Das sei ein extremes Missverhältnis. Da sollten sich die „Typen bissl am Krawattl nehmen“ und Verantwortung übernehmen.

## 6.2.5 KLASSE, ÖKONOMISCHE LEBENSITUATION, (AUS-)BILDUNG

Von vielen Aktivist\_innen erwähnt, von wenigen ausführlicher thematisiert, bilden Klasse, ökonomische Lebenssituation und (Aus-)Bildung weitere Aspekte gesellschaftlicher Ausschlussmechanismen. Ohne diese Begriffe gleichsetzen zu wollen, möchte ich sie in diesem Kapitel gemeinsam diskutieren, weil sie oft im Zusammenhang genannt werden.

So meint eine Aktivistin, das I. März-Plenum „ist zwar heterogen was die Herkunft und die zugeschriebene Herkunft, also Migrant\_in oder nicht äh (.) betrifft, aber Klasse weiß ich nicht, ob's so wahnsinnig heterogen ist.“ Das sei letztes Jahr zu einem gewissen Grad anders gewesen, da waren „wirklich viele nicht-Akademiker\_innen“, wobei hier auch bezeichnend war, dass diese zum Beispiel nicht in die Kleingruppen gekommen sind, in denen Texte verfasst wurden. N vermutet, dass dies der Grund sei, warum der Klassenaspekt im Aufruftext für den 1. März 2011 nicht sichtbar war – „dann gibt's halt niemanden, die in ihrer Klasseposition beleidigt wird, weil die womöglich nicht vorkommt.“ Dieses Jahr war das anders, weil sich N beim Verfassen des Aufruftextes „ur auf den Schlips“ getreten gefühlt hat. Sie erzählt mir im Kontext der Frage, ob es Situationen gegeben hat, in denen Ausschlussmechanismen quasi gegeneinander ausgespielt wurden, von folgender Diskussion:

*„Also X und ich hatten diese Diskussion, und alle anderen haben gelacht, wie sich so rauskristallisiert hat, dass wir darüber jetzt zu streiten anfangen. Äh (.) und zwar die Diskussion, ist es schwerer, wenn man aus der Arbeiter\_innenklasse, also Arbeiter\_innenklasse ist auch schon so ein romantisierter Begriff, ist es schwerer, wenn man aus einem Elternhaus kommt, in dem es kein Geld gibt oder ist es schwerer, wenn man aus einem reichen migrantischen oder wohlhabenden migrantischen Elternhaus kommt. Und zwar haben wir ein Stück weit über uns selber diskutiert, aber es ging ja eigentlich um den Text, den wir geschrieben haben und wo der X eingefordert hat,*

*dass da jetzt steht ‚die armen Migrant\_innen, die kriegen alle keinen Bildungszugang‘ und ich hab gesagt, ich find halt ohne Klasse kann man das nicht diskutieren, weil es gibt Migrant\_innen im Lycée<sup>64</sup>, die haben einen viel besseren Bildungszugang als Leute, die mit mir in der Schule waren, die nach der vierten Klasse Gymnasium aufhören mussten, weil sie arbeiten gehen mussten. Und aufgrund unserer Biografien haben wir halt total darüber zu streiten angefangen und da waren aber zum Glück (lacht) die anderen da, die (.) halt gelacht haben und genau das gesagt haben, ihr müsst jetzt nicht streiten, wer ärmer ist, man kann's einfach umformulieren.“ (N)*

Dieses Beispiel zeigt, welche Rolle Interdependenzen zwischen strukturellen Kategorien spielen und wie sich diese auf die Erfahrung von Kategorien auswirken.

Auch O scheint den I. März in dieser Hinsicht nicht als besonders heterogen wahrzunehmen und meint, es sei ein Projekt, das von „Leuten aus dem universitären Bereich“ ausgegangen ist und nicht von Flüchtlingen, Asylwerber\_innen oder migrantischen Arbeiter\_innen, „auch vom rechtlichen Sinn was Arbeiter\_in ausmacht, (.) sondern das halt irgendwie schon eine andere gesellschaftliche Schicht repräsentiert. Und das macht's schwierig (.) diesen Streik umzusetzen.“ Ich frage, ob das bedeute, die Leute im Plenum seien nicht nahe genug an der „Basis“, aber den Begriff findet O nicht sehr passend: „Na ja, pff, an der Basis äh pff (.) es is halt schwierig, weil (.) wo ist die Basis? Also Migrant\_innen gibt's in allen Schichten und in allen Lebensbereichen und alle haben das Recht irgendwie für ihre Rechte einzutreten.“

Stattdessen gehe es eher darum, anzuerkennen, dass man „in einer finanziellen und sozialen Situation ist, wo man gewisse Probleme einfach nicht hat“. Zum Beispiel das Problem, dass Zeit und Ressourcen fehlen, um sich aktiv in politische Gruppen einzubringen – „ein Problem, das altbekannt ist und mit dem alle politischen Gruppen, Zusammenhänge kämpfen müssen“ (O).<sup>65</sup> Auch ein anderer Aktivist (C) meint in diesem Zusammenhang, dass die Teilnehmer\_innen des Migrant\_innenstreiks „ein kleines Privileg genießen“, weil es sich nicht alle Personen leisten können, sich Zeit für lange Plena zu nehmen. Das bedeute in Folge auch: „Die Leute, die mehr Zeit investieren können, die mehr Ressourcen haben, werden halt letztendlich mehr diesen Zusammenhang repräsentieren, beeinflussen.“ (O) Wichtig sei dabei mitzudenken, dass gewisse Leute ausgeschlossen sind, wenn sie sich zum Beispiel den Fahrschein zum Plenum nicht leisten können oder wenn man sich jedes Mal nach dem Plenum in ein Lokal setzt, eine Situation, die O auch aus eigener Erfahrung kennt:

*„Da wird's dann jetzt schwierig, weil also (.) wenn man jetzt so in diesem Kunst, Kultur (.) Politik Umfeld ist, (.) da wo halt viele Leute sind (.) die viel viel Geld haben (.) oder halt relativ viel Geld zur Verfügung haben jetzt so für privaten Luxus, für's Ausgehen, für's Essen kaufen irgendwo, für's Trinken kaufen und einfach ganz eine andere soziale Situation haben, dann (.) geht das, ja. [...] Wenn man das [Plenum] jetzt aber aufmacht und man lässt Leute rein aus sozialen Schichten [...], die keine Kohle haben [...], da sind einfach so viel Unterschiede dann.“ (O)*

Trotz dieser Unterschiede ortet eine andere Aktivistin im Kontext des Migrant\_innenstreiks

---

<sup>64</sup> Das Lycée ist eine französisch-sprachige Schule in Wien, deren Schüler\_innen oft aus Diplomat\_innenfamilien oder aus anderen wohlhabenderen Familien kommen.

<sup>65</sup> Dieser Aspekt wurde bereits in Kapitel 6.1.4 und wird ein weiteres Mal in Kapitel 6.3.4 thematisiert.

„eine Form der Überidentifikation mit Gastarbeiter\_innen, von Leuten, die überhaupt nix mit Gastarbeiter\_innen zu tun haben“. Das sei zwar wieder ein bisschen ein anderes Thema, fügt N hinzu, „aber das ist für mich halt diese Klassenfrage, die relativ wenig gestellt wird und eigentlich, wenn ich drüber nachdenke, denke ich, die wird so wenig gestellt, weil die Leute nicht da sind“, wie auch im Fall des Aufruftextes für März 2011. „Ob wir die Klassenfrage auch irgendwie hinkriegen oder gar nicht“, sei auf jeden Fall eine Frage, die noch im Raum stünde, so N.

Mehr Reflexion über diese Themen wünscht sich auch O. Aber dafür bräuchte es viel Zeit und Bereitschaft, meint er. Er habe das mit dem Geld zweimal angesprochen, Reaktionen hätte es bislang keine darauf gegeben. Aber „so klar und direkt wie jetzt“ habe er es auch nie formuliert, fügt O hinzu und meint mit einem gewissen Verständnis, es habe noch nicht wirklich Möglichkeiten gegeben, über solche Themen zu reden, weil viele andere Sachen zu tun waren.

Strategien von Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks zumindest dem Aspekt der Einkommensungleichheit teilweise entgegenzuwirken, sind u.a. die Bezahlung von Fahrscheinen für bestimmte Personen sowie die eine oder andere Einladung auf ein Getränk nach dem Plenum. Nicht unproblematisch, da auch diese Praktiken Abhängigkeiten und Ungleichverhältnisse reproduzieren können.

Ein weiterer Aspekt, der mitgedacht werden muss, ist, dass diese unterschiedlichen Positionen in Bezug auf Klasse, ökonomische Lebenssituation und (Aus-)bildung auch die Strategien beeinflussen, mit denen Menschen gegen Diskriminierungen ankämpfen wollen. Dieser Aspekt manifestierte sich u.a. während den Plenumsdiskussionen über das Thema „Deutschzwang“ als Aufhänger für den Aktionstag 2012. Neben einer Vielzahl von anderen Aspekten wurde auch darüber geredet, ob sich wirklich alle Migrant\_innen gegen diesen Zwang verwehren wollen und mit welchen Faktoren dies zusammenhänge (P11). Zum Beispiel erzählt F in einem Interview, dass viele von seinen migrantischen Freund\_innen überhaupt nicht nachvollziehen konnten, warum Deutschzwang das Thema des 1. März 2012 sein sollte, da sie Deutsch lernen wollen, um sich in Österreich mehr zugehörig zu fühlen. „Ich habe Möglichkeiten anderes zu sagen, weil ich nicht aus (.) der Betroffenheit rede“, meint F. „Das hat eigentlich mit meiner eigenen Geschichte zu tun.“ So könne er sich gegen diesen Zwang positionieren, da er bereits gut Deutsch spreche und darüber hinaus seit einigen Jahren in Besitz der österreichischen Staatsbürger\_innenschaft ist. In den provokanten Widerstandsformen und Interventionsstrategien des Migrant\_innenstreiks gegen das Integrationsregime würden sich daher nur bestimmte Migrant\_innen wiederfinden, erwähnt er auch im Kontext eines Plenums (P18 N4). Fragen von Klasse, ökonomischer Lebenssituation und (Aus-)Bildung könnten hier also insofern eine Rolle spielen, als dass diese die Themen beeinflussen, die für die jeweiligen Personen in

emanzipatorischen Kämpfen Priorität haben. So suggeriert F, dass ihm seine „Geschichte“ und die damit verbundenen Privilegien die Möglichkeit bieten, auf einer Repräsentations- und Diskursebene gegen Rassismen aktiv zu werden, wie dies auch der Migrant\_innenstreik macht.<sup>66</sup> Diese Privilegien können sich u.a. auf rechtliche Rahmenbedingungen beziehen, wie z.B. auf den Aufenthaltsstatus von Personen.

## 6.2.6 AUFENTHALTSSTATUS, ASYL, FLÜCHTLING-SEIN

Die ökonomische Lebenssituation steht für manche auch in engem Zusammenhang mit dem Aufenthaltsstatus in Österreich. So sind beispielsweise Asylsuchende (offiziell „Asylwerber\_innen“ genannt) von der Erwerbstätigkeit ausgeschlossen und auf einen monatlichen Zuschuss von 40 Euro angewiesen. Zusätzlich erhalten sie Essensgeld oder es werden ihnen Lebensmittel in den Unterkünften und Heimen bereit gestellt. Diese befinden sich oft weit vom Stadtzentrum entfernt, bieten nur wenig Privatsphäre und auch eine schlechte Infrastruktur. Alles Faktoren, die Möglichkeiten politischer Aktivitäten nicht unbedingt fördern. Unter anderem verdeutlichte sich dies in einem Plenum, während dem sich eine Aktivistin in einem leicht genervten Ton gegenüber einer anderen Person beschwert, dass diese nie ihre Emails lese. Letztere erklärt daraufhin nicht weniger genervt, unter welchen Bedingungen er als Asylsuchender leben müsse, dass das Heim nur einen einzigen Computer zur Verfügung stelle würde und es so oder so unmöglich wäre, dort in Ruhe Emails zu lesen. S entschuldigt sich sofort mehrmals, es ist ihr sichtlich unangenehm, diese Umstände nicht mitgedacht zu haben (P18 N5). Diese Unbedachtheit scheint sie sehr beschäftigt zu haben, da sie noch an zwei weiteren Tagen in Gesprächen auf diese Situation Bezug nimmt.

Ein weiterer Aspekt, der die Position von Flüchtlingen und Asylsuchenden im politischen Engagement im Allgemeinen und im Kontext des Migrant\_innenstreiks im Spezifischen beeinflusst, ist die Angst vor den Auswirkungen auf ihren Asylbescheid sowie die Angst vor polizeilicher Gewalt. Wie bereits Kapitel 2.1.2 aufzeigt, wird dieser Aspekt in mehreren Interviews erwähnt. Im Plenum fällt das Thema im Rahmen der ersten Diskussion über meine

---

<sup>66</sup> Siehe auch Kapitel 4.1.1 („Regelmäßigkeiten im (strategischen) Umgang mit kollektiven Identitäten“) zur Bedeutung von (rechtlicher) Inklusion/ Integration für „creative reformulations of who we are“ (Jasper 1997, zit. in Polletta/ Jasper 2001:287). Auch in Sabine Strassers Studie zu bewegten Zugehörigkeiten zeigt sich dieser Aspekt. Strasser untersucht drei Lebensgeschichten von politisch aktiven Migrant\_innen in Wien und deren Strategien sich gegen Diskriminierungen zu wehren. So zum Beispiel die Geschichte einer Frau, deren antirassistischer Aktivismus von Strategien des „Gegen-Orientalismus“ geprägt ist. Strasser sieht hier eine Verbindung zwischen dem primär auf der Repräsentationsebene stattfindenden Kampf gegen „abwertende und ausgrenzende Zuschreibungen“ und dem Umstand, dass die Aktivistin durch rechtliche und andere Privilegien bestimmte Diskriminierungen nicht erleben muss und Teil einer „intellektuellen und kosmopolitisch ausgerichteten Mittelschicht“ ist (Strasser 2012:157ff.).

Diplomarbeit (Kapitel 5.1.2) sowie später im Rahmen der Diskussionen über Mobilisierung. So meint eine Aktivistin, dass viele Asylsuchende die *Operation Spring* noch nicht vergessen haben und daher eine große Skepsis bestünde, sich mit unbekanntenen Personen auf politischen Diskussionen einzulassen oder an Veranstaltungen teilzunehmen (PI0 N6).

Asylsuchende sind bei den Vorbereitungsplena dieses Jahr präsenter als letztes Jahr, weil eine Arbeitsgruppe zu Flüchtlings-Selbstorganisation entstanden ist, die sehr aktiv war. So stellen Flucht und Asyl sowohl in den Plena als bei öffentlichen Auftritten oft andiskutierte Themen dar. Bei den Kundgebungen am 1. März 2012 gab es auch einige Beiträge von Flüchtlingen und Asylsuchenden.

## 6.2.7 SPRACHE UND DEUTSCHKENNTNISSE

Der Faktor Sprache spielt eine oft unterschätzte Rolle bei Ausschlussmechanismen (K) und manifestiert sich im Kontext der Arbeit des Migrant\_innenstreiks auf mehreren Ebenen. Zum einen spielen Deutschkenntnisse eine wichtige Rolle, weil die Plena fast ausschließlich auf Deutsch stattfinden. In Plena, in denen neue Personen anwesend sind, wird anfangs oft geklärt, ob jemand da ist, die\_der nicht oder nicht so gut Deutsch spricht. In solchen Fällen wird oft Flüsterübersetzung angeboten oder Personen übersetzen ihre Redebeiträge selbst. Eine ideale Situation stellt dies nicht dar, möglicherweise sind deswegen viele Personen, die Flüsterübersetzung brauchen, nur ein paar Mal gekommen. Auch für Personen, die zwar nicht fließend Deutsch sprechen, aber dennoch nicht unbedingt Übersetzung brauchen, ist es schwierig, Inhalten zu folgen, die in großen Gruppen diskutiert werden.

Die Aktivistin G betont mir gegenüber in einem informellen Gespräch, dass es wichtig ist, in solchen Situationen Rücksicht zu nehmen. So müsse man zum Beispiel mitdenken, dass Personen, die sich auf Deutsch nicht so gut artikulieren können, zum Teil längere Zeit brauchen, um sich auszudrücken und dadurch zwangsläufig mehr Raum einnehmen. Insofern sei hier ihre „Toleranzgrenze“ höher, auch wenn sie sonst sehr sensibel darauf reagiere, wenn z.B. Männer bei Diskussionen viel Raum einnehmen.

Das Thema Deutschkenntnisse spielte nicht zuletzt im Aufruftext für den 1. März 2012 (URL 8) eine wichtige Rolle, in dem die Hierarchisierung von Sprachen und der zunehmende Deutschzwang kritisiert wird. Auch hatte es beim Verfassen des Textes Diskussionen über Sprache gegeben. Zum Beispiel wurde darüber gesprochen, mit welcher Sprache man welche Personen erreichen kann (B12 B57). Hier bewegt sich der Text zwischen dem Anspruch auf kreativ-subversivem Kampfgeist und der Frage, in wie weit man mit Sprache spielen kann, ohne

dass der Text an Verständlichkeit verliert. So enthält der Aufruf Begriffe aus anderen Sprachen als Deutsch (bspw. „Avusturya“ = „Österreich“ auf Türkisch) sowie quasi erfundene Begriffe, die eine Vermischung verschiedener Sprachen darstellen (bspw. „fashtest me?“ = „verstehst du mich?“), die sicher nicht für alle Personen verständlich sind.

In Bezug auf Deutschkenntnisse entstehen Ausschlüsse aber nicht nur hinsichtlich der Frage, wie gut eine Person Deutsch spricht, sondern auch dadurch, *was* für ein Deutsch sie spricht. Hier gibt es also auch Überschneidungen zur Frage der Klasse oder des Bildungshintergrunds. So entstehen zum Beispiel Hierarchien über die Verwendung von Begriffen, die eine Aussage darüber treffen, wer wie gut informiert ist oder welche Begriffe „*richtig*“ einsetzt, warnt D und verweist somit auf die Rolle von *Political Correctness* im Plenum. In Folge bedeute dies, dass „*Leute, die halt einfach bestimmte Codes beherrschen, auch in diesem Feld mehr sprechen können*“. Aus diesem Grund sei es problematisch auf „*konformes Wording*“ zu pochen, meint E. Dennoch gibt es Situationen in Plena, in denen Personen darauf hingewiesen werden, bestimmte Begriffe zu meiden. So zum Beispiel in der bereits erwähnten Situation, in der ein Aktivist von „*den Betroffenen*“ spricht (PI3 N1) sowie in einer anderen Situation, in der ein anderer von „*Asylanten*“ spricht und von einer anderen Person darauf hingewiesen wird, dass der Begriff *Asylant* ein Begriff der Rechtsradikalen ist und wir von *Asylwerber\_innen* sprechen sollten (PI1 N1). In beiden Fällen kommt die Kritik aber erst nach dem wiederholten Gebrauch bestimmter Begrifflichkeiten, was darauf hindeutet, dass zwar auf Begriffe geachtet wird, aber auch ein gewisses Verständnis für unterschiedliche Verwendungen von Begriffen besteht. Wenn man eine Organisation sein will, so N, müsse auch Platz sein für „*freundliche Kritik*“ und „*voneinander lernen*“. Auch E ist der Meinung, „*dass viele Dinge diskutiert werden können, dass sich auch Positionen ändern können und weiter verschieben*“ können.

Dennoch scheint es, dass für manche Personen eine große Unsicherheit mit Begrifflichkeiten besteht. In ihrer Studie zu *Political Correctness* in antirassistischen Gruppen kam die Sozialanthropologin Christa Markom (2011:195) zu dem Ergebnis, dass sogar Aktivist\_innen in „*spezialisierten Gruppen*“ gehemmt sind, „*kritische Sachfragen aufzuwerfen und zu diskutieren*“. Die Beobachtung der Plenumsituationen und informelle Gespräche haben auch für den Kontext des Transnationalen Migrant\_innenstreiks eine ähnliche Tendenz aufgezeigt. Der Begriff *Political Correctness* wird aber von den Aktivist\_innen – so viel ich weiß – nicht verwendet, was womöglich damit zu tun haben könnte, dass er die Konnotation einer rein oberflächlichen „*Korrektheit*“ in sich trägt, laut der Diskriminierung quasi wegfällt, wenn es keine diskriminierenden Begriffe mehr gibt.

## 6.2.8 ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN

In diesem Kapitel bin ich der Frage nachgegangen, welche gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen im Kontext des Transnationalen Migrant\_innenstreiks wirken. Diese Frage ist wichtig, weil das Verstehen von Ausschlussmechanismen eine Voraussetzung für transversale Politiken sind. Ich hoffe gezeigt zu haben, welche Bedeutung die Interdependenzen dieser Kategorien und Faktoren spielen. Beispiele waren die Diskussionen über die Selbstbezeichnung Migrant\_in sowie die Diskussion zwischen einer mehrheitsangehörigen Aktivistin aus einem weniger wohlhabendem Umfeld und einem migrantischen Aktivistin aus einem wohlhabenden Umfeld.

Den genannten Ausschlussmechanismen wird unterschiedliche Aufmerksamkeit geschenkt, am präsentesten erscheinen die Kategorie Migrant\_in und die Kategorie Geschlecht/ Frau-Sein, was auf eine Reihe von Gründen zurückzuführen ist. Für die Kategorie Migrant\_in ist mit Sicherheit der Anschluss an die transnationalen Entwicklungen (Kapitel 2.2) sowie die bewusste Entscheidung für den Begriff als Kampfbegriff relevant. Für die Präsenz der Kategorie Geschlecht spielt vermutlich die Kritik von Migrantinnen, *Women of Color* und *Schwarzen* Frauen an der Antirassismusbewegung (Kapitel 3.1.3) eine wichtige Rolle. Darüber hinaus tragen auch viele der Aktivistinnen feministische Inhalte aus anderen Zusammenhängen in die Arbeit des Migrant\_innenstreiks. Als weitere wichtige Faktoren für gesellschaftliche Ausschlussmechanismen habe ich *Schwarz-Sein*, Klasse, ökonomische Lebenssituation, (Aus-)Bildung, Aufenthaltsstatus, Flüchtling-Sein, Asyl, Sprache, Deutschkenntnisse und Begrifflichkeiten dargestellt. Für einen Teil dieser Aspekte kann vermutlich gesagt werden, dass der Grund in der mangelnden Vertretung der Personen liegt, die diese Aspekte einfordern würden – So wie die Aktivistin N in Bezug auf die „Klassenfrage“ vermutet, dass diese „so wenig gestellt [wird], weil die Leute nicht da sind“.

Die hier angeführten Faktoren, Aspekte und Kategorien – aber darüber hinaus auch viele weitere, wie z.B. Alter, Sexualität, (Dis-)Ability – resultieren in kontradiktorischen Subjektpositionen, was bedeutet, dass Personen je nach dem spezifischen gesellschaftlichen Gefüge dominanter und weniger dominante Positionen einnehmen. Gleichzeitig ermöglichen es aktive Positionierungen in diese Prozesse zu intervenieren, ihre Strukturen zu hinterfragen, zu kritisieren, Stellung zu beziehen und zu handeln. So prägen Positionen und Positionierungen den sozialen Raum, in dem die Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks miteinander arbeiten und versuchen, jenseits von unterschiedlichen Positionen, aber auf der Grundlage von (zumindest bis

zu einem gewissen Grad) geteilten Positionierungen gegen Rassismen und andere Ausschlussmechanismen aufzutreten.

### 6.3 ASPEKTE UND STRATEGIEN TRANSVERSALER POLITIK

Kollektivitäten sind Gegenstand permanenter (Re-)Konstruktionen. Daneben spielt auch eine wichtige Rolle, wie sich Individuen in diese Konstruktion einfügen, welche Plätze und Positionierungen sie einnehmen. Dies ist Resultat von Diskussionen und Verhandlungen, denn schließlich braucht ein gemeinsames Wir auch eine gemeinsame Basis. Im Zeitraum meiner Forschung und meines Aktivismus haben sich im Rahmen von Plena, Interviews und informellen Gesprächen eine Reihe von Aspekten und Strategien für eine solche gemeinsame Basis herauskristalliert. Als einen Teilaspekt dieser gemeinsamen Basis sehe ich den Anspruch auf transversale Politiken. Wie die Kapitel zuvor verdeutlicht haben, wird im Rahmen des Migrant\_innenstreiks versucht, transversale Politik umzusetzen, auch wenn diese nicht mit dem Begriff transversale Politik bezeichnet wird. Der Begriff an sich ist also nicht dem Forschungskontext entnommen, sondern der Literatur. Dass der Transnationale Migrant\_innenstreik den Anspruch hat, transversal zu agieren leite ich aus dem Verständnis des gemeinsamen Wir ab sowie aus diversen Texten. So wird zum Beispiel im Vorfeld zum 1. März dazu aufgerufen, „in Unterschiedlichkeit eine gemeinsame, neue Sprache zu finden“ (URL 7).

Zur Erinnerung: Transversale Politik bezeichnet Formen der Zusammenarbeit in politischen Organisationen, die Differenzen nicht essentialisieren, aber dennoch unterschiedliche Lebensrealitäten und -erfahrungen von Menschen anerkennen, die durch gesellschaftliche Strukturen geprägt sind (vgl. Yuval-Davis 1997). Konkrete Strategien waren selten Thema, manche wurden in den Plena nebenbei genannt, aber nie diskutiert, begründet oder erklärt. Am häufigsten fand hier – wie auch in den Interviews – der Aspekt der Sprecher\_innenposition Erwähnung.

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Strategien von Aktivist\_innen, um Transversalität zu ermöglichen. Dabei handelt es sich um kollektive Strategien, die Resultat bestimmter Ausverhandlungsprozesse sind sowie um individuelle Strategien oder solche, die bisher primär als Überlegungen und Ideen existieren, aber (noch) nicht umgesetzt wurden.

### 6.3.1 ... NICHTS ALS „KLEINE DETAILS“?

Eine ausführliche Diskussion über strukturelle Diskriminierung, gesellschaftliche Positionen und strategische Repräsentationspolitiken beginnt erst nach dem Aktionstag am 1. März 2012. Dieser späte Zeitpunkt ist zum einen verwunderlich, zum anderen verständlich, denn während vor dem Aktionstag viel Energie und Plenumszeit in die organisatorischen Vorbereitungen flossen, bieten die Reflexionsplena danach Raum für inhaltliche Auseinandersetzungen. Diese setzen bereits am ersten Tag nach dem Aktionstag ein, zunächst in virtueller Form. So schickt eine Schwarze migrantische Frau, die bei einer Kundgebung einen Redebeitrag gemacht hatte, ein Email über den Emailverteiler des Migrant\_innenstreiks, in der sie eine online Fotoreihe kritisierte, die jemand vom Aktionstag zusammengestellt hatte:

*„was ist das für ein dummer kommentar unter meinem bild. klingt nach krone ‚sichtlich aufgeregt‘. ich bin empört und wütend und überhaupt an den fotograf. hast du gewartet bis ich animalisch genug aussehe. Shit“ (W)*

Der Fotograf, der auch die Mails des Emailvertelers erhält, entschuldigt sich sofort, das sei nicht so gemeint gewesen, er musste in großer Eile die Bilder und Bildunterschriften zusammenstellen, damit diese noch rechtzeitig online gestellt werden konnten. Er bietet an, einzelne Fotos wieder rauszunehmen oder neue Bildunterschriften online zu stellen und erhält folgende Antwort:

*„alles ok, danke für die antwort. gerade in unserer arbeit müssen wir auf das unterbewusste aufpassen. eine schwarze als aufgeregt und lautstark zu bezeichnen, empfinde ich als ... ich bin nicht spontan jede rede ist von mir gut überlegt. ich bin eine politische performerin. ich arbeite mit der kraft meiner stimme (1-2st üben täglich) .wenn ich 10 stunden vor einer veranstaltung, für ausgefallene kolleginnen einspringe und es mir gelingt die sache gut zu machen verdiene ich nicht so eine bagatelle beschreibung und das gilt auch für alle andere.  
a ja, ob das foto rein oder raus gehört ist mir egal. es geht mir mehr um das präsentieren von uns nach aussen. in den medien werden wir oft als chaoten bezeichnet. wenn ich stereotypisch beschrieben werde schwimmen wir logischer weise auf der gleichen kotzbrühe mit. würde ich beschrieben wie z.b.: literaturpreisträgerin X brachte punktgenau die anliegen der aktivistinnen. sie sprach sich gegen rassismus, faschismus, sexismus und für gleiche rechte für alle aus. also irgendwie so würde es einen ernsteren eindruck hinterlassen. Grüsse & küsse, yours W.“*

Der Fotograf bedankt sich – „Das war ‚punktgenau‘ und berührend!“, schreibt er. Was genau „berührend“ sein soll, wenn eine Schwarze Aktivistin auf unbewusste Reproduktionen von Rassismen aufmerksam macht und eine adäquate Beschreibung ihrer Person einfordert, ist fraglich. Dieser Punkt wird jedoch nicht näher diskutiert, da wenige Minuten später bereits ein neues Email über die Liste geschickt wird und für weitere Diskussionen sorgt:

*„Hallo zum Thema schlechte Presseartikel oder unpassende Beschreibungen seh ich es so, dass es auf die kleinen Details meiner Meinung nach gar nicht so ankommt. Wichtiger ist es, dass darüber berichtet wird und vielleicht noch dass [uns?] der Artikel im großen und ganzen positiv darstellt.“ (Y)*

Nicht ganz unwesentlich ist hier die Position des Schreibenden als mehrheitsangehöriger weißer Mann, die wohl zumindest ein Grund für die folgenden Emails ist, die ich in Auszügen hier chronologisch aneinanderreihen will:

*„W hat sehr eindrücklich und nachvollziehbar darauf hingewiesen, dass manches, wie das, was dir oder anderen als kleine Details vorkommen, die gesellschaftliche Stellung von anderen, marginalisierten, veränderten, nicht ernst genommenen noch einmal einbetoniert. Gerade deswegen, weil jene, die es sich leisten können, über uns sprechen, das bewusst als rassistische, sexistische, homophobe etc. Strategien einsetzen, ist es besonders wichtig, wie wir über uns sprechen und uns darstellen. Ich denke, da gibt es vielleicht doch etwas Diskussionsbedarf, was die Repräsentationspolitiken (auch in Medien) solcher Initiativen angeht. Zumindest sehe ich nicht ganz ein, warum zumindest ‚unter uns‘ die Unzufriedenheit darüber als Detail abgetan werden sollte. Vielmehr möchte ich W wegen dem Hinweis danken und ebenso X wegen seinem Einsatz, uns in die Medien zu bringen und ebenso, dass er den Fehler einsieht und sich für die Verbesserung einsetzt.“ (U)*

*„Ich wollte sicher nicht irgendwelche Kritikpunkte als unwichtige Details runterspielen. [...] Die Kritikpunkte fand ich auch interessant und wichtig, ich hab mir den Artikel wahrscheinlich sehr viel oberflächlicher angeschaut und eben nur danach beurteilt, dass er unterm Strich uns gegenüber positiv formuliert war. Die Bilder sind, finde ich, sehr schön geworden und wir wurden weder als Chaoten oder linke Trottel dargestellt. Jetzt wo ich mir z.B. das Bild anschau und die wahre Situation erinnere finde ich natürlich auch dass „sichtlich Aufgeregt“ vollkommen nicht beschreibt wie die Stimmung wirklich war, glaube aber auch dass wir daran Beteiligten diesen Details sehr viel mehr Aufmerksamkeit widmen als es die normalen Leser\_innen tun.“ (Y)*

*„Ich finde, dass W und U bereits sehr gute Argumente für die Wichtigkeit von einer bewussten Repräsentationspolitik gebracht haben und dass diese eben nicht nur ein ‚Detail‘ ist. Eine positive Berichterstattung ist für mich mehr als nur nicht als ‚Chaoten‘ oder ‚linke Trottel‘ dargestellt zu werden, zB eben Bilder und Wörter, die rassistische Stereotype reproduzieren. Kann sein, dass ‚normale Leser\_innen‘ dem weniger Aufmerksamkeit schenken, das kommt aber drauf an, wer für dich die ‚normalen Leser\_innen‘ sind.. und auch wenn es vielen Leser\_innen vielleicht nicht negativ auffällt, so geht es ja eben genau darum, mit gewohnten rassistischen, sexistischen, homophoben etc. Bildern zu brechen. Vielleicht sollten wir da wirklich nochmal länger drüber diskutieren.“ (I)*

*„Was ich meine geht über die Auseinandersetzung mit Redakteur\_innen hinaus und betrifft eher die Frage, wie eine Initiative wie 1.März, die darin aktiven Akteur\_innen sowie das Plenum, das unterschiedliche Positionen versammelt, aushandelt und in Aktionen übersetzt, mit einem ‚strategischen Wir‘ umgehen, ohne die darin enthaltenen Differenzen, Widersprüche und auch Machtverhältnisse außer Acht zu lassen. Auch wenn wir gemeinsam ‚Widerstand gegen politische und gesellschaftliche Machtverhältnisse, die Ungleichheit und Ausschlüsse produzieren‘ (aus der letztjährigen Presseaussendung) leisten, heißt es nicht, dass dieses ‚Wir‘ uns gleich macht. Darin mögen der mehrheitsgesellschaftliche Antirassist genauso Platz haben wie die migrantische Antirassistin, das bedeutet aber nicht, dass sie dadurch aus der gleichen Sprecher\_innenposition sprechen und dass die gesellschaftliche Marginalisierung sie gleichermaßen trifft. ‚Chaoten und linke Trottel‘ ist eine andere diskriminierende Kategorie als eine ‚aufgeregte und lautstarke schwarze Frau‘, das macht kein ‚strategisches Wir‘ wett. Was du wiederholt als Detail bezeichnest, dieses ‚aufmerksame‘ Bewusstsein über die eigene Stellung in der Gesellschaft und der Wunsch, dagegen selbstbestimmt und kompromisslos Widerstand zu leisten, ist die Grundlage der politischen Arbeit von vielen von uns und die mag ich persönlich nicht aufgeben, weil es irgendeiner/m normalen Leser\_in, wer immer das sein mag, nicht auffällt oder einem Mitstreiter. Das ‚Wir‘ kann es nur geben, wenn eben Alle diese Sachen nicht oberflächlich, sondern mit der gleichen Aufmerksamkeit anschauen und dazu bereit sind, darüber zu reflektieren und die Reflektion anderer zuzulassen. Leider kamen wir im diesjährigen Plenum viel zu wenig dazu, über solche und ähnliche Dinge zu sprechen, wir sollten es nachholen.“ (U)*

Das Gespräch über „solche und ähnliche Dinge“ wurde ansatzweise auf den drei folgenden Plena nachgeholt.<sup>67</sup> Nicht zuletzt, weil sich eine ähnliche Debatte in Folge eines Artikels in der Zeitschrift *Falter* (10/2012)<sup>68</sup> über den 1. März ereignete, der ebenfalls durch Wort- und

<sup>67</sup> Siehe Kapitel 6.3.8 – „Solidarische Positionierungen“.

<sup>68</sup> Ruth Eisenreich: „Ein Wiener Schauplatz, an dem kleine oder große Politik stattfindet“, Rubrik: „Nachgesehen“.

Bildwahl problematische Inhalte reproduzierte. Auch hier meint Y in einem Email, „*dass der Falter geschrieben hat ist trotz aller Kritik meiner Meinung nach trotzdem als Positiv zu werten*“ und schreibt, er sei froh, dass „*nicht noch negativer geschrieben*“ wurde. Interessant war, dass wir bei diesen Plena z.T. auf einer recht abstrakten Ebene über strukturelle Diskriminierung, Rassismus und Sexismus diskutieren und Y die geäußerten Kritiken nicht auf sich bezieht. So meinte er: „*Jetzt haben wir das Problem ja nicht, aber wenn dann wieder neue Leute reinkommen, dann kommt vielleicht was sexistisches oder rassistisches*“ und erwähnt beispielhaft einen „*16-jährigen Türkenjungen*“, der „*vielleicht ohne das zu wissen, sexistisch oder rassistisch ist*“. Auch hier zeigt sich also die Tendenz, die eigenen Rassismen und Sexismen nicht zu sehen und zu glauben, gegenüber dem gemeinsamen Feind seien alle gleich. Eine Tendenz, die bereits in Kapitel 6.2.1 thematisiert wurde.

Diese Diskussion wirft für mich wesentliche Grundfragen zu Positionen und Positionierungen auf, die Ausgangspunkte für transversale Politiken darstellen. Wie werden in politischen Räumen auch unbewusst Rassismen reproduziert? Wie wichtig sind diese „*kleinen Details*“? Wer kann, wer soll, wer darf zu welchen Themen Stellung beziehen? Was ist der Unterschied zwischen Meinung und Positionierung? Fragen also, die – wie ich gezeigt habe – seit Langem die Diskussionen in antirassistischen, (queer-)feministischen und postkolonialen Zusammenhängen prägen.

Antworten sind hier nur zum Teil möglich. Vielmehr möchte ich in den folgenden Seiten die Komplexität der Fragestellungen aufzeigen sowie die Vielfalt individueller und gemeinsamer Umgangsformen mit diesen.

### 6.3.2 MIGRANT\_INNEN ALS SPRECHER\_INNEN

Je näher der 1. März 2012 rückt, desto expliziter wird in den Plena darüber diskutiert, dass Sprechpositionen von Migrant\_innen übernommen werden sollten. So findet Anfang Januar ein Plenum statt, in dem ein mehrheitsösterreichischer Teilnehmer wiederholt von der Notwendigkeit einer Pressegruppe spricht. Dieser Notwendigkeit wird zwar von niemandem widersprochen, Motivierte finden sich jedoch noch nicht. Im Notfall mache er die Öffentlichkeitsarbeit auch alleine, das sei kein Problem, so der Aktivist, er könne auch die Flyer machen oder eine Rede halten, das hätte er alles schon oft allein gemacht. Während dieser Aussage lediglich mit einem Schmunzeln und dem Hinweis darauf, dass man dies „*repräsentationspolitisch vielleicht noch überdenken*“ müsste, entgegnet wird, entsteht wenige

Wochen später aus einer ähnlichen Situation eine längere Diskussion. Die Idee der Pressegruppe wird ein weiteres Mal von besagtem Aktivistin angesprochen, der erzählt, bereits (unabgesprochen) einigen Zeitungen und Zeitschriften Infomaterial zugeschickt zu haben. Ein anderer Mehrheitsösterreicher begrüßt dieses Vorgehen und schlägt vor, gleich allen anderen Medien auch Infomaterial zu schicken. Je mehr Leute davon wissen, desto besser, wer genau einen Artikel schreibt, sei doch sekundär, Hauptsache Artikel. Er fragt, wie er reagieren solle, wenn sich Leute bei ihm melden, ob er sich denn gleich mit ihnen treffen oder ein Interview geben sollte. Eine weitere Person nimmt ihm den Wind aus den Segeln und macht ihn darauf aufmerksam, dass letztes Jahr v.a. Migrant\_innen auf der Repräsentationsebene sichtbar waren und er das auch weiterhin wichtig fände, auch wenn sich die Zusammensetzung des Plenums verändert habe. Die Diskussion, ob es eine Pressegruppe auch dieses Jahr geben und aus welchen Personen sie sich zusammensetzen würde, wird ein weiteres Mal vertagt (B14 BS2/3).

Der Beschluss, dass Migrant\_innen die Sprechpositionen des Migrant\_innenstreiks einnehmen sollten, war Resultat einer gemeinsamen Entscheidungsfindung in der Anfangsphase der Vorbereitungen für 2011 (E). Das war „sehr clever“, so D, und habe ein „gutes Klima“ geschaffen. Dabei ginge es darum, dass *„diejenigen, die in der Gesellschaft marginalisiert sind, aus genau diesen Sprechpositionen auch ausgeschlossen sind, [...] in einer selbstbestimmten Organisation auch die Stimme erheben können.“* (E) Diesen Punkt betont auch N, die meint, als Mehrheitsösterreicherin sei für sie in Sprechsituationen klar: *„Da muss ich mich nicht vorne hinsetzen, weil man wird eh ständig so gut repräsentiert, dann kann jetzt auch mal eine andere Gruppe repräsentiert werden.“*

Diese Sprecher\_innenfunktion betrifft mehrere Ebenen, von denen das bereits angesprochene Auftreten nach außen eine sehr wichtige darstellt. Dass Mehrheitsangehörige komplett aus solchen Positionen ausgeschlossen seien, ist jedoch nicht der Fall. So wird in einem Plenum darüber gesprochen, ob wir auf der mayday – einer Parade am 1. Mai – den Aufrufertext von 2012 zum Thema Deutschzwang (URL 8) vorlesen wollen. Ich schlage vor, dass mehrere Personen den Text gemeinsam lesen sollten und biete an, auch einen Absatz zu übernehmen. Ein Aktivist fragt mich mit einem Lächeln, ob ich denn den Text mit Akzent vorlesen könnte. Ich entgegne, dass ich mehrere Akzente anbieten und er sich einen aussuchen könnte, alle lachen (B18). Während ich mich vielleicht mehrere Monate zuvor nicht getraut hätte, einen solchen Vorschlag zu machen bzw. die Reaktion womöglich dahingehend interpretiert hätte, als Mehrheitsösterreicherin keinen Bühnenplatz einnehmen zu sollen, sehe ich diese Situation als Zeichen dafür, dass auch ein humorvoller Umgang mit Zuschreibungen gesucht wird.

Inwiefern es hier um strategische Essentialisierungen geht, scheint eine Frage zu sein, der unterschiedliche Meinungen hervorbringt. So meint ein Aktivist, dass er Essentialisierungen per se problematisch finde und nicht glaube, dass der I. März ein Raum ist, in dem Essentialisierungen stattfinden (L). Mit einer ähnlichen Meinung sehe ich mich an dem Tag meines ersten Plenums konfrontiert. Beim Bier danach unterhalte ich mich mit einem Aktivistem und erzähle, dass ich mich in meiner Diplomarbeit mit dem Spannungsverhältnis von Essentialisierungen, Dekonstruktionen und politischer Handlungsfähigkeit in sozialen Bewegungen auseinandersetzen wolle. An den genauen Wortlaut der Diskussion kann ich mich nicht mehr erinnern, sehr wohl aber an das Gefühl, dass wir aneinander vorbeireden. Während mein Gegenüber versucht, mir zu verdeutlichen, dass der I. März kein essentialistisches Verständnis von Migrant\_innen hätte, versuche ich zu vermitteln, dass mir dies bewusst wäre, aber dass die Verwendung des Begriffs Migrant\_innen im Namen der Gruppe für mich bereits auf eine Essentialisierung, zumindest auf eine strategische hindeute. Essentialisierung sei aber nicht der richtige Begriff, so mein Gesprächspartner, denn es ginge dem I. März nicht darum, eine naturhafte oder biologische Gemeinschaft von Migrant\_innen zu konstruieren, sondern um eine Politisierung des Begriffs Migrant\_in. Der Einwand erscheint mir berechtigt und nachvollziehbar, dennoch aber nur eine Seite der Medaille zu beleuchten. Denn ob Außenstehende die Verwendung des Begriffs auch als Politisierung wahrnehmen, also ihn nicht im essentialistischen Sinn verstehen, ist nicht immer kontrollierbar oder nachprüfbar. Ein Argument, das auch ein anderer Aktivist mir gegenüber in einem Interview (O) erwähnt.

E sieht den I. März nicht unbedingt als politischen Raum, der mit einem anti-essentialistischen Verständnis von Migrant\_innen arbeitet – *„Ich würde sagen, dass wir in strategischen Punkten sehr wohl essentialistisch sind“* und das sei auch notwendig, z.B. auf der Repräsentationsebene. Das sei hingegen auf der Ebene der internen Entscheidungen anders, da seien alle Beteiligten gleichberechtigt. Insofern sei das zu einem gewissen Grad *„ganz klassischer strategischer Essentialismus“*, so E. Auch ein anderer Aktivist antwortet auf die Frage, ob und wo Essentialisierungen stattfänden, mit dem Beispiel der Repräsentationsebene. Das sei aber nur eine Strategie, sagt V, so würde man zwar immer wieder die gleiche Leute *„vorschicken“*, wenn es um Sprechfunktionen ginge, aber das habe nichts damit zu tun, dass eine bestimmte Person *„mehr an antirassistischer Position“* habe als eine andere.

### 6.3.3 DIFFERENZIEREN STATT FESTSCHREIBEN (LASSEN)

Eine Strategie, um dem entgegenzuwirken, dass Essentialisierungen von außen festschreibend werden, ist das ständige Spiel mit Begriffen, dem „*Tauziehen zwischen Selbst- und Fremddefinitionen*“, so E. Als Beispiel verweist er auf die „*Palette an Begriffen*“, die er – wie bereits in Kapitel 6.2.2 gezeigt wurde – je unterschiedlich einsetzt. Eine weitere Möglichkeit ist die Schaffung eines strategischen Wirs, das seine Heterogenität in den Vordergrund rückt und sich dadurch einer Definition entzieht. Zum einen durch den wechselnden Bezug auf das antirassistische und das migrantische Wir, zum anderen auf die Differenzierung dieses migrantischen Wirs, wie der Aufrufertext für den 1. März 2011 zeigt:

„Wir kommen als Arbeiter\_innen und als Familienangehörige, Studierende und Menschen ohne Papiere, Lehrende und Sexarbeiter\_innen, Flüchtlinge und Ärzt\_innen, Pflegekräfte und Familienangehörige, Au-Pairs und Fachkräfte. Wir leben hier seit Jahren, Jahrzehnten, manchmal seit Generationen. Wir sind in Kindergärten, Schulen und in den Universitäten, am Bau und an den Maschinen, in Krankenhäusern und Pflegeanstalten, Privathaushalten und Bordellen, Supermärkten und Büros. Wir haben alle Geschlechter und sexuellen Orientierungen, alle Religionen und Weltanschauungen, sind aus allen Altersgruppen und aus allen Schichten. Wir kommen von überall, haben alle Hintergründe, mal definieren wir uns über sie, mal können wir damit nichts anfangen. Wir suchen weder ein altes noch einen neues Vaterland. Wir leben da und dort. Grenzen sind uns zu eng, sie passen nicht zu uns.“ (Aufrufertext 2011, URL 7)

Durch diese Differenzierung können Stereotype vermieden werden. Eine Notwendigkeit, die sich auch im Rahmen der Vorbereitungen zeigt. So erzählt Z von einer Situation – laut ihm die einzige „*extrem essentialistische*“ Situation –, in der über die Musikgruppen für die Kundgebung 2011 diskutiert wurde:

„Dann gab's eine Programmgruppe, die haben auf einmal gesagt, ja wir haben das Programm eingeteilt und erst ist eine Latino-Band und dann ist so türkisch-kurdische Musik und dann kommen die Afrikaner. Und da waren extrem viel Leute sehr verstört und das ist dann auch nicht so gemacht worden.“ (Z)

Als dieses Jahr die Diskussion im Plenum auf die Musik für die Kundgebung aufkommt, meint eine Person gleich, es sollten bitte nicht wie immer die „*afrikanischen Trommlergruppen*“ auftreten, damit bei der Musikwahl nicht „*gängige Klischees reproduziert*“ werden (P13 N2). Eine ähnliche Diskussion hatte sich bereits früher bei der Konzeption der Flyer ergeben. So meinten einigen Personen, dass es wichtig wäre, Gesichter zu sehen und „*Identifikationsfiguren*“ zu haben, während andere sich eindeutig dagegen aussprachen (P4). Es wurde zwar nicht explizit darüber gesprochen, womöglich gab es aber auch hier einen Zusammenhang mit der Befürchtung Stereotype zu reproduzieren.

Nicht festgeschrieben ist auch die Bedeutung dessen, was der Begriff Migrant\_in bedeutet oder was es bedeutet, Migrant\_in zu sein. Es hätte schon Diskussionen darüber gegeben, gerade im

ersten Jahr, aber nie den Versuch einer Definition, erzählt E. Auch andere Aktivist\_innen betonen, dass es nie solche Bemühungen gegeben hätte und finden das auch gut (u.a. D und L). Als weitere Taktik des „Sich-nicht-festschreiben-lassens“ kann auch der großteils vorsichtige Umgang mit Sprache gesehen werden und dass versucht wird, auf eine Palette von Selbst- und Fremdbezeichnungen (E) zurückzugreifen. So war interessant zu bemerken, dass sich Aktivist\_innen in den Plena zwar oft selbst als Migrant\_innen bezeichneten, aber fast nie andere anwesende Personen der Organisierung. Diese Situationen ergeben sich meistens dann, wenn es um die Zusammensetzung von Arbeitsgruppen, öffentlichen Auftritten o.ä. geht. Ein Beispiel ist die bereits erwähnte Situation (Kapitel 6.2.2), in der eine Aktivistin sagt, es müsse noch eine „Tschuschin“ in der Gruppe dabei sein, die einen Workshop organisieren sollte. In solchen Fällen wird auch oft lediglich von „Positionen“ gesprochen oder eine Person direkt gefragt. Die meisten Personen scheinen jedoch eine Sensibilität dafür zu haben, ob ihre Position in einem bestimmten Fall erwünscht ist oder nicht, und so ist ein Benennen von Positionen oft nicht notwendig. Eine andere Möglichkeit ist die Umschreibung von Begriffen. Zum Beispiel als ein Aktivist erzählt, er wäre gemeinsam mit anderen in Flüchtlingsheimen gewesen, um dort Leute anzusprechen und für den 1. März zu mobilisieren und es wäre ihnen wenig Skepsis und großes Interesse entgegengebracht worden. „*Man darf nicht vergessen, dass X dabei war, der auch aus diesen Verhältnissen kommt*“, wirft eine andere Person ein und vermeidet dadurch, jemanden als „Flüchtling“ zu *labeln* (P10 N6). Auch wenn X sich selbst als Flüchtling bezeichnet, kann diese Situation als Versuch verstanden werden, andere Aktivist\_innen nicht auf konkreten Positionen festzuschreiben.

#### 6.3.4 ZWISCHEN „SELBSTGEIßELUNG“ UND MACHTKONSOLIDIERUNG

Sowie Aktivist\_innen im Plenum selten als Migrant\_innen *gelabelt* werden oder sich selbst als solche bezeichnen, fallen auch Begriffe wie Mehrheitsangehörige u.ä. selten. Die eigene Position scheint von vielen Personen oft mitgedacht, aber selten artikuliert. Erst ca. zwei Monate nach Anfang meiner Teilnahme beim Migrant\_innenstreik ereignet sich eine Situation, in der ein Aktivist in einer Aussage explizit auf seine Position verweist, seine Position als weißer Mehrheitsösterreicher. Es geht gerade um die Frage, welches Thema „Aufhänger“ für den Aktionstag 2012 sein sollte. Ein wichtiges Thema und eine schwierige Entscheidung – denn im Vorfeld des 1. März 2011 hatten die Wiener Gemeinderats- und Landtagswahlen eine Politisierungsmöglichkeit geboten, die viele Leute mobilisiert hat. In der Diskussion äußern verschiedene Aktivist\_innen ihre Meinungen und Vorschläge, als ein Aktivist meint, es sei jetzt

sicher „blöd“, dass er das als *weißer* Mann und als Mitglied einer sehr *weißen* NGO sage, aber das Thema für 2012 solle auf jeden Fall ein Thema sein, dass von Migrant\_innen selbst artikuliert werde. Die Situation und das Ausbleiben jeglicher Reaktionen irritieren mich gleich mehrfach. Die Situation, weil die vermittelte nicht mit der tatsächlichen Dringlichkeit dieses Kommentars zu korrelieren scheint – schließlich befinden wir uns in dem Plenum einer migrantischen Selbstorganisation. Durch das Ausbleiben von Reaktionen bleibt auch die Frage in der Luft hängen, ob es aus seiner Sprecherposition tatsächlich „blöd“ sei eine solche Aussage zu treffen oder nicht. Meine Hoffnung, dass irgendwer die Gelegenheit nützt, um über Positionen und Positionierungen – ein für mich längst ausständiges Thema – zu reden, wird enttäuscht.

Grund genug, um hier in den Interviews nachzufragen. Die Antworten zeigen die mögliche Bandbreite an Meinungen dazu auf, die als exemplarisch für den Umgang mit Positionen, Positionierungen und Reflexionen gesehen werden kann. So meint eine Person, sie hätte diese Selbstreflexion gut und wichtig gefunden (J), während eine andere meint, sie sei an dem Plenum nicht anwesend gewesen und könne daher nicht mehr dazu sagen, als dass eine solche Aussage allein noch kein Zeichen für Selbstreflexion darstellt (V). Wieder ein anderer meint, die Person habe sich unnötig in Verteidigung genommen bzw. unnötig relativiert, „*weil niemand differenzieren wird zwischen Migrant\_innen und nicht-Migrant\_innen*“ (F). Auch L sieht das ähnlich und meint, dass bei der Arbeitsweise des Migrant\_innenstreiks „*was immer du bist*“ keine Rolle spiele und dass das auch gut so sei. Die Situation im Plenum kritisiert er als Beispiel für die Authentisierung von Migrant\_innen und ärgert sich darüber: „*Das ist auch eine beschissene Situation. (.) Dann werden die ganzen Machtverhältnisse einfach konsolidiert [...] dagegen kämpft man aber. [...] es geht nicht darum, jetzt reden Migranten oder so*“, meint L, sondern es gehe darum, ob man was zu sagen hat oder nicht.

Diese Reaktionen verdeutlichen, dass es keine einheitliche Meinung oder keinen Konsens darüber gibt, welche Rolle Positionen spielen, wie mit ihnen umgegangen werden soll und wie bzw. in wie weit diese reflektiert oder diskutiert werden sollen und was dies wiederum auslösen könnte. Das erzählt auch N mit einem Verweis auf die Vorbereitungen für das Jahr 2011, aber auch auf ihre Erfahrungen als Mehrheitsösterreicher\_in in anderen antirassistischen Kontexten:

*„Diese ganze Repräsentationsdiskussion, die dann von weißen nicht-Migrant\_innen ur oft so beschämt geführt wird, weil sie sich immer selbst geißeln und sagen [...] ‚also ich bin ja gar nicht betroffen und ich darf ja eigentlich gar nicht‘ und da gab's halt ähm (.) also Widerspruch weiß ich nicht, da gab's halt sehr unterschiedliche Meinungen dazu und die sind sehr viel diskutiert worden.“ (N)*

Diese Art von „Selbstgeißelung“ findet sich auch bei manchen Aktivist\_innen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, v.a. bei den jüngeren Frauen, die erst seit Herbst 2011 mitarbeiten,

inklusive bei mir. M erzählt, sie habe sich anfangs „*immer darauf verlassen, dass andere Leute die Inhalte einbringen und ich schwimme halt irgendwie da mit*“ und wollte zunächst eine „*beobachtende, vorsichtige Rolle*“ einnehmen, hätte dann aber gemerkt, dass auch das für andere Personen im Plenum problematisch und unangenehm sein könnte - „*Ich habe schon das Gefühl, dass es schräg sein kann, wenn man nie genau weiß, was andere Leute denken.*“

Unsicherheiten manifestieren sich auch bei der Formulierung von Kritik in inhaltlichen Diskussionen: „*Wer bin ICH denn jetzt, dass ich das kritisiere, habe ich mir dann oft beim Plenum gedacht und nachher gedacht, was für ein Blödsinn, natürlich sollte ich das kritisieren (lacht).*“ Auf die Frage, woher diese Unsicherheit komme, ob das mehr mit dem Plenum oder mit ihr persönlich zu tun habe, antwortet M mit einem Schmunzeln: „*Eigentlich, glaube ich, ist es hauptsächlich selbst auferlegt [...] Ich kann mir ja in der Kritik auch bewusst sein, dass ich da eine andere Position hab, aber eigentlich find ich's schon wichtig, meine Argumente zumindest zu sagen.*“

Während sich also manche Personen auf eine Art mit ihrer Position auseinandersetzen, dass sie sich selbst zu paralysieren scheinen, stellt die Aktivistin N fest, dass andere Mehrheitsangehörige oft in die Überidentifikation mit einer migrantischen Position kippen:

*„Also dass man selber als weiße, nicht-migrantische Staatsbürger\_in ständig so tun muss, als würd einen, eine der Rassismus genau so betreffen oder so tun, als würde man die Situation GANZ genau kennen oder so, dass man überall gleich mitleiden und gleich mitfühlen und alles gleich schlimm finden oder gleich erleben und da finde ich halt so, das kann ja gar nicht sein und das macht ja auch nix. Also ich meine (schmunzelt) es is ja niemandes Schuld, quasi, dass man halt nicht als Migrant\_in rassistisch beschimpft wird oder so. [...] Letztes Jahr gab's auf jeden Fall ein paar Situationen, wo ich gefunden hab, dass Leute halt so bisschen wenig aushalten können, dass sie einfach nicht so betroffen sind (lacht).“ (N)*

Ähnlich scheint das auch ein migrantischer Aktivist zu sehen, der im Kontext der aktuellen Diskussionen über Definitionsmacht und strukturelle Rassismen meinte, dass sich bestimmte Leute als „*gleichwertige Opfer*“ fühlen wollen und meinen, dass gegenüber dem „*Feind*“ alle gleich seien (P19). Sein Kommentar bezieht sich u.a. auf einen weiteren Email-Disput, der seinen Anfang in einer ausgesendeten Einladung zu einer Podiumsdiskussion und Buchvorstellung nimmt, der in einem folgenden Kapitel (6.3) ausführlicher diskutiert wird.

N meint, diese Tendenzen hätten auch damit zu tun, dass Betroffenheit nicht immer einen Nachteil, sondern in bestimmten Gruppen auch „*kulturelles Kapital*“ darstellt: „*Also in bestimmten sicheren Gruppen ist es natürlich super, wenn man sich dann laut als Kanaken bezeichnen kann oder halt laut mit Akzent auftreten kann und man ist die ganze Zeit Subjekt dieser ganzen Geschichte.*“ Dieser Aspekt des „*kulturellen Kapitals*“ zeigt sich auch in einem anderen Interview, in dem ich von meinem Gegenüber gefragt werde, ob ich mich benachteiligt fühle, weil ich nicht sagen könnte, ich sei Migrantin (L).

Ich möchte an dieser Stelle auf die bereits erwähnten Interviewstellen zurückkommen, in denen zwei Personen meinten, dass es im Rahmen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks keine Relevanz habe, ob man Migrant\_in sei oder nicht (S. 97). Die Frage, ob es Zufall ist oder nicht, dass diese Aussagen ausgerechnet von männlichen Migranten aus – meiner Einschätzung nach – ökonomisch relativ stabilen Verhältnissen getätigt wurden, beschäftigte mich einige Zeit. Darüber hinaus musste ich viel über den Verweis auf die Konsolidierung von Machtverhältnissen in Verbindung mit der Aussage des *weißen* Mehrheitsösterreicherers im Plenum nachdenken und schlussendlich meine Grundannahme, dass es wichtig sei, oft und viel gemeinsam über Positionen zu reflektieren revidieren.

Interessanterweise bietet mir der Vergleich zu Debatten in feministischen Zusammenhängen eine mögliche Kontextualisierung dieser Fragen. So könnte es hier zwei Parallelen geben. Die erste Parallele bezieht sich auf den Verweis auf die Machtverhältnisse, der dahingehend gedeutet werden kann, dass sich Personen durch diese Art von demonstrativer „Selbstreflexion“ in gewisser Weise unangreifbar machen, während die eigentliche Selbstreflexion dabei zu einer inhaltsleeren Phrase („ich als *weiße\_r* Mehrheitsangehörige\_r...“) verkommt. So kann hier neben dem Aspekt der Selbstgeißelung von Mehrheitsangehörigen, den N anspricht, auch der Aspekt der Machtverhältnisse gesehen werden, die sich in dieser Hinsicht gleich zweifach verstärken. Zum einen durch eben diese Unangreifbarkeit, zum anderen durch das wiederholte Benennen der Differenz. Dieses Benennen von privilegierten/ dominanten und weniger privilegierten/ dominanten Positionen schafft wieder eine Hierarchie zwischen Personen und läuft Gefahr, einen Opferdiskurs zu (re-)produzieren. Denn manche Personen wollen nicht von der Benevolenz von anderen abhängen, die ihnen eine Plattform anbieten, die sie sich auch selbst nehmen können.

Diese Lesart bietet sowohl eine mögliche Erklärung für die Reaktionen auf die eingangs erzählte Plenumsituation, als auch auf die Diskussion über die Moderation<sup>69</sup>, die sich mit einem Interviewpartner entwickelte. In beiden Situationen geht es darum, sich klar in Opposition zum Bild der passiven Opfer rassistischer Diskriminierungen zu positionieren. Die Aussagen, dass „*niemand differenzieren wird zwischen Migrant\_innen und nicht-Migrant\_innen*“ (F) bzw., dass beim Migrant\_innenstreik „*was immer du bist*“ keine Rolle spielt (L), können als Wunsch verstanden werden, nicht primär als Migrant\_in wahrgenommen zu werden, der/dem man z.B. durch Moderationsregeln eine Plattform bietet. Diese Sicht bietet auch eine Erklärung für die Antwort, die ich von L erhalte, als ich ihn frage, ob er es wichtig findet, über den Begriff Migrant\_in zu diskutieren: „*Warum sollten wir das? (.) Was sollten wir da reden?*“ Ich entgegne, dass man über

---

<sup>69</sup> Siehe Kapitel 6.3.5.

dieses Thema recht lange reden könnte, werde aber unterbrochen:

*„Wir reden über Migrationspolitik, wir reden über Flüchtlingspolitik, wir reden über (.) Kulturalisierungen, wir reden über Sprachverbot (.) wir reden über Homogenisierung, wir reden über (.) gesellschaftliche Verhältnisse, die Leute ZUM Migranten machen.“ (L)*

Schon an anderer Stelle hatte L betont, dass es ein „gutes Zeichen“ sei, wenn nicht über „Migrant, nicht-Migrant“ diskutiert wird, sondern wenn man zusammenkommt, um gemeinsam Politik zu machen. Auch hier verweisen die Aussagen auf eine Ablehnung als Migrant gesehen zu werden. Primär scheint es F und v.a. auch L darum zu gehen, als Individuum wahrgenommen zu werden, aber auch den Fokus der politischen Arbeit auf die Reflexion von Strukturen – nicht *Identitäten* – sowie auf das eigentliche Handeln zu legen. In beiden Fällen ist zumindest auffallend, dass es sich – wie bereits erwähnt – um ökonomisch relativ gut abgesicherte Männer aus einem akademischen Umfeld handelt. Das könnte insofern eine Rolle spielen, als dass sie aus diesen Positionen auch das Selbstvertrauen haben, ihre Bedürfnisse zu artikulieren und sich auch den entsprechenden Raum dafür zu nehmen.

Bleibt die Frage, wie erreicht werden kann, dass sich auch Personen diesen Artikulationsraum nehmen können, die sich diesen aus unterschiedlichen Gründen weniger sicher in ihren Positionen fühlen. Eine Frage, die im folgenden Kapitel ausführlicher diskutiert wird.

### 6.3.5 EIN EMANZIPATORISCHER RAUM?

Im Gegensatz zur Einstimmigkeit des Beschlusses, dass öffentliche Sprechpositionen von Migrant\_innen eingenommen werden sollen, ist der Umgang mit Sprechpositionen – z.T. auch allgemein mit Positionen – innerhalb des Plenums nicht Gegenstand großer Diskussionen. In einem Gespräch sagt mir M, dass er nicht der Meinung sei, es gebe im Plenum „irgendeinen Umgang“ damit:

*„Eigentlich hab ich eher das Gefühl, dass so getan wird, als ob's ein einheitliches Wir geben würde. Oder zumindest teilweise so überkommt. [...] Und ich glaube nicht, dass das alle so sehen, aber dadurch, dass wir so selten darüber geredet haben, ist bei mir der Eindruck entstanden, dass man das auch so interpretieren könnte.“ (M)*

Bei der Frage, ob das Plenum ein emanzipatorischer Raum sein soll, spielt z.B. die bereits öfters erwähnte Moderation eine wichtige Rolle. So meint eine Aktivistin im Interview, es sei letztes Jahr explizit beschlossen worden, dass die Moderation bei den Plena von Migrant\_innen gemacht werden sollte, während eine andere Person sagt, das sei nie der Fall gewesen. Natürlich sei es wichtig, dass nicht nur Männer die Moderation machen oder „Bio-Ösis“, aber das sei keine Repräsentationsfrage, sondern eine Frage dessen, wer sich wie viel engagiert und einen

Überblick über die aktuellen Ereignisse hat. Im Laufe des Interviews kommt er von sich aus immer wieder auf dieses Thema zurück und betont am Ende ein weiteres Mal: „*Ich glaube, wir haben nie darüber gesprochen, es gibt keinen Beschluss darüber, dass Migrant\_innen Moderation machen. (.) Oder die mit komischen Akzent oder komischen Namen.*“ (L)

Während die Strategie der bewussten Sprechpositionen nach außen hin für L legitim ist, um vorherrschende Bilder von Migrant\_innen in der Gesellschaft zu destabilisieren, erscheint dies nach innen kein wichtiges Unterfangen zu sein. Die Vehemenz, mit der L im Interview seine Meinung vertritt und immer wieder auf das Thema der Moderation zurückkommt, knüpft für mich an den bereits erwähnten Aspekt an, sich selbst nicht als Person wahrnehmen zu wollen, der man quasi gnädig eine Sprechposition überlässt. Er erwähnt in diesem Kontext oft, dass man beim Migrant\_innenstreik keine Quotenregelungen einführen könnte – „*Ich glaube, diese ganze normativen Geschichten funktionieren auch nicht.*“

Dennoch ist L der Meinung, dass der 1. März ein emanzipatorischer Raum sein sollte, im Sinne dessen, dass Ungleichverhältnisse nicht reproduziert werden sollten. Ganz sicher ist er sich allerdings nicht:

*„Eigentlich ist es gute Diskussion, das könnten wir machen [...] wie verstehen wir unseren Raum? Und (.) vielleicht muss man das auch mal laut sagen, das finde ich da vielleicht wichtig [...] Aber ich bin mir ein bisschen unsicher. Das kann man thematisieren, aber das muss man nicht thematisieren. (.) Weiß ich nicht.“* (L)

Für N scheint die Frage, was für ein Raum der 1. März sein soll und ob es da um einen emanzipatorischen Raum geht, wesentlich präsenter zu sein, wie aus folgendem Beispiel hervorgeht:

*„Ich habe ja jetzt für den Zeitungstext auch viel mit dem X zusammengeschrieben und da finde ich einfach, dass seine Erfahrungen andere sind als meine und dass die einfließen müssen und dass ich die Absätze wo steht ‚ich muss jetzt B1 machen‘, also so was schreib ich nicht, da kann man darüber reden und dann formuliert's wer anderer und das ist vielleicht (.) im Endeffekt wurscht, weil am Ende steht's da und es weiß eh niemand, wer's geschrieben hat, aber (.) ich finde, es geht ja nicht nur um das, was nach außen wirkt, sondern natürlich auch wie man untereinander (.) miteinander umgehen will.“* (N)

Die Aktivistin bezieht sich hier auf den Aufruftext für das Jahr 2012, in dem das Thema Sprache im Vordergrund steht (URL 8). B1 ist die Bezeichnung für das Level einer Deutschprüfung, die Migrant\_innen ablegen müssen. Die Erzählung zeigt, dass es für N wichtig ist, dass sie zwar hinter dem migrantischen Wir stehen, aber es sich nicht aneignen kann, in dem sie einen solchen Satz formuliert.

Trotz ihrer Kritik an „Selbstgeißelung“ und „Überidentifikation“ von Seiten einiger Mehrheitsangehöriger, ist N der Meinung, dass es wichtig ist, sich mit den eigenen Erfahrungen ernst zu nehmen. „*Ich würd mich auch bisschen in meinen Erfahrungen verarscht fühlen*“, sagt sie, wenn z.B. zwei Männer einen Text über Gewalterfahrungen von Frauen schreiben würden.

Natürlich sei es an sich gut und wichtig, wenn man sensibilisiert ist. Es ist halt immer ein „Dilemma“, weil man sich nie sicher ist, was geht und was nicht geht. Antirassismusbearbeitung bedeute für sie also *„auch total stark untereinander Antirassismusbearbeitung machen“* – z.B. dadurch, dass Personen ihre Erfahrungen selbst artikulieren sollen.

Grundlegender Aspekt dieser Diskussion ist die Frage, inwieweit sich der Transnationale Migrant\_innenstreik als emanzipatorischer Raum versteht und was dies in Folge bedeuten würde. So manifestieren sich zwei Szenarien, die zunächst nicht besonders kompatibel zu sein scheinen. Während es für Personen, die sich in ihren Positionen und Positionierungen sehr sicher fühlen und auch Erfahrung in diesen Formen der Organisation haben, festschreibend sein kann, wenn über die Bedeutung von Positionen geredet wird und womöglich auch über das zur Verfügung stellen von Artikulationsraum diskutiert wird, können genau solche Strategien für andere emanzipativ sein. Der Entschluss vieler Mehrheitsangehöriger sog. unterstützende Arbeit oder Hintergrundarbeit zu leisten, basiert sicher u.a. auf dem Wunsch, einen emanzipatorischen Raum zu schaffen.

### 6.3.6 UNTERSTÜTZENDE ARBEIT UND HINTERGRUNDARBEIT

Während bei den Plena im Laufe der Zeit immer deutlicher wird, dass es gerade bei inhaltlichen oder repräsentativen Aufgaben Migrant\_innen in den ersten Reihen stehen sollten, manifestiert sich erst in den Interviews, dass viele der Mehrheitsösterreicher\_innen für sich die Strategie entwickelt haben, v.a. *„unterstützende“* (A) oder *„Hintergrundarbeit“* (Q) zu leisten. So erzählt eine Aktivistin, sie agiere weniger selbstständig als in anderen Kontexten und würde immer Rücksprache mit dem Plenum halten. Das bedeute aber nicht, dass *„ich mir jetzt für mein antirassistisches Engagement eine Legitimation von Migrant\_innen holen muss“*, betont A. Rassismus habe als gesellschaftliches Ungleichverhältnis *„extrem viel Auswirkung“* auf ihr persönliches Leben und *„da kann jetzt niemand hergehen und mir verbieten, dass ich was tu. Aber wenn ich halt speziell jetzt FÜR die Rechte von Migrant\_innen (.) im Namen von Migrant\_innen was mach, dann ist das für mich anders.“* A erzählt, dass sie eine mehrsprachige Broschüre mit unterschiedlichen Texten für den Migrant\_innenstreik zusammenstellen wollte und davon, dass dieser Prozess mit den ganzen Treffen, den Rücksprachen und dem Ausdiskutieren eher mühsam gewesen wäre. Es hätte vom Plenum gewisse inhaltliche Wünsche gegeben, aber es hat dann kaum jemand Zeit gehabt dazu beizutragen, z.B. in der Form mehrsprachiger Texte oder Texte, die nicht auf Deutsch sind. *„De facto ist es so, dass das Projekt immer noch nicht*

abgeschlossen ist. Und wenn ich das für mich gemacht hätte, dann hätte ich das in einem Zeitraum, der für mich irgendwie angemessen gewesen wäre, irgendwie abschließen können.“ Ich frage, ob sie diese ständigen Rücksprachen als Einschränkung empfinde und A antwortet mit einem klaren Nein, „überhaupt nicht“. Ihre Erzählung schließt für mich jedoch nicht aus, dass es da einen gewissen Frust gibt. In Bezug auf Redebeiträge meint A, wenn es gelingt, würde sie sich zurückhalten, wobei es da auch auf das Thema ankommt, wie es scheint bei inhaltlichen Sachen mehr als bei organisatorischen:

*„Wenn es so um allgemeine Diskussionen geht, kann ich meine Standpunkte, meine Kritik und so weiter dazugeben, das mach ich dann auch, aber das heißt für mich nicht, dass ich jetzt quasi unbedingt (.) dieses Manifest oder diesen Text oder diese Forderung oder sonst irgendwas umsetzen muss und durchsetzen muss und durchboxen muss am Plenum. [...] Ich denke mir halt grad was so Forderungen betrifft [...] da vertraue ich Leuten so viel, dass ich sagen kann, ok, ich kann eure Forderungen mittragen. Also Forderungen, die jetzt gegen Unterdrückung, gegen Ausgrenzung, gegen Diskriminierung gerichtet sind.“ (A)<sup>70</sup>*

Auch M erzählt, dass er bei Diskussionen zwar mitredet, aber dabei inhaltlich nicht zu dominant sein will: *„Was ich halt wichtig finde an sich, ist, dass ich nicht zu sehr auf meiner Meinung beharre, weil ich viele Sachen einfach nicht so erlebt habe und deswegen auch weniger verstehen kann.“*

Unterstützer\_in sein heißt für A aber nicht nur, Rücksprache zu halten, sich eventuell beim Redeverhalten zurücknehmen und inhaltlich nicht zu viel Raum einzunehmen, sondern auch, bestimmte mühsamere Aufgaben anzunehmen, wie zum Beispiel Informationsmaterial vervielfältigen oder Sachen transportieren. Wenn man von einer diskriminierenden Gesellschaft ausgeht, in der Personen aufgrund dieser Diskriminierungen unterschiedlich viele Ressourcen zur Verfügung haben, sollten Unterstützer\_innen solche Aufgaben übernehmen, um Ressourcen für andere Personen zu schaffen, so A. Das Problem wäre aber, dass sich viele nicht als Unterstützer\_innen verhalten, da diese Form von Arbeit von Personen nicht mehr als politische Arbeit gesehen wird, *„obwohl's sehr wohl politisch ist, weil's halt Teil von dem Kampf gegen rassistische Strukturen ist (.) und das wird aber als Sozialarbeit gesehen und ist dann unattraktiv“*. Sie fügt hinzu, es habe dazu noch keine Diskussionen im Plenum gegeben und meint, dass es allgemein in Österreich wenig Diskussionen über solche Strategien gäbe, aber dass manchmal Beispiele aus feministischen Kontexten herangezogen würden. Interessanterweise erzählt auch eine andere Person von einem Beispiel aus einer antisexistischen Organisation, in der sowohl Frauen als auch Männer zusammenarbeiteten. Die Gruppe arbeitet gegen sexualisierte Gewalt gegen Frauen und da sei es ganz klar, dass Frauen und Männer je unterschiedliche Aufgaben übernehmen müssen. So würde man nie einen Mann als Begleitung einer von sexualisierter Gewalt betroffenen Frau einsetzen, während es aber andere Aufgaben wie zum Beispiel

---

<sup>70</sup> Die konkreten Forderungen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks können im *Ausschluss Basta!*-Statement sowie in den Aufrufertexten im Anhang nachgelesen werden.

Rechtshilfe gibt, die auch Männer übernehmen können. Ähnlich sieht N das auch beim 1. März. So sei es für sie klar, dass es Aufgaben gibt, bei denen es

*„aus repräsentativen Gründen und aus Gründen dessen, wie struktureller Rassismus funktioniert, BESSER ist, wenn's Migrant\_innen oder Leute machen, die als Migrant\_innen wahrgenommen werden oder sogar auch nur dann MÖGLICH, ja (.) oder sich vielleicht auch aus politischen Gründen einfach gehört [...] und dann gibt's welche, die können halt alle machen und dann find ich's eine wichtige Arbeitsweise.“ (N)*

Der Meinung scheint auch Q zu sein, der angibt nie versucht zu haben, als Sprecher oder generell ganz selten irgendwo öffentlich aufzutreten. *„Das würd ich ganz schräg finden, das möchte ich nicht“*, sagt er. Q ist sich bewusst, dass er wesentlich mehr Ressourcen hat als andere Personen und es schafft sich *„freizuspielen für die politische Arbeit, dass ich dann einfach die Möglichkeit hab, mehr reinzuhackeln“* als andere Menschen. Er schätzt an der Gruppe ihre Stärke und dass sie es nicht zulasse, dass er zu dominant wird. So erzählt er, letztes Jahr immer wieder mit „verve“ bestimmte Punkte ins Plenum hineingetragen, sich aber oft nicht durchgesetzt zu haben – *„Und ich hab das wunderbar gefunden“* meint er bezogen darauf, dass es immer Personen gab, die klar gesagt haben: *„Nein, da gehst du zu weit, das wollen wir nicht.“* Ich frage ihn, ob die Frage der Dominanz mit seiner Rolle als Mehrheitsangehöriger zu tun hat:

*„Natürlich hat das damit etwas zu tun. Ähm (.) weil ich einfach die Sachen anders einschätze, weil ich aus einer anderen Position heraus spreche, weil ich mir mit bestimmten Dingen viel leichter tue, weil ich aber auch bestimmte Zugänge nicht habe, ja, und daher ist ja die Diskussion auch so wertvoll.“ (Q)*

Aufgrund dieser Position sehe er seine Rolle in letzter Zeit primär als *„systemerhaltend, backbone, Protokoll schreibend“* und dahingehend unterstützend, dass *„die Gruppe smooth läuft“*. Das seien auch die Funktionen, die man wahrnehmen kann, ohne dabei zu dominant zu werden. Ich frage, ob er dadurch allgemein das Gefühl habe, sich in der politischen Arbeit zurückzuhalten. Auch hier wieder ein klares Nein – *„Zurücknehmen tu ich mich überhaupt nicht. [...] im Hintergrund zu arbeiten heißt nicht sich zurückzunehmen“*, meint Q. Das organisatorische Rückgrat einer Gruppe zu sein, bedeute auch, sich in gewisser Weise unersetzbar zu machen und das *„ist auch eine Machtposition. Ist eine große Machtposition“*. Da müsse man reflektiert mit den eigenen Ressourcen umgehen.

Obwohl also für alle hier zu Wort gekommenen Personen klar ist, dass sie nicht immer in den ersten Reihen dieser Bewegung stehen müssen oder sollen, ist der Umgang der einzelnen Personen mit ihren Positionen sehr unterschiedlich. Als möglicher Einflussfaktor kann hier die Erfahrung in ähnlichen politischen Zusammenhängen gesehen werden. Es sind v.a. die jüngeren Personen, die noch nicht so lange im Antirassismusbereich aktiv sind, die die große Unsicherheiten in Bezug auf ihre Position und ihre Rolle zu haben scheinen, während sich bei

erfahreneren Personen ein gewisser Pragmatismus zeigt. Aber eine wichtige Rolle spielt sicher auch, wie gut sich die Aktivist\_innen untereinander kennen, da – wie die zwei Kapitel zuvor gezeigt haben – nicht nur Positionen die Zusammenarbeit beeinflussen, sondern auch individuelle Eigenschaften und Eigenheiten. So zeigt sich, dass die Personen, die sich untereinander gut kennen, wesentlich entspannter und selbstverständlicher mit ihren eigenen Positionen sowie mit denen der anderen umgehen. Das scheint v.a. bei Q der Fall zu sein, der angibt, sich deswegen in der Gruppe so wohl zu fühlen, weil er darauf zählen kann, dass ihm die anderen Aktivist\_innen klare Grenzen stecken, wenn er „zu dominant“ wird.

In Bezug auf unterstützende Arbeit und Hintergrundarbeit ist interessant, dass diese weder in den Interviews, noch in den Plena von Migrant\_innen selbst eingefordert wird. Zwar ist z.B. die Zusammensetzung von Arbeitsgruppen immer wieder Thema, einen Verweis auf Aufgabenteilungen hat es aber nie gegeben. Dies wirft eine Reihe von Fragen auf: Glauben die Mehrheitsösterreicher\_innen lediglich, sie müssten oder sollten diese Rollen einnehmen? Wählen sie diese Option aus Unsicherheit? Um ein „reines Gewissen“ zu haben? Trauen sich nicht-Mehrheitsangehörige nicht, diesen Wunsch zu äußern? Oder ist diese Art Aufgabenteilung zwar wichtig, aber ihre Festlegung gar nicht notwendig, weil sie sich von selbst eingestellt hat?

### 6.3.7 KEINE STELLVERTRETER\_INNENPOLITIK

Die Entscheidung unterstützende Arbeit oder Hintergrundarbeit zu machen, hängt nicht zuletzt mit einer Ablehnung von Stellvertreter\_innenpolitik zusammen. So selbsterklärend der Begriff auch sein mag, ist es dennoch wichtig ein paar Worte darüber zu sagen. Denn das Thema der Stellvertreter\_innenpolitik – oft in einem Zug mit dem sog. „Helfer\_innensyndrom“ genannt – hat Geschichte in der Antirassismusbewegung und prägte lange Zeit die Zusammensetzung und Ausrichtung von NGOs, Vereinen, Organisationen u.ä. in diesem Bereich. Wie bereits in Kapitel 2.1.1 gezeigt, begannen sich diese Verhältnisse in Österreich v.a. im Laufe der späten 1990er und frühen 2000er Jahre durch die verstärkte Kritik von Migrant\_innen und Schwarzen Aktivist\_innen zu verändern. Für den politischen Antirassismus bleibt das Thema ein prägender Kritikpunkt und spielt z.B. bei der Mobilisierung eine wichtige Rolle. So meint O in einem Plenum: *„Wenn ich mit Migrant\_innen spreche und sag, es gibt den 1. März, Transnationalen Migrant\_innenstreik, dann komm ich mir komisch vor – aus meiner Position heraus.“* Und auch M erzählt mir in einem Gespräch, er fühle sich als Mehrheitsangehöriger bei der Mobilisierung von Migrant\_innen *„irgendwie blöd“*. In Bezug auf das Thema Mobilisierung meint aber auch ein

anderer Aktivist, dass es ein Problem der Gruppe sei, primär aus Individuen zu bestehen, die nicht „von der Basis“ kommen, aber dennoch *Communities* ansprechen zu wollen. Dadurch würde der Migrant\_innenstreik automatisch Stellvertreter\_innenpolitik betreiben, so F. Diesem Umstand soll z.T. durch die Offenheit des Plenums entgegnet werden. So kam bei der Ideensammlung zu Themen und Aktionen für den 1. März 2011 immer wieder der Grundsatz auf, dass man nichts vorschreiben wolle, sondern, dass man Leute ins Plenum einladen sollte, damit diese selbst ihre Ideen diskutieren (P11 N2). Es war aber auch in diesem Plenum, dass sich die wohl plakativsten Beispiele einer Stellvertreter\_innenpolitik manifestierten. Ein Aktivist – bereits zuvor durch seine vereinnahmende Art aufgefallen – schlägt vor, auf der Straße mit einem Mikrofon „zu den Migranten hinzugehen“, sie zu fragen, wie es ihnen ginge und wie sie in Österreich zurecht kämen. Der Vorschlag stößt auf breite Ablehnung, wird aber nicht weiter eruiert (P11 N3). Wenig später schlägt die gleiche Person vor, den 1. März unter dem Slogan „Als Menschen sind sie gekommen, als Freunde geblieben“ zu begehen. Das „sie“ wird vom Aktivist neben ihm sofort in ein „wir“ korrigiert, aber auch hier wird nicht ausführlicher über die Problematik geredet, die sich auch die Reproduktion eines wir/ihr-Denkens bezieht sowie auf die Vorstellung, für die Anderen Politik betreiben zu müssen (P11 N4).

Eine weitere Facette der Stellvertreter\_innenpolitik zeigt sich in der Frage, aus welchen Positionen man in welchen problematischen Situationen intervenieren kann. So meinte eine Aktivistin, sie wäre sich im Fall des E-maildisputs wegen der Podiumsdiskussion (Kapitel 6.2.1) nicht sicher gewesen, ob sie eine Antwort schreiben sollte oder nicht. Und auch in anderen Situationen manifestiert sich eine große Zurückhaltung vonseiten vieler Mehrheitsangehöriger, wenn es um solche Interventionen geht. Zum einen ist es wichtig, dass sich Personen selbst verteidigen können, zum anderen kann es auch anstrengend sein, wenn sich immer die gleichen behaupten müssen. Der Klassiker ist, wenn etwas Sexistisches gesagt wird und nur Frauen was dazu sagen, kommentiert eine Aktivistin die Situation und meint dazu: „Das ist ja auch langweilig“ (P19).

Stellvertreter\_innenpolitik bedarf allerdings keiner dichotomen Gegenüberstellung von Zugehörigkeiten und Zuschreibungen (*weiß-Schwarz*, *Migrant\_in-Mehrheitsangehörige\_r*, etc.), sondern bewegt sich in einem situativen Netzwerk von Interdependenzen und wird dadurch in Bezug auf ganz unterschiedliche Konstellationen zum Diskussionspunkt.

Diese Aspekte werden im Zusammenhang mit der Planung eines Aktionstages am 18. Dezember 2011 diskutiert. Anlass ist der *Global Migrants' Action Day*. Im Jahr zuvor hatte es ungefähr zu diesem Zeitpunkt ein Treffen im Ragnar Hof gegeben (Kapitel 2.2), einem recht zentral gelegenen Veranstaltungsort in Wien, der v.a. ein künstlerisch-intellektuelles Publikum

anzieht. Der 18. Dezember soll diesmal anders genutzt werden. Eine Person schlägt vor, den Aktionstag in Macondo zu veranstalten, einem Wohnkomplex im elften Wiener Gemeindebezirk, in dem um die 3000 Flüchtlinge leben.<sup>71</sup> Macondo hatte kurz zuvor öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da in die Mitte des Wohnkomplexes ein – von Polizei und Innenministerium abgestrittenes, aber durch Aktivist\_innen bestätigtes – Abschiebezentrum eingerichtet wurde (Rosa Antifa Wien 2012). Die aktuellen Ereignisse, die Möglichkeit neue Personen zu erreichen und bereits bestehende Kontakte nach Macondo, sprechen dafür, dieser Idee nachzugehen.

Wir treffen uns wenige Woche später im Plenum wieder, nachdem es bereits erste Treffen mit Personen gegeben hatte, die in Macondo leben oder früher dort gelebt haben und man sich darauf geeinigt hatte, dass die Aktion am 18. Dezember in Form eines Festes stattfinden würde. Die Frage, wie die weitere Planung voranschreiten und v.a. wessen Fest das sein sollte, entfacht eine heftige Debatte. Als mehrmals betont wird, dass es um „ihr“ Fest ginge, um ein Fest „von und für“ die Personen in Macondo, zeigt sich ein Aktivist – das erste Mal seit längerem am Plenum anwesend – leicht irritiert. Er hätte sich erwartet, dass hier auch Leute aus Macondo sitzen, meint dieser, und für ihn sei es völlig unverständlich, wie man unter diesen Umständen von „ihrem“ Fest sprechen könnte. Eine Annäherung gelinge nur über „Abtasten“, nicht über „Reinplatzen“, da müsse man die Leute wesentlich mehr einbinden, damit das Fest nicht lediglich als Ruhestörung empfunden wird. *„Deine Ruhe wird gestört durch Inhalte über Migration“*, fährt eine Aktivistin dazwischen. Die erste Person entgegnet, man könne trotzdem nicht einfach nach Macondo gehen und den Leuten dort *„Migration beibringen“*. *„Ohne Einverständnis machen wir gar nichts“*, wendet eine andere Aktivistin ein und hebt beschwichtigend die Arme – *„Wir bringen niemandem nix bei. Sicher nicht“* und erklärt, welche Schritte bis jetzt unternommen wurden, um einer solchen Dynamik entgegen zu wirken (P7 N1). Von Tür zu Tür gehen und mit den Leuten vor Ort Kontakt aufnehmen, soll ein solcher Schritt. In diesem Zusammenhang erwähnt ein mehrheitsösterreichischer Aktivist, die Position von C sei hier sehr wichtig, weil wenn er nur mit X auftauchen würde, *„kommen wir wie die Kolonisatoren“* (P6 N4). Trotz dieser Vorbereitungen hatten manche ein ambivalentes Gefühl in Macondo aufzutreten. So meinte eine Aktivistin beim Plenum nach dem 18. Dezember, sie hätte Angst gehabt der Aktionstag würde wie eine *„Landung von Außerirdischen“* wirken, fügt aber hinzu, dass dies dann allerdings nicht der Fall war (P10 N1).

---

<sup>71</sup> Für mehr Informationen über die Geschichte von und Lebenssituation in Macondo, siehe: Thomas Ölböck (2011): 8,5 Hektar, die die Welt bedeuten: Über das Leben in der Flüchtlingssiedlung Macondo. Besuchsfeldforschung in Wien-Simmering. Universität Wien: Diplomarbeit.

Eine ähnliche Diskussion ereignet sich bereits während eines der Treffen mit ein paar Interessierten, die zwar nicht mehr in Macondo leben, sich aber gern am Aktionstag beteiligen wollen. So erzählt eine dieser Personen ausführlich von einem Beispiel klassischer Stellvertreter\_innenpolitik und kritisiert, dass immer alle „helfen“ wollen. Der Bezug ist zwar nicht eindeutig, aber anscheinend verstehe nicht nur ich den Kommentar als indirekte Kritik am Migrant\_innenstreik, denn sofort antwortet eine Aktivistin in ernstem Tonfall, dass es hier nicht um helfen gehe, sondern um Selbstorganisation und fügt hinzu, dass die Migrant\_innen, die vor 20 Jahren nach Österreich gekommen sind, auch oft Flüchtlinge und Opfer von Gewalt waren (P5 N3). Ob sie dabei auf ihre eigene Geschichte verweist und/oder auf die anderer Aktivist\_innen des Migrant\_innenstreiks, geht nicht hervor, wesentlich erscheinen mir aber in diesen beiden Situationen zwei Dinge: Zum einen verdeutlichen die Diskussionen, dass Stellvertreter\_innenpolitik ein sehr heikles Thema ist, das niemand mit sich in Verbindung sehen will, zum anderen, dass die relationalen Positionen einzelner Personen Einfluss darauf haben, ob und wann jemand zur\_zum Stellvertreter\_in wird.

### 6.3.8 SOLIDARISCHE POSITIONIERUNGEN

Ich möchte an dieser Stelle auf die in Kapitel 6.3.1 nacherzählte Debatte über die Repräsentation in Medien zurückkommen. Die anfangs auf den Emailverkehr beschränkte Diskussion, wird in dem darauf folgenden Plenum wieder aufgegriffen und spiegelt die wichtige Rolle von solidarischen Positionierungen wider. So hält Y während der ganzen Diskussion an seinem Standpunkt fest, dass er weder die Bildunterschrift bei den Online-Fotos als rassistisch, noch den Falter-Artikel als negativ empfunden hätte und sagt, er würde nicht nachvollziehen können, was das Problem sei. Ein (migrantischer) Aktivist sieht das ähnlich und sagt, es könne ja jede Person eine eigene Meinung dazu haben und diese ausdrücken. Die Mehrheit der Anwesenden nimmt allerdings einen anderen Standpunkt ein. Es gehe hier nicht um Meinungen, so eine Aktivistin, sondern um strukturelle Diskriminierung – *„Und wenn sich jemand diskriminiert fühlt, dann kann es keine Meinung geben, die sagt, nein, das stimmt nicht.“* Wenn eine Person aus der *„Betroffenenperspektive“* eine Situation als rassistisch empfindet, müsse das akzeptiert werden, so eine andere Aktivistin, und er als *weißer* Mehrheitsösterreicher sei nicht in der Position darüber zu urteilen oder etwas Positives an der Situation zu suchen (P18 N3).

In einem späteren Gespräch reden wir in kleinerer Runde über den Vorfall und eine Aktivistin machte auf den Unterschied zwischen Meinung und Positionierung aufmerksam. Auf die Diskussion des Plenums bezogen würde das für sie bedeuten, dass es eigentlich irrelevant ist, ob

man die Situation selbst als rassistisch empfindet oder nicht. Das ginge darüber hinaus, was für eine Meinung man von der Situation habe. Ich kann also eine bestimmte Meinung haben, mich aber dennoch anders positionieren und zwar solidarisch.

Insofern geht es hier um eine Definitionsmacht, die diskriminierten Personen zugesprochen wird, die nicht von anderen abgesprochen werden kann.

### 6.3.9 WIDERSPRÜCHE AUSHALTEN

Es sei genau dieses widersprüchliche Wir, erzählt eine Aktivistin, das die Gruppe vorantreiben würde – „Widersprüche benennen, aber darin zu verharren, ist eine tolle Stärke“ (P18 N2).

Der hier genannte Widerspruch bezieht sich meiner Einschätzung nach auf zwei Aspekte. Zum einen geht es um den Widerspruch, Differenzen anzuerkennen und gleichzeitig jenseits dieser Differenzen zu denken und handeln – ein Punkt, der in dieser Arbeit bereits ausführlich diskutiert wurde. Zum anderen ist mit dem widersprüchlichen Wir das Verhältnis zwischen den einzelnen Personen gemeint, ein Verhältnis, das unterschiedliche Meinungen und Standpunkte zulässt, anstatt Vereinheitlichungen anzustreben. Wie unterschiedlich diese sein können, sollte bereits deutlich geworden sein, wird aber auch von folgender Aussage in Bezug auf die Vorbereitungen für den Aktionstag 2011 untermauert:

*„Ich glaube, das Selbstverständnis, das wir geteilt haben war halt antirassistisch [...]. Das war das, was uns zusammengehalten hat. Ich glaube, viel mehr gab's nicht, weil schon bei den Vokabeln und bei den Strategien und bei allem waren wir dann ganz unterschiedlicher Meinung klarerweise, weil wir ja aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen kamen. Aber das hat halt nicht dazu geführt, dass wir uns zerstritten haben und ich glaube, das lag daran, dass wir nicht nach einer gemeinsamen Linie gesucht haben.“ (N)*

Wie ist es aber möglich, gemeinsam politisch zu agieren, wenn man keine gemeinsame Linie hat? Braucht es nicht eine gewisse Art von Konsens, eine gemeinsame Ausgangsbasis? Und wie genau muss diese definiert sein? Das waren u.a. wichtige Fragen, die ich mir im Zuge meiner Forschung und meines Aktivismus gestellt habe, während ich beobachtete, dass mir problematisch erscheinende Aussagen oft unkommentiert und Chancen über Standpunkte zu diskutieren oft ungenutzt blieben.

Aber Widersprüche nicht einebnen zu müssen, sondern sie „auszuhalten“ erweist sich auch als eine notwendige Strategie in transversalen Zusammenhängen. Aspekte dieser Strategie sind bereits genannt worden. So zum Beispiel der Umgang mit der unterschiedlichen Verwendung von Begrifflichkeiten (Kapitel 6.2.7) oder problematischen Aussagen – „Wenn wir alles in die Gruppe tragen, dann sprengt's das halt“, meint N dazu. Eine Aussage, die dahingehend gedeutet

werden kann, dass es im Plenum oft weder Zeit, noch Ressourcen gibt über alle Themen zu reden bei denen Redebedarf besteht. Dies zeigt sich in mehreren Interviews – zum Beispiel in Bezug auf den Begriff „Betroffene“ (E), auf die ökonomische Situation einzelner Aktivist\_innen (O), auf das Thema Rassismus unter Migrant\_innen (F) sowie in Bezug auf Sexismen (N). Das damit verbundene Frustrpotential ist dabei unterschiedlich. Viele Aktivist\_innen sind der Meinung, sie würden diese Punkte gern diskutieren, aber verstehen, dass es bis jetzt nicht die Möglichkeit dazu gegeben hat, weil andere Themen und Aktivitäten Priorität hatten. Das muss nicht unbedingt „Vorrang“ haben, meint dazu O. Nicht verwunderlich ist es also, dass viele Themen erst nach dem 1. März angesprochen werden, wie die vorangegangenen Kapitel gezeigt haben. So meint auch eine andere Aktivistin in Bezug auf die Dominanz einzelner Personen: *„Wenn die Zeit so eng ist, lässt man es geschehen, aber das muss man dann besprechen“* (P18 N2) und vertritt somit eine ähnliche Meinung wie E, der mir gegenüber öfters erwähnt, es gäbe einige Punkte, die nach dem 1. März reflektiert werden sollten.

Neben den zeitlichen Ressourcen spielt auch eine Rolle, dass es notwendig ist, Widersprüche auszuhalten, *„wenn man wirklich im großen Rahmen antirassistisch agieren will oder in irgendeiner Form und Weise gesellschaftlich agieren will“* (N). Die Aussage *„Wenn wir alles in die Gruppe tragen, dann sprengt's das halt“* (N) kann also auch dahingehend gemeint sein, dass es *„für den Erfolg der Bewegung kontraproduktiv“* (T) ist, wenn bestimmte Themen zu stark diskutiert werden, wie ein anderer Aktivist meint.

Dabei kann diese Strategie sowohl eine Quelle des Frusts sein, als auch – wie bereits am Anfang dieses Kapitels erwähnt – eine Quelle der Stärke. So beschwert sich ein Aktivist nach einem Plenum bei mir über eine Person, mit der er *„nichts gemein“* habe und thematisiert die Heterogenität der Gruppierung (P11 N5). Dennoch schätzen die meisten Personen diese Heterogenität trotz aller potentieller Schwierigkeiten. Sie hätte gar nicht ein *„Bedürfnis der totalen Überschneidung aller Interessen und Wünsche“* meint z.B. N, weil alle Leute andere Aspekte einbringen und sich die Gruppe dadurch gut ergänzt (P10 N2). Zur Zeit der Interviews scheint es auch bei vielen anderen Personen nicht das Bedürfnis nach gemeinsamen Grundverständnissen zu geben. Das zeigt sich u.a. in Bezug auf den Begriff Migrant\_in, ein für die politische Arbeit in diesem Kontext zentraler Begriff. So meint z.B. D: *„Ich muss aber eben kein gemeinsames Verständnis genau darüber ausdiskutieren, weißt du, das wäre nochmal kontraproduktiv und würde uns in einen Sumpf führen, ja. Wo man dann herum intellektualisieren kann (.) es ist gar nicht notwendig“*. A scheint das ähnlich sehen und antwortet auf die Frage nach der Notwendigkeit gemeinsamer Arbeitskonzepte: *„Ich denke mir, es geht mit und es geht ohne. Also es braucht diese Definitionen nicht unbedingt.“* Und L entgegnet mir auf diese Frage mit der Gegenfrage, ob ich denn in Bezug auf Verständnisse des Begriffs Migrant\_in Widersprüche oder

Konfliktpotential innerhalb des Plenums sehe und sagt dann: „Weißt du, ich denke auch nicht wir müssen alle missionieren.“ Natürlich gebe es Meinungen und Positionierungen, die nicht immer den eigenen entsprechen, erwähnen mehrere Interviewpartner\_innen. F meint in Bezug auf den Begriff Migrant\_in, es gebe im Plenum essentialistischere und weniger essentialistischere Verständnisse, was ihn aber nicht zu stören scheint, da sich diese Perspektiven seiner Meinung nach gut ergänzen. Auch N betont, man müsse „aushalten“, dass Personen unterschiedlich über Sachen nachdenken und mit unterschiedlichen Dingen in ihrem Leben konfrontiert waren und fügt hinzu:

*„Also nicht, dass ich mich jetzt NIE ärgere oder nicht, dass ich nicht auch manchmal einen Scheiß sage oder so (.) oder was einfach was politisch einen Blödsinn sage, aber (.) aber ich finde, also wenn man eine Organisation sein will [...] und man will, dass viele Leute dazukommen, dann denke ich, dass dafür auch ein bisschen Platz sein muss. Für so freundliche Kritik und für (.) lernen und so.“ (N)*

Was sowohl in den Interviews, als auch Gesprächen und Plena deutlich wird, ist ein sensibler Umgang mit der Frage, wie Kritik formuliert werden kann. Dies geht einher mit einem Verständnis von Positionierungen, die sich verändern können und der Wichtigkeit, diesen Veränderungen auch ihren Raum zu lassen. So meint ein Aktivist während einem Plenum, es sei wichtig, „Leute nicht vor Gericht zu stellen“ (P19), während sich eine Interviewpartnerin die Frage stellt:

*„Wie können diese Dinge [Kritik u.ä.] angesprochen werden, ohne in so einen pädagogischen Ton hineinzukommen, ohne auch, dass wie man, oder frau, das selber macht halt einfach auch als einzige Möglichkeit des Umgangs mit unterschiedlichen Dingen zu sehen.“ (E)*

Die Frage, wie Kritik geübt werden kann, hat v.a. im Zuge der geschilderten Debatten über die Online-Fotos sowie über die Podiumsdiskussion an Relevanz gewonnen. Im Zuge eines Gesprächs im kleineren Rahmen erzählt ein Aktivist, dass im Jahr zuvor bewusst keine Regeln, Definitionen o.ä. für eine Zusammenarbeit aufgestellt, sondern beschlossen wurde, gewisse Fragen offen zu halten.<sup>72</sup> Die Konstellation war damals so, dass die wenigen Stimmen, die problematisch waren, durch die Gruppe absorbiert wurden, wodurch sie nicht ins Gewicht gefallen sind (P19). Letzteres kommentiert auch E – Er sagt, problematische Einzelpositionen seien z.T. „ertragbar“, aber wenn „so eine Art von Antirassismus-Verständnis oder gesellschaftlichem Verständnis überhand nimmt im Plenum, ja dann wär halt einfach tatsächlich ein enormer Diskussionsbedarf darüber“ da. Auch L ist der Meinung

*„wenn wir denken, hey, hier funktioniert irgendwas nicht, weißt du, wenn wir denken, hey, auf einmal machen nur Männer oder nur [...] die aus einer bestimmten Tradition kommende Menschen so Politik, dann würd ich das vielleicht problematisieren, aber das findet nicht statt.“ (L)*

---

<sup>72</sup> Das hat u.a. mit dem Anspruch zu tun, keine Stellvertreter\_innenpolitik (siehe Kapitel 6.3.8) betreiben zu wollen.

Insofern scheint es bis zu dem Zeitpunkt der zwei erwähnten Vorfälle auch keine größeren Zwischenfälle gegeben zu haben. „Wir sind eine Gruppe, die viele Unterschiede aushält“, sagt ein Aktivist und betont, dass „Übertoleranz“ auch manchmal wichtig sei. Aber: „Wie viel schlucken wir, damit der Konsens hält?“ So scheint auch für viele Aktivist\_innen das grundlegende Problem der beiden genannten Diskussionen nicht zu sein, dass Personen unreflektierte Aussagen getätigt haben, sondern wie diese Personen auf die darauf folgende Kritik reagiert haben – nämlich, dass sie diese nicht annehmen konnten und sich als sehr „kritikresistent“ erwiesen haben. Ein Aktivist fragt sich, woran es liege, dass sich gerade jetzt die Vorfälle häufen und ob diese damit in Verbindung stünden, dass das Plenum dieses Jahr kleiner ist und die Zusammensetzung anders (P19)? Möglicherweise spielt hier eine Rolle, dass der Zeitraum der Zusammenarbeit ein sehr kurzer war, dass Einzelpositionen in dem größeren Plenum letztes Jahr weniger ins Gewicht gefallen sind sowie, dass bestimmte Diskussionen nicht zustande gekommen sind – ein Punkt, der im nächsten Kapitel genauer erläutert wird.

### 6.3.10 „DIE MENSCHEN AN SICH SEHEN“

Während den Vorbereitungen für März 2011 haben Diskussionen primär in Kleingruppen stattgefunden, erzählt V. Entweder in den einzelnen Arbeitsgruppen oder beim Bier nach dem Plenum sind viele Themen besprochen worden, allerdings ist es da wenig zu Gesprächen zwischen den einzelnen Gruppierungen des Migrant\_innenstreiks gekommen, die sich nicht so gut kannten. Die Aktivistin vermutet, dass sich aus diesem Grund weniger Widersprüche manifestiert haben, weil im Plenum selbst – wo alle Gruppen zusammengekommen sind – weniger Raum für inhaltliche Diskussionen war.<sup>73</sup>

Auch in Bezug auf dieses Jahr stellt V fest, dass es bis jetzt wenig Raum gegeben habe, um sich über die Wünsche und Ziele der einzelnen Aktivist\_innen zu unterhalten und Menschen „*ernsthaft oder ernstnehmend nach ihrer Meinung [zu] fragen*“. Das führt bei manchen der neuen Aktivist\_innen zu kleineren und größeren Unsicherheiten. So meint M, er hätte das Gefühl, andere Leute würden viel „*selbstverständlicher*“ mit bestimmten Fragen (z.B. Mobilisierung) umgehen, was er „*cool*“ findet:

---

<sup>73</sup> N erzählt, dass es im Jahr zuvor mehr Gruppen gegeben hat, die dezidiert als Gruppen zum 1. März beigetragen haben. Das war hingegen dieses Jahr kaum der Fall.

*„Ich glaube, dass andere Leute das schon irgendwie klarer haben für sich, wie sie mit den unterschiedlichen Positionen umgehen und was dieses Wir sein soll oder so. Und ich würd's halt spannend finden, mehr zu erfahren, wie andere Leute da bewusst damit umgehen und was die da für Strategien haben.“ (M)*

Er habe das Gefühl, dass bereits letztes Jahr – als er noch nicht Teil des Migrant\_innenstreiks war – viele dieser Fragen diskutiert wurden und findet es schade, jetzt nur den „Output“ mitzubekommen. Insofern wünscht er sich mehr Diskussion, *„weil das würd's glaub ich für mich leichter machen“*.

Andere Personen wiederum finden es gut, dass nicht über diese Fragen diskutiert wird, wie bereits Kapitel 6.3.4 gezeigt hat, in dem es um Aspekte von Machtkonsolidierung ging. Aber eine Rolle spielt auch, dass viele Aktivist\_innen seit Langem im Antirassismus-Bereich aktiv sind und aus Kontexten kommen, wo viel über Positionen diskutiert wird. Insofern ist N froh, dass dies beim Migrant\_innenstreik nicht so ein großes Thema gewesen wäre und dass das Plenum nicht *„Wochen mit'm Selbstverständnis oder Wochen mit der Identität und so“* verbracht hat. *„Also ohne mich darüber lustig machen zu wollen, weil ich eh auch einsehe, dass es oft sein muss, habe ich halt einfach bisschen genug gehabt auch davon.“* Nicht zuletzt steht dies mit dem bereits erwähnten Freund\_innenkreis in Zusammenhang, dem einige der aktiveren Personen angehören. So meint N in Bezug auf die Diskussion von Positionen und Positionierungen, dass einige Teil von diesem *„guten, großen Freund\_innenkreis“* sind, *„von vielen Weißen und vielen nicht-Weißen und vielen Migrant\_innen und vielen nicht-Migrant\_innen, wo's (.) auch so einen ganz anderen Jargon darüber gibt“*. Insofern wären viele Themen auch bereits ausverhandelt und dann *„tut man so als wäre eh schon alles klar, nur weil's untereinander klar ist“*. Eigentlich hätte sie schon das Gefühl, dass viele Diskussionen stattfinden, *„aber die werden halt nicht im Plenum geführt und das ist auch so ein Klassiker von (.) die eigentlichen Geschäfte schließt man dann beim Bier ab (beide lachen) und das ist natürlich blöd, ja. Natürlich blöd.“*

Das Fehlen dieser Diskussionen steht nicht zuletzt in Zusammenhang mit dem Thema Wissenstransfer. Ein Beispiel ist der bereits genannte Aktivist, der sich wünscht, dass Strategien „weitergegeben“ werden. Ein anderes Beispiel zeigte sich bei der Formierung einer Arbeitsgruppe (AG), die Kontakte zu Jugendzentren herstellen wollte, um diese durch die Einladung zum Plena oder zu dezentralen Aktionen in den Transnationalen Migrant\_innenstreik einzubinden. Die AG – bestehend aus drei Personen, die noch nicht lange Zeit bei der Initiative dabei waren – traf sich jedoch nur ein einziges Mal, weil es Unklarheiten und Unsicherheiten gab, wie am besten vorzugehen sei. Bei einem späteren Plenum stellte sich heraus, dass es bereits letztes Jahr eine ähnliche AG geben hatte und bereits Kontakte zu Jugendzentren bestanden haben. In dieser Situation wurde also ein Wissenstransfer verabsäumt, der ein (sicheres) Handeln erleichtert und die Mitglieder der AG durch dieses Handeln in die Gruppe

„integriert“ hätte. Insofern stimmt es, wenn N meint, dass es für „den Zusammenhaltsprozess, oder dem Wachstumsprozess oder so förderlich [wäre], wenn man sich bisschen mehr austauschen würde, weil ich teilweise einfach das Gefühl habe, manche Leute finden gar nicht so richtig, dass sie da dazu gehören“.

Was N mit dem „ganz anderen Jargon“ meint, den sie oben erwähnt, entspricht womöglich den „Nuancen“, von denen L spricht, wenn er sagt, der Migrant\_innenstreik zeige seine Grundverständnisse in „Nuancen, [...] in den bestimmten Formen und Weisen des Sprechens oder des Politikmachens“. Das sei auch der Grund, warum er es nicht für notwendig, bzw. sogar als ein „gutes Zeichen“ empfinde, wenn nicht über Positionen diskutiert werden muss. Ähnliches verdeutlicht sich auch im Gespräch mit einer anderen Aktivistin, die meint, sie fände es zur Abwechslung sehr angenehm, dass nicht immer über Positionen diskutiert würde, sondern dass man primär „die Menschen an sich“ sehe (PI I N5).

Um „die Menschen an sich“ zu sehen, muss jedoch auch die Möglichkeit gegeben sein, die Menschen an sich kennenzulernen. Wie die vorangegangenen Kapitel gezeigt haben, haben alle Personen aus ihren individuellen Lebensgeschichten und -erfahrungen auch individuelle Zugänge, Bedürfnisse und Wünsche in Bezug auf den Umgang mit Positionen und Positionierungen. Mehr Austausch zwischen den Aktivist\_innen allgemein könnte daher mit sich bringen, diese besser zu verstehen ohne ständig dezidiert darüber sprechen zu müssen. Dadurch rückt der z.T. festschreibende Diskurs um Positionen in den Hintergrund, während Interdependenzen – und somit die Individuen selbst – in den Vordergrund rücken. Was bleiben muss ist die Sensibilität dafür, wie Positionen in Machtverhältnisse eingebettet sind und was dies für Auswirkungen hat. Diese Sensibilität drückt sich im „Jargon“ und in den „Nuancen“ aus. Wenn diese jedoch immer nur für einen Teil der Aktivist\_innen zugänglich und verständlich sind, besteht die Gefahr, dass Machtverhältnisse und Ausschlüsse reproduziert werden.

### 6.3.11 ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN: POTENTIALE UND GRENZEN TRANSVERSALER POLITIKEN

In diesem Kapitel habe ich mich mit den Aspekten und Strategien transversaler Politiken im Rahmen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks beschäftigt. Dabei ging es mir um die Frage, was für Umgangsformen Aktivist\_innen entwickeln, um mit den unterschiedlichen Positionen und Positionierungen innerhalb der Gruppe umzugehen. Ausgangspunkt ist die Suche nach Wegen der Zusammenarbeit, die jenseits von Zugehörigkeiten stattfindet, aber diese dennoch

anerkennt. Auf der Repräsentationsebene spielt die Entscheidung eine wichtige Rolle, dass Sprecher\_innenfunktionen v.a. von Migrant\_innen eingenommen werden sollen. Auf dieser Ebene findet also eine strategische Essentialisierung statt, die aber gleichzeitig aufgebrochen werden soll, indem vermieden wird, Migrant\_innen als homogene Masse darzustellen und dadurch festzuschreiben. Stattdessen zeigen sich sowohl auf der Ebene nach außen als auch nach innen, sowohl in Bezug auf Fremd- als auch auf Selbstbezeichnungen, Bemühungen der Differenzierung. Im Gegensatz zur scheinbaren Überzeugung aller Aktivist\_innen, dass es emanzipativ ist, bei Sprecher\_innenrollen die Positionen der einzelnen Personen zu berücksichtigen, gehen die Meinungen bei der Frage, ob und inwieweit diese für die interne Zusammenarbeit berücksichtigt werden sollten, weit auseinander. Dadurch manifestieren sich sehr unterschiedliche Zugänge zu den Verhandlungen von Positionen und Positionierungen in der politischen Arbeit und zu der Frage, wie diese emanzipativ wirken können.

Während manche Aktivist\_innen eine konkrete Diskussion und einen Erfahrungsaustausch dazu vermissen und sich dadurch in ihren Umgangsformen verunsichert fühlen, sind andere froh, dass diese Themen nicht im Vordergrund der politischen Arbeit stehen. Das Kapitel hat gezeigt, dass die jeweiligen Einstellungen der Aktivist\_innen zu diesen Fragen u.a. mit den Interdependenzen ihrer Positionen und Erfahrungen zusammenhängen. So scheint eine Person vehemente Gegnerin solcher Diskussionen zu sein, weil diese oft zu „Authentisierungen“ und dadurch zur Konsolidierung von Machtverhältnissen führen (L). Während sich also Strategien für manche Aktivist\_innen als emanzipativ erweisen, empfinden sie andere als festschreibend.

Gleichzeitig spielt auch die Erfahrung der einzelnen Personen im Antirassismusbereich eine wesentliche Rolle. So meint ein Aktivist, er hätte schon so oft in anderen Kontexten über diese Fragen diskutiert, dass er *„halt einfach bisschen genug gehabt [hätte] auch davon“* (N), fände es aber prinzipiell schon wichtig. Als wichtig scheinen das auch viele der anderen erfahreneren Aktivist\_innen zu sehen, die z.T. schon ihre Umgangsformen gefunden zu haben scheinen.

Eine dieser Umgangsformen, die sich viele Mehrheitsangehörige zu eigen gemacht haben, ist die der unterstützenden Arbeit bzw. der Hintergrundarbeit. Diese Strategie kann umfassen, weniger selbstständig zu handeln und bei inhaltlichen Diskussionen o.ä. zu versuchen keine dominanten Rollen einzunehmen. Als migrantische Selbstorganisation soll der Migrant\_innenstreik auch primär von Migrant\_innen getragen werden. Das hat mitunter damit zu tun, dass die Aktivist\_innen keine Stellvertreter\_innenpolitik betreiben, sondern eine offene Plattform bieten wollen, in der unterschiedliche Personen ihre eigenen Anliegen einbringen können. Die bisher genannten Strategien bergen aber auch einige Schwierigkeiten, die v.a. mit Fragen der Ressourcen und der wahrgenommenen bzw. tatsächlichen Verantwortung in Zusammenhang stehen. Probleme, die sich womöglich letztes Jahr weniger gestellt haben, weil die Gruppe

größer war. Die diesjährige Konstellation kann jedoch dazu führen, dass viel Arbeit an wenigen Leuten hängenbleibt. Hier stellt sich auch die Frage, wer sich z.B. bei rassistischen Äußerungen verantwortlich fühlen sollte, zu intervenieren. Auch wenn es auf diese Frage wohl keine eindeutige Antwort gibt, sind im Fall von Diskriminierungen solidarische Positionierungen wichtig, die der diskriminierten Person eine gewisse Definitionsmacht zusprechen.

Was oft in Gesprächen und auch durch die Erfahrungen im Plenum deutlich wird, ist, dass es neben dem offenen Plenum noch anderer Organisationsformen bedarf, um transversal arbeiten zu können. Das hat mit den Frage zu tun, wie man Personen erreichen kann und wie man dazu beitragen kann, dass sie eingebunden werden. Vor allem trifft das auf die Personen zu, die nicht die zeitlichen oder finanziellen Ressourcen haben, an regelmäßigen Plena teilzunehmen. O ist der Meinung, hier wäre mehr Arbeit in Kleingruppen und über die Mailingliste sinnvoll, bzw. wenn man auch Treffen z.B. in Flüchtlingsheimen organisieren würde. Dadurch könnte auch mehr auf unterschiedliche Sprachkenntnisse eingegangen werden. Auch P sieht das ähnlich – Um mehr Leute anzusprechen, *„da ist dieser intellektuelle Kreis der falsche“*. Stattdessen *„müsst's Leute geben, die permanent mit Büchertischen auf der Straße sind, die Leute ansprechen, die Regionalgruppen bilden, die in den Bezirken viel aktiver sind“*. Aber das sei mit der aktuellen Zusammensetzung nicht möglich, so P.

Die letzten Monate meiner Forschung und meines Aktivismus beim Migrant\_innenstreik haben die Strategie *„Widersprüche aushalten“* in gewisser Weise auf die Probe gestellt. Die in Kapitel 6.1.1, 6.2.1 und 6.3.1 nacherzählten Diskussionen haben die Frage aufgeworfen: *„Wie viel schlucken wir, damit der Konsens hält?“* Und lässt sich überhaupt von einem Konsens sprechen, wenn – wie N erzählt – nie nach einer *„gemeinsamen Linie“* gesucht wurde und viele Personen mir gegenüber erwähnen, es wäre nicht notwendig, gemeinsame Grundverständnisse festzulegen?

Aus der Analyse hat sich gezeigt, dass manche gemeinsamen Grundverständnisse doch notwendig sind. Auch wenn sie nicht bis ins kleinste Detail definiert werden müssen, bedarf es zumindest der Bereitschaft, sich gegenseitig ernst zu nehmen, Kritik anzunehmen und sich über strukturelle Diskriminierungen, Positionen und Positionierungen Gedanken zu machen. Dadurch können Widersprüche fruchtbar sein und für die Gruppe eine Stärke darstellen. Gerade in einem Bereich, in dem man sich mit Diskriminierungen auseinandersetzt, erscheint es mir widersprüchlich, Widersprüche auszuhalten, die diese Diskriminierungen reproduzieren. Dennoch ist es notwendig, Raum für Veränderung und für die Verschiebung von Positionen zuzulassen, weil niemand frei von Rassismen sein kann (O). Wie in vielen anderen politischen

Zusammenhängen stellt sich hier die Frage, wie die Sensibilitäten für transversale Politiken geschaffen werden können, ohne gleich *„Wochen mit'm Selbstverständnis oder Wochen mit der Identität“* (N) zu verbringen. Wenn es Aufgabe des Plenums sein soll, *„ALLE, die da reinkommen auch in ihren eigenen Selbstverständlichkeiten ein Stück weit rauszuholen“* (E), muss man sich auch die Zeit dafür nehmen.

Da transversale Politik nicht nur bedeutet, Differenzen in Bezug auf Zugehörigkeiten anzuerkennen, sondern *„die Menschen an sich“* zu sehen, muss auch Raum und Zeit für Kennenlernen da sein. Das impliziert auch, dass Wege gesucht werden, wie Personen, die neu in die Gruppe kommen besser eingebunden werden können. Womöglich ist es das Verständnis als Plattform und Bündnis, das genau dies so schwierig macht, weil es vorsieht, dass Aktivist\_innen bereits auf Wissen und Erfahrungen im Antirassismusbereich zurückgreifen können und mit bestimmten Anliegen und Wünschen zur Gruppe dazustoßen. Neben dem Aspekt der Erfahrung – aber mit dieser zusammenhängend – spielt hier auch Selbstbewusstsein und Initiative eine wichtige Rolle. Für die Zeit meiner Forschung zeigt sich innerhalb des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, dass die erfahreneren Personen auch diejenigen waren, die einen leichteren Einstieg in die Gruppierung haben und sich am aktivsten einbringen (können).

Wissenstransfer und Meinungs austausch findet nicht zuletzt im Rahmen informeller und privater Treffen sowie nach den regelmäßigen Plena, wenn manche der Aktivist\_innen noch gemeinsam in ein Lokal gehen. Hier werden u.a. Dinge diskutiert, die im Plenum keinen Platz hatten, so dass unter manchen Aktivist\_innen doch eine Art Konsens in Bezug auf Arbeitsweisen, Ziele, Themen, etc. ausverhandelt wird. *„Das ist auch so ein Klassiker“*, meint dazu N, *„die eigentlichen Geschäfte schließt man dann beim Bier ab“*. Dies ergibt sich vermutlich auch dadurch, dass einige der Aktivist\_innen durch enge Freundschaften verbunden sind und viele auch in anderen politischen Gruppierungen zusammen arbeiten. Nachdem innerhalb der Plena wenig Raum und Zeit für Diskussionen zur Verfügung steht, gewinnen diese Treffen an Gewicht und bieten auch die Möglichkeiten, dass sich die Aktivist\_innen untereinander kennenzulernen. Eine wichtige Voraussetzung, um *„die Menschen an sich“* zu sehen.

N erwähnt im Interview, es hätte sich dieses Jahr leider die Dynamik eingestellt, dass es *„so eine Kerngruppe“* gibt, *„die dann immer so bisschen äh (.) von den anderen betrachtet worden ist als ‚die sind der 1. März und wir kommen da dazu‘ und die sich aber auch selber bisschen suggeriert hat“*. Hier besteht die Notwendigkeit über Strategien der „Integration“ nachzudenken, um einen

„Zusammenhaltsprozess“ und einen „Wachstumsprozess“ (N) zu fördern und transversale Politik auch in diesem Bereich zu ermöglichen.

Die oben genannten Aspekte und Dynamiken machen transversale Politiken zu einem politischen Anspruch, der nicht nach einem einfachen oder allgemeinen Handlungsleitfaden oder Regelwerk verlangt, sondern diese immer als temporär und als *work in progress* begreifen muss.

# CONCLUSIO

---

Ausgangspunkt dieser Arbeit waren die Fragen, welche Rolle *Identitäten*, Zugehörigkeiten und Zuschreibungen für emanzipatorische Bewegungen spielen und wie innerhalb dieser Zusammenarbeit so gestaltet werden kann, dass Differenzen weder negiert noch verabsolutiert werden. Dabei habe ich mich auf den v.a. durch die Feministin Nira Yuval-Davis (1997) geprägten Begriff der transversalen Politik bezogen. Wichtig sind hier die Prozesse des *rooting* und des *shifting*, also die Verortung in den eigenen Zugehörigkeiten sowie Versuche des Perspektivenwechsels. In Anlehnung an diese Prozesse spreche ich in meiner Arbeit von Positionen und Positionierungen. Ersterer entspricht großteils der Bedeutung von *rooting*, zweiterer meint eine aktive und bewusste Stellungnahme.

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich mich zunächst auf einer theoretischen Ebene angenähert. In Kapitel 3 bin ich auf die Bedeutung des Begriffs *Identität* für Neue Soziale Bewegungen eingegangen und wie dieser aus verschiedenen theoretischen und praktischen Perspektiven diskutiert wird. Beispielhaft habe ich Frauen- und feministische Bewegungen herangezogen, da diese – durch die Kritik von *Women of Color*, Schwarzen Feministinnen und der *Queer Theory/ Queer Politics* – einen großen Beitrag zu Fragen von Gleichheit und Differenz geleistet haben. Diese stehen in einer Wechselwirkung zu postmodernen, poststrukturalistischen und postkolonialen Ansätzen, die ebenfalls Erwähnung finden. Die dadurch entstandenen Fragmentierungen und Dekonstruktionen von *Identitäten* und Zugehörigkeiten haben auf den Ebenen der politischen Praxis und der politischen Theorie zur sog. Krise der Repräsentation geführt. Die im Unterkapitel 3.3 skizzierten Ansätze versuchen diese Krisen anzuerkennen und Handlungsmöglichkeiten zwischen Essentialisierung und Dekonstruktion aufzuzeigen.

Diese Debatten prägen auch meinen Forschungskontext, was in Kapitel 2 deutlich wird. Hier wird auf die Entwicklungen der migrantischen antirassistischen Bewegung seit den 1990er Jahren eingegangen sowie auf die Entstehungsgeschichte der Initiative *Transnationaler Migrant\_innenstreik*. Diese Organisation kann als breiter Zusammenschluss politischer Akteur\_innen beschrieben werden, die jenseits von Identitäten und Zugehörigkeiten gegen Rassismen eintreten. Dabei geht es dem Transnationalen Migrant\_innenstreik um eine provokante, kreativ-subversive Intervention in die Diskurse und Strukturen der

Mehrheitsgesellschaft. Dabei manifestieren sich queere und postmigrantische Elemente (Yıldız k.A.) sowie Charakterista von *activist citizenship* (İşin 2009).

Ich habe mich über neun Monate lang als Aktivistin und Forscherin an den Treffen und Aktionen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks beteiligt. Während dieser Zeit war ich „beobachtende Teilnehmerin“, führte eine sog. Feldforschung sowie halb-strukturierte qualitative Interviews und eine Reihe von informellen Gesprächen durch. Mit der Anlehnung an der *Grounded Theory* wählte ich eine sehr offene und flexible Methode, die großen Wert auf eine Verwurzelung im Datenmaterial legt.

Fokus meiner Forschung war die Frage, welche Aspekte transversaler Politik für den Transnationalen Migrant\_innenstreik wichtig sind und welche Strategien von Zusammenarbeit sich zeigen. Diesen Fragen liegt die Bedeutung von Positionen und Positionierungen zugrunde. Als antirassistischer Zusammenschluss sind es die antirassistischen Positionierungen, die das Verbindungsglied zwischen den Aktivist\_innen darstellen sollen. Als migrantischer Zusammenschluss sind aber doch auch die Positionen der Aktivist\_innen von Relevanz, z.B. bei Entscheidungen bezüglich Repräsentationspolitiken. Die Differenz zwischen Migrant\_innen und nicht-Migrant\_innen ist zwar eine präsente Differenz in der Arbeit der Initiative, aber bei Weitem nicht die einzige, die sich manifestiert. Die Bedeutung von Zugehörigkeiten ergibt sich erst durch ihre Kombination mit anderen Faktoren. So steht der Begriff Migrant\_in in diesem Kontext für einen Sammelbegriff, dem sehr unterschiedliche Lebensrealitäten von Migrant\_innen zugrunde liegen. Diese „strategische Selbsthomogenisierung“ läuft Gefahr, Differenzen – z.B. aufgrund von Hautfarbe oder Geschlecht – zu verwischen, erhält ihre Wichtigkeit jedoch durch die andauernden Auswirkungen rassistischer Strukturen und Zuschreibungen. In seiner Bedeutung als Kampfbegriff und Selbstbezeichnung manifestiert sich die Bedeutung von Interdependenzen. So zeigt sich in den Interviews, dass Faktoren wie Klasse, ökonomische Lebensumstände, Bildungshintergrund, Aufenthaltsstatus und Sprachkenntnisse einen erheblichen Einfluss auf diese Selbstbezeichnung haben. Während sich manche Personen aufgrund dieser Faktoren nicht als Migrant\_innen fühlen oder ein ambivalentes Gefühl bei der Aneignung der Selbstbezeichnung Migrant\_in haben, lehnen ihn andere – aufgrund der Konnotation eines Opferdiskurses und eines Nicht-dazu-gehörens – ab oder versuchen ihn durch ein „Spiel“ mit anderen Begriffen zu differenzieren. In den Erzählungen der Aktivist\_innen zeigt sich auch die Prozesshaftigkeit und Situationsbezogenheit von Selbstbezeichnungen.

Die genannten Strukturkategorien sind im Zusammenhang des Transnationalen Migrant\_innenstreiks unterschiedlich präsent, bzw. werden zu unterschiedlichen Graden thematisiert, was nicht zuletzt mit der Zusammensetzung des Plenums in Verbindung steht. In

dieser Arbeit wurden die genannten Einflussfaktoren unter dem Titel „gesellschaftliche Ausschlussmechanismen“ diskutiert, weil sie Personen im gesamtgesellschaftlichen Kontext sowie im Kontext des Migrant\_innenstreiks unterschiedlich positionieren. Ein Fehler meinerseits war, in diesem Kapitel (6.2) die Zugehörigkeiten von Personen in den Vordergrund zu stellen, wodurch die Gefahr einer homogenisierenden Tendenz besteht. Mit dem Anspruch einer intersektionalen Analyse erscheint es mir sinnvoller, den Fokus auf die Mechanismen an sich zu legen, also wie Ausschlüsse über diese Zugehörigkeiten passieren. Für eine solche vorgehensweise plädiert auch Iris M. Young (1990). Denn aufgrund von Interdependenzen können keine klaren Trennlinien zwischen den Positionen gezogen werden, da sich je nach Situation und Gefüge neue Gemeinsamkeiten und Unterschiede, und somit neue Ungleichheiten, zwischen Personen ergeben.

Diese Ungleichheiten sind es, denen transversale Politiken entgegen wirken wollen. Im Kontext des Migrant\_innenstreiks haben sich eine Reihe von transversalen Strategien manifestiert, von denen viele nicht dezidiert als solche dargestellt oder diskutiert werden, aber nach Yuval-Davis (1997) dennoch welche sind. Diese inkludieren u.a. den – aus den oben genannten Gründen – strategischen Bezug auf den Begriff Migrant\_in, die Übernahme von Repräsentationsrollen durch Migrant\_innen, Versuche der Differenzierung in Bezug auf Selbst- und Fremdzuschreibungen, solidarische Positionierungen und den Grundsatz, keine Stellvertreter\_innenpolitik zu betreiben, sondern eine Plattform für Selbstorganisation zu sein und diese zu unterstützen.

Wie bereits oben angedeutet, stehen hinter Positionen komplexe und interdependente Zugehörigkeiten. Diese Interdependenz bezieht sich jedoch nicht nur auf strukturelle Kategorien, sondern auch auf persönliche Eigenschaften von Personen sowie auf politische Sozialisation und Erfahrung im Antirassismusbereich und auf die Frage, was für freundschaftliche und emotionale Verbindungen zwischen Personen bestehen. Diese Faktoren beeinflussen, welche Positionen und Positionierungen Aktivist\_innen im Transnationalen Migrant\_innenstreik einnehmen und wie sie mit diesen umgehen (wollen). Transversale Politik muss also all diesen Aspekten Rechnung tragen, was bedeutet, „die Menschen an sich“ zu sehen, wie eine Aktivistin formulierte. Dies bedeutet auch, dass es keine Strategien gibt, die für alle Personen emanzipatives Potential haben. Das zeigte sich u.a. bei der Frage, ob und wie Differenzen diskutiert werden sollten. So scheinen manche Aktivist\_innen der Meinung zu sein, dass über soziale Positionen und Ungleichheiten nur auf einem abstrakteren, gesamtgesellschaftlichen Niveau diskutiert werden sollte und nicht in Bezug auf den Raum des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, weil sie dies als festschreibend empfinden. In den Plena jedoch zeigt sich, dass beide Ebenen wichtig sind, um sich auch der Diskriminierungen und Ausschlussmechanismen bewusst zu werden, die von der eigenen Person ausgehen.

Gleichzeitig erscheint es mir für transversale Politiken notwendig, eine gemeinsame Basis zu haben, die zwar nicht genau definiert werden muss, aber sich in einer gewissen Sensibilität für soziale Ungleichheiten ausdrückt. Hier stellt sich eine Schwierigkeit, mit der viele politische Gruppierungen zu kämpfen haben, nämlich wie in Anbetracht geringer zeitlicher Ressourcen ausreichend Raum für die Entwicklung dieser Sensibilitäten zur Verfügung gestellt werden kann. Dies braucht allerdings nicht nur Zeit, sondern auch die Bereitschaft der Aktivist\_innen, sich gegenseitig kennenzulernen und sich – in unterschiedlichen Formen – mit Ungleichheiten untereinander auseinanderzusetzen. Kommunikation bildet also einen wichtigen Rahmen für transversale Politiken. Dennoch ist es auch wichtig, anzuerkennen, dass es unterschiedliche Zugänge zu und Umgangsformen mit sozialen Ungleichheiten gibt. So schreibt auch Doreen Massey (1999): „The danger of writing [...] about transversal politics is that they can come to seem almost bland or idealistic – that they may be arguing that if only we were nice to each other, and kept on talking, then all would be well. That is not so.“ Es können also nicht alle Meinungsverschiedenheiten, Schwierigkeiten oder Konflikte durch transversale Politiken gelöst werden. Stattdessen erweist sich das „Aushalten“ von Widersprüchen als eine weitere wichtige Strategie in heterogenen politischen Zusammenhängen.

Durch die Analyse von gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen sowie den sich daraus ergebenden Strategien der Zusammenarbeit, zeigt sich, dass im Kontext des Transnationalen Migrant\_innenstreiks Zugehörigkeiten aufgrund von gesellschaftlichen Positionen (wie z.B. Migrant\_in-Sein) wichtig sind, aber für die „gefühlte“ Zugehörigkeit zur Organisation nicht so determinierend sind wie andere Faktoren. Anstatt Prozesse der Zusammenarbeit zum Beispiel durch die *ethnic lens* (Glick Schiller u.a. 2006, Glick Schiller 2008) zu betrachten, müssen Zugehörigkeiten im Sinne eines *Belonging* als „Formen von subjektiv erwünschten und anerkannten, individuellen und kollektiven Formen des Fühlens und Handelns“ sowie als „soziale und emotionale Verbindungen“ verstanden werden. Insofern ist wichtig, anzuerkennen, dass die „Frage nach den Zugehörigkeiten [...] damit auch auf Imaginationen von Gemeinsamkeiten, Identifikationen mit Zielen und vorübergehende gemeinsame Handlungen in Netzwerken“ zielt (Strasser 2012:32). Diese sind beeinflusst durch die Positionierungen von Aktivist\_innen, aber auch durch Faktoren wie Erfahrungen im Antirassismusbereich und Eigeninitiative sowie durch die Fähigkeit der Gruppe diese sozialen und emotionalen Verbindungen zu fördern.

Ich möchte an dieser Stelle auch noch auf die in der Einleitung aufgebrachte Aussage eines Aktivisten vom Transnationalen Migrant\_innenstreik zurückkommen. Der Aktivist war der Meinung, ich würde der Gruppe mit meinen Fragestellungen „*hinterher hinken*“, weil diese

größtenteils schon geklärt seien (B3 BS2). Geklärt sind sie meiner Meinung nach nicht, geklärt ist höchstens, dass diese Fragen nicht geklärt werden können, weil es keine allgemein gültigen Antworten auf diese gibt. Die Analyse hat gezeigt, dass es durch das Anerkennen von Interdependenzen keine einfachen oder allgemeinen Lösungen bzw. Regeln für transversale Zusammenhänge geben kann. Diese müssen als temporär begriffen und immer wieder zu hinterfragt werden. Insofern stellen Auseinandersetzungen mit transversalen Politiken Erkundungen und Experimente dar, wie Massey (1999) schreibt, die an bestimmte Kontexte gebunden sind. So schreibt auch die postkoloniale Theoretikerin Trinh T. Minh-ha:

„Die Frage, wann sich jemand (etwa in Begriffen der Ethnizität, des Alters, der Klassenzugehörigkeit, des Geschlechts oder der Sexualität) ‚markieren‘ und wann sich jemand solchen Markierungen entschieden widersetzen sollte, bleibt weiterhin eine Herausforderung. Antworten auf diese Frage bleiben an spezifische Orte, Zusammenhänge, Umstände sowie an die Geschichte des Subjekts in einem bestimmten Augenblick gebunden. Positionierungen befinden sich in einem radikalen Übergang und sind beweglich. Sie bilden notwendige, wenn auch willkürliche Endpunkte, die politische Aktionen und kulturelle Praxis möglich machen.“ (Trinh T. Minh-ha 1996:156)

Schlussendlich kehre ich auch auf die an anderer Stelle zitierte Aussage von Kien Nghi Ha (2004:13) zurück: Ich hoffe in dieser Arbeit gezeigt zu haben, welche „Herausforderungen“ mit Fragen der „Einheit und Diversität, Gleichheit und Differenz, Kollektiv und Individuum, Universalismus und Partikularismus“ verbunden sind und wie „außerordentlich spannend, aber auch schwierig“ diese Auseinandersetzungen sind.

## BIBLIOGRAFIE

- Achaleke, Beatrice (2004): Anti-Rassismus in der Praxis aus Schwarzer migrantischer Sicht. In: *Kulturrisse* 2/2004. Online: <http://kulturrisse.at/ausgaben/022004/oppositionen/anti-rassismus-in-der-praxis-aus-schwarzer-migrantischer-sicht> [3.5.2012].
- Amesberger, Helga/ Halbmayr, Brigitte (2008): *Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur*. Wien: Braumüller.
- Amit, Vered (2000): Introduction. Constructing the field. In: Amit, Vered [ed.]: *Constructing the Field. Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World*. London/ New York: Routledge, 1 – 18.
- Anzaldúa, Gloria (1987): *Borderlands/ La Frontera: The New Mestiza*. San Francisco, California: Aunt Lute.
- Abu-Lughod, Lila (1991): Writing Against Culture. In: Fox, Richard [ed.]: *Recapturing Anthropology. Working in the Present*. Santa Fé, NM: School of American Research Press, 137 – 162.
- Autor\_innenkollektiv (2011): Wir sind alle, und wir sind überall. In: *Kulturrisse* 1/2011, 36 – 39.
- Aytaç, Gülmihri/ Batur, Kamile/ Frketic, Vlatka/ Kazeem, Belinda (2007): Mobile Identitäten. Im Gespräch mit Radostina Patulova und Vina Yun über feministische Sozialisation, die Politisierung des Alltags und ihr Verhältnis zur österreichischen Frauenbewegung, In: Köchl, Sylvia/ Patulova, Radostina/ Yun, Vina [Hg.]: *fields of TRANSFER. MigrantInnen in der Kulturarbeit, IG Kultur Österreich: Wien*. Online: <http://igkultur.at/igkultur/transfer/textpool/1180956728> [9.2.2012]
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, Reinhard [Hg.]: *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 35 – 74.
- Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy [ed.](1993): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Benhabib, Seyla (1993a): Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy [ed.]: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 9 – 30.
- Benhabib, Seyla (1993b): From Identity Politics to Social Feminism: A Plea for the Nineties. Online: [http://www.ed.uiuc.edu/eps/PES-Yearbook/94\\_docs/BENHABIB.HTM](http://www.ed.uiuc.edu/eps/PES-Yearbook/94_docs/BENHABIB.HTM), [24.11.2011].
- Benhabib, Seyla (1999): Sexual Difference and Collective Identities: The New Global Constellation. In: *Signs* 24(2), 335 – 361.
- Bernstein, Mary (2003): The Strategic Uses of Identity by the Lesbian and Gay Movement. In: Goodwin, Jeff/ Jasper, James M. [ed.]: *The Social Movements Reader. Cases and Concepts*. Malden/ Oxford/Victoria/ Berlin: Blackwell, 234 – 248.
- Bernstein, Mary (2005): Identity Politics. In: *Annual Review of Sociology* 31, 47 – 74.
- Bhabha, Homi (2010 [1994]): *The location of culture*. London: Routledge.
- Bowman, Glenn (1997): Identifying versus identifying with 'the Other'. Reflections on the siting of the subject in anthropological discourse. In: In: James, Allison/ Hockey, Jenny/ Dawson, Andrew [ed.]: *After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*. London/ New York: Routledge, 34 – 50.
- Brah, Avtar (1992): Difference, Diversity and Differentiation. In: Donald, James/ Rattansi, Ali [Hg.]: *"Race", Culture & Difference*. London/ Newbury Park, California/ New Delhi: Sage Publications, 126 – 145.
- Brand, Klaus-Werner (1985): Vergleichendes Resümee. In: Brand, Klaus-Werner [Hg.]: *Neue soziale Bewegungen in Westeuropa und den USA. Ein internationaler Vergleich*. Frankfurt a.M.: Campus, 306 – 334.

- Bratić, Ljubomir (2000a): MigrantInnenorganisationen: Einblick und Ausblick. Online: <http://eipcp.net/transversal/0101/bratic/de> [12.2.2012].
- Bratić, Ljubomir (2000b): Soziopolitische Organisationen der MigrantInnen in Österreich. In: Kurswechsel 1, 6 – 20. Online: <http://www.beigewum.at/kurswechsel/jahresprogramm-2000/heft-12000/> [12.2.2012].
- Bratić, Ljubomir/ Görg, Andreas (2003): Das Projekt des politischen Antirassismus. In: Malmoe 1, 2003 – [http://no-racism.net/antirassismus/texte/politischer\\_antirassismus.htm](http://no-racism.net/antirassismus/texte/politischer_antirassismus.htm) [12.2.2012].
- Brubaker, Rogers/ Cooper, Frederick (2000): Beyond „Identity“. In: Theory and Society 29(1), 1 – 47.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy [ed.]: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 31 – 58.
- Caixeta, Luzenir (2008): Feminismen der Vielfalt. In: Stimme von und für Minderheiten 66, 10 – 11.
- Caputo, Virginia (2000): At „home“ and „away“. Reconfiguring the field for late twentieth-century anthropology. In: Amit, Vered [ed.]: Constructing the Field. Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World. London/ New York: Routledge, 19 – 31.
- Castro Varela, María do/ Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Charmaz, Kathy (2001): Grounded Theory. In: Denzin, Norman K./ Lincoln, Yvonna S. [ed.]: The American Tradition in Qualitative Research, Volume II. London/ Thousand Oaks/ New Dehli: SAGE Publications, 244 – 269.
- Cockburn, Cynthia/ Hunter, Lynette (1999): Introduction: Transversal Politics and Translating Practices. In: Soundings 12. Online: <http://www.lwbooks.co.uk/journals/soundings/archive/soundings12.html> [3.5.2012].
- Combahee River Collective (1982)[1977]: A Black Feminist Statement. In: Hull, Gloria T./ Scott, Patricia Bell/ Smith, Barbara [ed.]: All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Old Westbury, 13 – 22.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality in Transatlantic Perspective. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli [Hg.]: Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, 19 – 35.
- Della, Tahir/ Nduka-Agwu Adibeli (2010): Afrodeutsch/ Afrodeutsch\_e. In: Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann [Hg.]: Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag GmbH, 53 – 55.
- Della Porta, Donatella/ Diani, Mario (2006): Chapter 4. Collective Action and Identity. In: Della Porta, Donatella/ Diani, Mario: Social Movements. An Introduction. Malden/ Oxford/ Victoria: Blackwell Publishing, 89 – 113.
- DeWalt, Kathleen M./ DeWalt, Billie R. (2011): Participant Observation. A Guide for Fieldworkers. Lanham/ New York/ Toronto/ Plymouth, UK: AltaMira Press.
- Dieckmann, Susanne (2011): *weiße Flecken* in der antirassistischen Bildungsarbeit? Eine Analyse rassismuskritischer Bildungsmaterialien mit Methoden der Kritischen *weißseinsforschung*. Diplomarbeit: Universität Wien.
- Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Kosnstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld: transcript.
- Dietze, Gabriele/ Hornscheidt, Antje/ Palm, Kerstin/ Walgenbach, Katharina (2007): Einleitung. In: Dietze, Gabriele/ Hornscheidt, Antje/ Palm, Kerstin/ Walgenbach, Katharina [Hg.]: Gender als interdependente Kategorie. Opladen: Budrich, 7 – 22.
- Eggers, Maureen Maisha (2007): Kritische Überschreitungen: Die Kollektivierung von (interdependentem) Eigen-Sinn als identitätspolitische Herausforderung. In: Kien Nghi Ha/ Nicola Lauré al-Samarai/ Sheila Mysovekar [Hg.]:

- re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand. Münster: Unrast Verlag, 243 – 257.
- Emerson, Robert M./ Fretz, Rachel I./ Shaw, Linda L. (2011)[1995]: *Writing Ethnographic Fieldnotes*. Chicago/ London: Chicago University Press.
- Escobar, Arturo (1992): Culture, Practice and Politics. Anthropology and the study of social movements. In: *Critique of Anthropology* 12(4), 395 – 432.
- FeMigra 1994: Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Cornelia Eichhorn/ Sabine Grimm [Hg.]: *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*. Berlin/ Amsterdam: Edition Id-Archiv, 49 – 63.
- Flick, Uwe (2006): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Flick, Uwe (2008): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe/ von Karloff, Ernst/ Steinke, Ines [Hg.]: *Qualitative Forschung*. Hamburg: Rowohlt Verlag, 309 – 318.
- Foucault, Michel (1983): *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Franzki, Hannah/ Aikins, Joshua Kwesi (2010): Postkoloniale Studien und kritische Sozialwissenschaft. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 158/ 40(1), 9 – 28.
- Fraser, Nancy (1993): Falsche Gegensätze. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy [ed.]: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 59 – 79.
- Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele [Hg.](1996): *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*. Wien: Promedia.
- Gamson, Joshua (1995): Must Identity Movements Self-Destruct? A Queer Dilemma. In: *Social Problems* 42(3), 390 – 407.
- Genschel, Corinna/ Lay, Caren/ Wagenknecht, Nancy/ Woltersdorff, Volker (2005): Vorwort. In: Jagose, Annamaria Jagose (1996, 2005): *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag GmbH.
- Gingrich, Andre (2004): Chapter 1. Conceptualising Identities. Anthropological Alternatives to Essentialising Difference and Moralizing about Othering. In: Gingrich, Andre/ Bauman, Gerd [ed.]: *Grammars of Alterity: A Structural Approach*. New York: Berghahn Books, 3 – 17.
- Gläser, Jochen/ Laudel, Grit (2004): *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glaser, Barney G./ Strauss, Anselm L. (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern/ Tübingen/ Toronto/ Seattle: Verlag Hans Huber, 11 – 27.
- Glick Schiller, Nina/ Çağlar, Ayşe/ Guldbrandsen, Thaddeus C. (2006): Beyond the ethnic lens: locality, globality, and born-again incorporation. In: *American Ethnologist* 33(4), 612 – 633.
- Glick Schiller, Nina (2008): Beyond methodological ethnicity: Local and transnational pathways of immigrant incorporation. Online: <http://dspace.mah.se:8080/bitstream/handle/2043/7491/WB?sequence=3> [8.8.2012].
- Görg, Andreas/ Pühretmayer, Hans (2000a): Editorial. In: *Kurswechsel* 1, 3 – 5. Online: <http://www.beigewum.at/kurswechsel/jahresprogramm-2000/heft-12000/> [12.2.2012].
- Görg, Andreas/ Pühretmayer, Hans (2000b): Strategische Potentiale gegen Rassismus. Endbericht einer Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr. Online: <http://andreasgoerg.files.wordpress.com/2011/03/stratpotpgrassismus001120.pdf> [Zugriff: 12.2.2012].
- Graf, Silke (2010): *Verhandlungen von Geschlecht nach der Dekonstruktion. Ladyfest Wien 2004*. Wien: Zaglossus Verlag.

- Gürses, Hakan (1994): Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff. In: SWS-Rundschau 34(4)/1994, 353 – 368.
- Gürses, Hakan (1998): „Ich bin niemand“. Identität – von Odysseus zu Minderheiten. In: Bettelheim, Peter/ Fritz, Thomas/ Pennauer, Elfie [Hg.]: Kunststreiten auf dem Lipizzaner der Identität. Beiträge zu Kultur und Mentalität. Klagenfurt/ Wien/ Ljubljana/ Sarajevo: Wieder Verlag, 35 – 47.
- Gürses, Hakan (2000): Identität: Endstation der Geschichte oder eine endlose Geschichte? In: kursiv 7-1/2/2000, 23 – 31.
- Gürses, Hakan (2004): Das „untote“ Subjekt, die „ortlose“ Kritik. In: Perko, Gudrun/ Czollek, Leah Carola [Hg.]: Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller Verortungen. Köln: PapyRossa, 140 – 158.
- Gürses, Hakan/ Herzog-Puzenberger, Barbara/ Reiser, Karl/ Strasser, Sabine/ Çinar, Dilek (2001): The Necessary Impossibility: Dynamics of Identity Among Young People of Different Backgrounds in Vienna. In: Journal of International Migration and Integration 2(1), 27 – 54.
- Gupta, Akhil/ Ferguson, James (1997): Discipline and Practice: „The Field“ as Site, Method, and Location in Anthropology. In: Gupta, Akhil/ Ferguson, James [ed.]: Anthropological locations: boundaries and grounds of a field science, 1 – 46.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999a): Intellektuelle Migrantinnen. Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen: Leske und Budrich.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999b): Fallstricke des Feminismus. Das Denken „kritischer Differenzen“ ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. In: polylog, Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren 4, 13 – 24. Online: <http://them.polylog.org/2/age-de.htm> [2.5.2010].
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2000): "My traditional clothes are sweat-shirts and jeans". Über die Schwierigkeit, nicht different zu sein oder Gegen-Kultur als Zurichtung. Online: <http://eipcp.net/transversal/0101/gutierrezrodriguez/de> [9.8.2012].
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2006): Beitrag zum virtuellen Seminar 'Interdependenzen-Geschlecht, Ethnizität und Klasse'. Online: <http://www2.gender.hu-berlin.de/geschlecht-ethnizitaet-klasse/www.geschlecht-ethnizitaet-klasse.de/upload/files/CMSEditor/Rodriguez.pdf> [2.5.2010].
- Halbmayer, Ernst/ Salat, Jana (2011): Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Online: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-titel.html> [3.4.2012]
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag.
- Hamid, Ishraga Mustafa (2004): Wahrnehmung von Schwarzen Frauen afrikanischer Herkunft in der Kulturarbeit. In: Kulturrisse 2. Online: <http://kulturrisse.at/ausgaben/022004/oppositionen/wahrnehmung-von-schwarzen-frauen-afrikanischer-herkunft-in-der-kulturarbeit> [27.5.2012].
- Hekman, Susan (2000): Beyond Identity. Feminism, identity and identity politics. In: Feminist Theory 1(3), 289 – 308.
- Hill Collins, Patricia (1996): Ist das Persönliche politisch genug? Afrikanisch-amerikanische Frauen und feministische Praxis. In: Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele [ed.]: Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien: Promedia.
- Hinterberger, Amy (2007): Feminism and the Politics of Representation: Towards a Critical and Ethnical Encounter with "Others". In: Journal of International Women's Studies 8(2), 74 – 83.
- Hopf, Christel (2008): Qualitative Interviews - ein Überblick. In: Flick, Uwe/ von Karloff, Ernst/ Steinke, Ines [Hg.]: Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt Verlag, 349 – 360.

- Işın, Engin F./ Wood, Patricia K. (1999): *Citizenship & Identity*. London/ Thousand Oaks/ New Delhi: Sage Publications.
- Işın, Engin F. (2002): *Being Political. Genealogies of Citizenship*. Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.
- Işın, Engin F. (2009): Citizenship in flux: the figure of the activist citizen. In: *Subjectivity* 29, 367 – 388.
- Jagose, Annamarie Jagose (2005)[1996]: *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag GmbH.
- James, Allison/ Hockey, Jenny/ Dawson, Andrew (1997): Introduction. The Road to Santa Fe. In: James, Allison/ Hockey, Jenny/ Dawson, Andrew [ed.]: *After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*. London/ New York: Routledge, 1 – 15.
- Johnston Arthur, Araba Evelyn/ Görg, Andreas (2000): Campaigning against racism. Online: <http://no-racism.net/antirassismus/texte/campaigning.htm> [12.2.2012]. Kurzversion erschienen in: *Kurswechsel* 1, 21 – 32. Online verfügbar unter: <http://www.beigewum.at/kurswechsel/jahresprogramm-2000/heft-12000/> [12.2.2012].
- Johnston-Arthur/ Araba Evelyn (2001): „Schwarz als politische Identität“. Interview. In: *Stimme von und für Minderheiten* 39. Online: <http://minderheiten.at/stat/stimme/stimme39c.htm> [4.5.2012].
- Johnston-Arthur (2004): Über die Konstruktion des „môren“ und der „moerin“ im Kontext epistemischer Gewalt und den traumatischen Charakter neokolonialer Erfahrungen in der modernen afrikanischen Diaspora in Österreich. Diplomarbeit: Universität Wien.
- Johnston-Arthur, Araba Evelyn (2007): „Es ist Zeit, der Geschichte selbst eine Gestalt zu geben...“ Strategien der Entkolonisierung und Ermächtigung im Kontext der modernen afrikanischen Diaspora in Österreich. In: Nghi Ha, Kien/ Lauré al-Samarai, Nicola/ Myosekar, Sheila [Hg.]: *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, 423 – 444.
- Johnston-Arthur (2009): „...um die Leiche des verstorbenen M[...] Soliman...“ Strategien der Entherzigung, Dekolonisation und Dekonstruktion österreichischer Neutralitäten. In: Kazeem, Belinda/ Martinz-Turek, Charlotte/ Sternfeld, Nora [Hg.]: *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*. Wien: Turia + Kant, 11 – 41.
- Kalpaka, Annita (1994): Die Hälfte des (geteilten) Himmels: Frauen und Rassismus. In: Uremović, Olga/ Oerter, Gundula [Hg.]: *Frauen zwischen Grenzen. Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion*. Frankfurt/ New York: Campus Verlag, 33 – 46.
- Kayahan, Hikmet (2000): Tschuschen-Power! Online: <http://akin.mediaweb.at/2000/20.00/20cus.htm> [3.6.2012].
- Kazeem, Belinda/ Martinz-Turek, Charlotte/ Sternfeld, Nora [Hg.](2009): *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*. Wien: Turia + Kant.
- Kellett, Peter (2009): Advocacy in Anthropology: Active engagement or passive scholarship. In: *Durham Anthropology Journal* 16(1), 22 – 31.
- Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli (2005): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/ Ethnizität. In: *Transit – Europäische Revue* 29/2005.
- Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/ Ethnizität. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli/ Sauer, Birgit [Hg.]: *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/ New York: Campus Verlag, 19 – 41.
- Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Einleitung. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli [Hg.]: *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7 – 18.
- Klinger, Cornelia (2008): Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli [Hg.]: *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 38 – 67.

- Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika [Hg.](2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Koopmans, Ruud/ Statham, Paul (2001): How national citizenship shapes transnationalism: A comparative analysis of migrant claims-making in Germany, Great Britain and the Netherlands. Online: <http://www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/WPTC-01-10%20Koopmans.doc.pdf> [8.8.2012].
- Kossek, Brigitte (1996): Rassismen und Feminismen. In: Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele [Hg.]: Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien: Promedia.
- Kossek, Brigitte (1997): Überschneidungen, Zwischenräume und Grenzziehungen. In: Schein, Gerlinde/ Strasser, Sabine [Hg.]: Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität. Wien: Milena Verlag.
- Kvale, Steinar (1996): InterViews. An Introduction to Qualitative Research Interviewing. Thousand Oaks/ London/ New Dehli: SAGE Publications.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Basel: Beltz Verlag.
- Lennox, Sara (1995): Divided Feminism: Women, Racism, and German National Identity. In: German Studies Review 18(3), 481 – 502.
- Lewis, Reina/ Mills, Sara (2003): Introduction. In: Lewis, Reina/ Mills, Sara [ed.]: Feminist Postcolonial Theory. A Reader. Edinburgh: Edinburgh UP, 1 – 22.
- Lichterman, Paul (1999): Talking identity in the public sphere: Broad visions and small spaces in sexual identity politics. In: Theory and Society 28(1), 101 – 141.
- Lorey, Isabell (1996): Dekonstruierte Identitätspolitik. Zum Verhältnis von Theorie, Praxis und Politik. In: Hornscheidt, Antje/ Jähnert, Gabriele/ Schlichter, Annette [Hg.]: Kritische Differenzen – Geteilter Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien: WUV Universitätsverlag.
- Lutz, Helma (2001): Differenz als Rechenaufgabe: Über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In: Helma Lutz/ Norbert Wenning [Hg.]: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, 215 – 320.
- Martin, Jane Roland (1994): Methodological Essentialism, False Difference, and Other Dangerous Traps. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society 19(3), 630 – 657.
- Marcus, George E./ Fischer, Michael M. J. (1999 [1986]): Anthropology as Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences. Chicago/ London: The University of Chicago Press.
- Markom, Christa (2011). Anti/Rassismus als Gruppenphänomen. Eine sozialanthropologische Analyse sozialer Netzwerke in Österreich. Doktorarbeit: Universität Wien.
- Massey, Doreen (1999): Editorial: Space for Co-Existence? Online: Soundings 12 – <http://www.lwbooks.co.uk/journals/soundings/archive/soundings12.html> [3.5.2012]
- McEwan, Cheryl (2009): Postcolonialism and Development. London/ New York: Routledge.
- Mehlem, Ulrich/ Bohle, Dorothee/ Gutsche, Joachim, Oberg/ Matthias,/ Schrage, Dominik (1994): Einleitung. In: Mehlem, Ulrich/ Bohle, Dorothee/ Gutsche, Joachim, Oberg/ Matthias,/ Schrage, Dominik [Hg.]: Stuart Hall. Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag.
- Merkens, Andreas (2007): „Die Regierten von den Regierenden intellektuell unabhängig machen.“ Gegenhegemonie, politische Bildung und Pädagogik bei Antonio Gramsci. In: Merken, Andreas/ Diaz, Victor Rego [Hg.]: Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis. Hamburg: Argument Verlag.

- Messinger, Irene (2011): Verdacht auf „Scheinehe“? Intersektionale Analyse staatlicher Konstruktionen von „Schein-“ bzw. „Aufenthaltshe“ und ihre Auswirkungen im Fremdenpolizeigesetz 2005. Dissertation: Universität Wien.
- Mohanty, Chandra Talpade (1984): Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: *boundary 2* 12 (3), 333 – 358.
- Moore, Henrietta L. (2000): *Feminism and Anthropology*. Oxford/ Cambridge: Polity Press.
- Mouffe, Chantal (2001): Feministische, kulturelle Praxis aus anti-essentialistischer Sicht. In: Mouffe, Chantal/ Trinks, Jürgen [Hg.]: *Feministische Perspektiven*. Wien: Turia + Kant, 11– 22.
- Nash, June (2004): Introduction: Social Movements and Global Processes. In: Nash, June [ed.]: *Social Movements. An Anthropological Reader*. Malden/ Oxford/ Victoria: Blackwell Publishing.
- Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann [Hg.](2010): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag GmbH.
- Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann (2010): Der Zusammenhang zwischen Rassismus und Sprache. In: Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann [Hg.]: *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag GmbH, 11 – 59.
- Nduka-Agwu, Adibeli/ Sutherland, Wendy (2010): Schwarze, Schwarze Deutsche. In: Nduka-Agwu, Adibeli/ Hornscheidt, Antje Lann [Hg.]: *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag GmbH, 85 – 90.
- Nghi Ha, Kien (2000): Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: Eine postkoloniale Perspektive. In: *Prokla* 120, 30(3).
- Nghi Ha, Kien (2004): *Ethnizität und Migration reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs*. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin.
- Ofoedu, Charles (2001): Konsensuales Verhalten und die Reaktionen eines sozialdemokratischen Innenministeriums. Interview. Online: [http://www.no-racism.net/old/staatsrassismus/operationspring/charles\\_int\\_01.htm](http://www.no-racism.net/old/staatsrassismus/operationspring/charles_int_01.htm) [4.5.2012].
- Peirano, Mariza G. S. (1998): When Anthropology is at Home. The Different Contexts of a Single Discipline. In: *Annual Review of Anthropology* 27, 105 – 128.
- Pühretmayer, Hans (2002): Antirassismus als emanzipatorisches Projekt und die Probleme antirassistischer Praxis in Wien. In: Demirovic, Alex/ Bojadžijev, Manuela [Hg.]: *Konjunkturen des Rassismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Polletta, Francesca/ Jasper, James M. (2001): Collective Identity and Social Movements. In: *Annual Review of Sociology* 27, 283 – 305.
- Rajan, Rajeswari Sunder/ Park, You-me (2004): Postcolonial Feminism/ Postcolonialism and Feminism. In: Henry Schwarz/ Sangeeta Ray [ed.]: *A Companion to Postcolonial Studies*. Malden/ Oxford/ Victoria: Blackwell Publishing, 53 – 71.
- Raunig, Gerald (2002): *Transversale Multituden*. Online: <http://eipcp.net/transversal/0303/raunig/de> [3.1.2012].
- Raunig, Gerald (2003): *Transversale Multituden*. In: Raunig, Gerald [Hg.]: *Transversal. Kunst und Globalisierungskritik*. Wien: Turia + Kant, 11 – 18.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Subjekt*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Reitsamer, Rosa/ Schmeiser, Jo (2004): Geteilte Territorien. Er kämpfte Gemeinsamkeiten.. Migrantinnen und Mehrheitsösterreicherinnen im kulturellen Feld. In: Bratić, Ljubomir/ Koweindl, Daniela/ Schneider, Ula [Hg.]: *Allianzenbildung. Zwischen Kunst und Antirassismusbearbeitung: Annäherungen, Überschneidungen, Strategien, Reflexion*. Wien: Verein SOHO IN OTTAKRING, 14 – 17.

- Reuter, Julia/ Villa, Paula-Irene (2010): Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung. In: Reuter, Julia/ Villa, Paula-Irene [Hg.]: Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Ausschlüsse, politische Interventionen. Bielefeld: transcript Verlag, 11 – 46.
- Römhild, Regina (2007): Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft. In: Schmidt-Lauber, Brigitta [Hg.] (2007): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin: Reimer Verlag, 158-177.
- Rosa Antifa Wien (2012): Wie die Zinnergasse 29A ein Abschiebeknast wurde. Online: <http://no-racism.net/article/4075> [8.6.2012].
- Rucht, Dieter (2003): Neue Soziale Bewegungen. In: Andersen, Uwe/ Wichard Woyke [Hg.]: Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske + Budrich Online: [http://www.bpb.de/wissen/06182920075052092624361933117076,0,0,Neue\\_soziale\\_Bewegungen.html#art0](http://www.bpb.de/wissen/06182920075052092624361933117076,0,0,Neue_soziale_Bewegungen.html#art0) [11.2.2012].
- Ruffing, Reiner (2008): Michel Foucault. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Rupp, Leila J./ Taylor, Verta (1999): Forging Feminist Identity in an International Movement: A Collective Identity Approach to Twentieth-Century Feminism. In: Signs. Journal for Women in Culture and Society 24(2), 363 – 386.
- Said, Edward (1978): Orientalism. New York: Pantheon.
- Sandoval, Chela (2002): Dissident Globalizations, Emancipatory Methods, Social-Erotics. In: Cruz-Malavé, Arnaldo/ Manalansan IV. Martin F. [ed.]: Queer Globalizations. Citizenship and the Afterlife of Colonialism, 20 – 32.
- Sangren, P. Steven (1992): Rhetoric and the Authority of Ethnography: „Postmodernism“ and the Social Reproduction of Texts“ In: Current Anthropology 33(1), 277 – 207.
- Schein, Gerlinde/ Strasser, Sabine (1997): Intersexions oder der Abschied von den Anderen. In: Schein, Gerlinde/ Strasser, Sabine [Hg.]: Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität. Wien: Milena Verlag, 7 – 32.
- Singer, Mona (1997): Fremd.Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen: edition discord.
- Singer, Mona (2003): Feministische Epistemologien: Was folgt aus der feministischen „Identitätskrise“? In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika [Hg.]: Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, 228 – 265.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1994): In a word. Interview with Ellen Rooney. In: Schor, Naomi/ Weed, Elizabeth [ed.]: the essential difference. Bloomington/ Indianapolis: Indiana UP, 151 – 184.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1990 [1986]): Questions of Multiculturalism, interview by Sneja Gunew (30 Aug. 1986). In: Sarah Harasym [ed.]: The Post-Colonial Critic: Interviews, Strategies, Dialogues. London/ New York: Routledge, 59 – 66.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subaltern Artikulation. Wien: Turia + Kant.
- Steiner-Khamsi, Gita (1996): Universalismus vor Partikularismus? Gleichheit vor Differenz? In: Wicker, Hans-Rudolf/ Alber, Jean-Luc/ Bolzman, Claudio/ Fibbi, Rosita/ Imhof, Kurt/ Wimmer, Andreas [Hg.]: Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. L' altérité dans la société: migration, ethnicité, État. Zürich: Seismo Verlag, 353 – 372.
- Steyerl, Hito (2008): Die Gegenwart der Subalternen. Einleitung. In: Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant, 7 – 16.
- Stötzer, Bettina (2004): InDifferenzen. Feministische Theorie in der antirassistischen Kritik. Hamburg: Argument Verlag.

- Strasser, Sabine (2009): *Bewegte Zugehörigkeiten. Nationale Spannungen, transnationalen Praktiken und transversale Politik*. Wien: Turia + Kant.
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet (1996): Teil II: Kodierverfahren. In: Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet: *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: BELTZ, Psychologie Verlags Union, 39 – 117.
- Suleri, Sara (1992): *Woman Skin Deep. Feminism and the Postcolonial Condition*. In: Mongia, Padmini [ed.]: *Contemporary Postcolonial Theory*. New York: Arnold, 335 – 346.
- Tiðberger, Martina/ Dietze, Gabriele/ Hrzán, Daniela/ Husmann-Kastein, Jana (2006): Vorwort. *Weiß-Weißsein-Whiteness: Kritische Studien zu Gender und Rassismus*. In: Martina Tiðberger, Gabriele Dietze, Daniela Hrzán, Jana Husmann-Kastein [Hg.]: *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism*. Frankfurt/ Main u.a.: Peter Lang GmbH, 7 – 12.
- Tiðberger, Martina (2006): *The Project(ions) of ‚Civilization‘ and the Counter-Transferences of Whiteness: Freud, Psychoanalysis, ‚Gender‘ and ‚Race‘ (in Germany)*. In: Martina Tiðberger, Gabriele Dietze, Daniela Hrzán, Jana Husmann-Kastein [Hg.]: *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism*. Frankfurt/ Main u.a.: Peter Lang GmbH, 85 – 104.
- Trinh T. Minh-ha (1996): *Über zulässige Grenzen: Die Politik der Identität und der Differenz*. In: Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele [Hg.]: *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*. Wien: Promedia, 148 – 160.
- Truschkat, Inga/ Kaiser, Manuela/ Rainartz, Vers (2005): *Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 6(2).
- Unterweger, Claudia/ Recherchegruppe zu Schwarzer österreichischer Geschichte (2005): *Wir greifen Raum: Die Bedeutung von Schwarzen selbstbestimmten Räumen im österreichischen Kontext*. In: *Bildpunkt. Zeitschrift der IG Bildende Kunst*, 8 – 9. Online: <http://www.igbildendekunst.at/bildpunkt/2005/raumgreifen/unterweger.htm> [3.5.2012].
- Uremović, Olga/ Oerter, Gundula (1994): *Einleitung*. In: Uremović, Olga/ Oerter, Gundula [Hg.]: *Frauen zwischen Grenzen. Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion*. Frankfurt/ New York: Campus Verlag, 9 – 17.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen*. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika [Hg.]: *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 266 – 285.
- Walgenbach, Katharina (2007): *Gender als interdependente Kategorie*. In: Walgenbach/ Dietze/ Homscheidt/ Palm [Hg.]: *Gender als interdependente Kategorie*. Opladen: Budrich, 23 – 64.
- Werbner, Pnina (1996): *Essentialising Essentialism, Essentialising Silence. Ethnicity and Racism in Britain*. In: Wicker, Hans-Rudolf/ Alber, Jean-Luc/ Bolzman, Claudio/ Fibbi, Rosita/ Imhof, Kurt/ Wimmer, Andreas [Hg.]: *Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. L' altérité dans la société: migration, ethnicité, État*. Zürich: Seismo Verlag, 309 – 331.
- Witzel, Andreas (1989): *Das problemzentrierte Interview*. In: Jüttermann, Gerd [Hg.]: *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Heidelberg: Roland Asanger Verlag, 227 – 255.
- Wollrad, Eske (2005a): *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*. Königstein/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Wollrad, Eske (2005b): *Weißsein und bundesdeutsche Gender Studies*. In: Eggers, Maureen Maisha/ Kilomba, Grada/ Piesche, Peggy/ Arndt, Susan [Hg.](2005): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, 416 – 426.
- Yıldız, Erol (k.A.): *Die Öffnung der Orte zur Welt und postmigrantische Lebensentwürfe*. Online: <http://www.uni-klu.ac.at/frieden/downloads/yildiz-artikel-postmigrantisch.pdf> [8.8.2012].
- Young, Iris Marion (1990): *Justice and the Politics of Difference*. Princeton: Princeton UP.

Yuval-Davis, Nira (1996): Frauen und „transversale Politik“. In: Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele [Hg.]: Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien: Promedia, 217 – 223.

Yuval-Davis, Nira (1997): Gender & Nation. London/ Thousand Oaks/ New Delhi: Sage Publications.

Yuval-Davis, Nira (1999): What is „transversal politics“? In: Soundings 12, 94 – 98.

Yuval, Davis (2006): Intersectionality and Feminist Politics. In: European Journal of Women's Studies 13, 193 – 209.

Zenker, Olaf/ Kumoll, Karsten (2010): Prologue: Opening Doors Beyond Writing Culture. In: Zenker, Olaf/ Kumoll, Karsten [ed.]: Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologie and Representational Practices. New York/ Oxford: Berghahn Books, 1 – 38.

Zirakzadeh, Cyrus Ernesto (2006): Chapter 1. Recent Traditions in Social-Movement Theorizing. In: Zirakzadeh, Cyrus Ernesto: Social Movements in Politics. A Comparative Study. Expanded Edition. New York/ Hampshire: Palgrave Macmillian, 3 – 18.

Zimmering, Raina (2005): Neue soziale Bewegungen in Argentinien. In: UTOPIE kreativ 181, 1000 – 1016.

## URL

URL 1:

maiz. Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen. > <http://www.maiz.at/de>

URL 2:

Schwarze Frauen Community: Wir über uns. > <http://www.schwarzefrauen.net/about/about/view/4/35>

URL 3:

Schwarze österreichische Geschichte. Selbst erzählen statt erzählt zu werden. Die Bedeutung von Schwarzer österreichischer Geschichtsschreibung. > [http://remappingmozart.mur.at/joomla/content/view/23/40/lang.de/\[3.4.2012\]](http://remappingmozart.mur.at/joomla/content/view/23/40/lang.de/[3.4.2012]).

URL 4:

Geschichte des 1. März. > <http://www.lmaerz-streik.net/was-bis-jetzt-geschah/geschichte-lmaerz/>

URL 5:

Ausschluss Basta! > <http://www.petitiononline.com/ausbasta/petition.html> [20.3.2012]

URL 6:

Ideenaustausch über Aktionsformen – Transnationaler Migrant\_innenstreik [Aufrufertext]. > [http://ausschlussbasta.wordpress.com/2011/01/08/ideenaustausch-uber-aktionsformen-transnationaler-migrant\\_innenstreik/](http://ausschlussbasta.wordpress.com/2011/01/08/ideenaustausch-uber-aktionsformen-transnationaler-migrant_innenstreik/) [20.3.2012].

URL 7:

Wir sind hier. Ausschluss Basta! [Aufrufertext 1. März 2011] > <http://www.lmaerz-streik.net/initiative/>

URL 8:

Am 1. März sprechen wir Sprachstreik! > <http://www.lmaerz-streik.net/> [Aufrufertext 2012]

## Ausschluss Basta!

Das Ergebnis der Gemeinderats- und Landtagswahl in Wien vom Oktober 2010 setzt ein deutliches rassistisches Zeichen. Ebenso alarmierend wie der Erfolg der rechtsextremen Positionen der FPÖ sind die zahlreichen populistischen Analysen von Politiker\_innen, Meinungsmacher\_innen und anderen Expert\_innen, die unwidersprochen verbreitet werden.

Ob Bildung, Wohnen oder Arbeitsmarkt – Migration wurde und wird in all diesen Lebensbereichen als Problemfeld inszeniert. Es gehört mittlerweile zum guten Ton in der öffentlichen Debatte, über Migration und Migrant\_innen als Konfliktquelle zu sprechen. In Österreich herrscht offenbar ein breiter Konsens darüber, dass auf gesellschaftliche und soziale Probleme rassistische Antworten gegeben werden können. Wir stellen uns gegen diesen Konsens!

Der Anspruch, die Debatte zu versachlichen, greift zu kurz. Wir akzeptieren nicht, dass zwar ständig über Migrant\_innen gesprochen und über sie Bescheid gewusst wird, sie aber aus Entscheidungspositionen ausgeschlossen bleiben – unabhängig davon, ob sie längst österreichische Staatsbürger\_innen sind oder nicht. Ein verheerendes Missverhältnis drückt sich darin aus, dass auch diese Wahl mit dem Thema Migration entschieden wurde, und zwar unter Ausschluss derjenigen, die in Wien leben und hier nicht wählen dürfen.

Längst ist hierzulande eine Klarstellung fällig: Migration bildet unsere Realität. Die Menschen, die hier leben, sind keine Fremden. Die Sprachen, die hier gesprochen werden, sind keine Fremdsprachen. Alle Jugendlichen, die hier leben, sind unsere Jugendlichen. Nach den Ergebnissen der Wiener Wahl wollen wir daher noch weniger als zuvor über Integration reden. Denn bereits das ständige Sprechen über Integration reproduziert ein angebliches Anderssein, stellt Teile der Gesellschaft unter Generalverdacht und übersieht die Vielfaltigkeit der Lebensformen. Stattdessen wollen wir soziale und politische Verhältnisse thematisieren, die tagtäglich Ungleichheit zwischen Menschen neu herstellen.

In öffentlichen Debatten werden ökonomische und gesellschaftliche Ausschlüsse mehrheitlich ignoriert bzw. rassistisch umgedeutet. Tatsache ist: Die gegenwärtigen Strukturen schaffen im Bildungsbereich, am Arbeitsmarkt, hinsichtlich politischer Mitsprache oder Selbstorganisation eine Segregation, durch die Mehrheitsösterreicher\_innen bevorzugt werden. Viele Migrant\_innen sind vom Wahlrecht ausgeschlossen, es wird verschleiert, wie Migrant\_innen der Zugang zu Bildung, Wohnräumen und Arbeitsplätzen, zu öffentlichen Institutionen und anderen gesellschaftlichen Räumen erschwert wird. Islamfeindlichkeit bietet einen wesentlichen Anknüpfungspunkt für mediale Auseinandersetzungen, denn Islamfeindlichkeit wird nicht als Rassismus anerkannt.

Dies geschieht im Kontext einer globalen Umstrukturierung der Wirtschaft, deren negative Effekte vor allem Arbeitnehmer\_innen und Menschen mit geschwächten Rechten massiv treffen. Es wird der Versuch unternommen, über das Thema Migration soziale Positionen gegeneinander auszuspielen und Arme und Migrant\_innen als unproduktiven Kostenfaktor darzustellen. Stattdessen sollte gegen Verarmung, Prekarisierung und den Verlust sozialer Rechte gekämpft werden, die immer mehr Menschen betreffen.

Migration findet statt. Sie ist eine Selbstverständlichkeit in allen Lebensbereichen. Und nicht nur das: Migrant\_innen fordern ihre Rechte ein, Migration ist somit eine emanzipative Bewegung. Das Problem sind jene Politiken, die Armut und Rassismus produzieren.

Wir lehnen entschieden jede Politik ab, die gesellschaftliche Verhältnisse nach einer Kosten/Nutzen-Logik durchrechnet und Teile der Gesellschaft zur Ausschusspopulation erklärt.

Wir fordern eine Arbeitsmarktpolitik, die keine Ausschlüsse produziert, sondern Alle in der Gesellschaft mit einbezieht und fördert.

Wir fordern eine Bildungspolitik, die von der Realität der Mehrsprachigkeit und Transkulturalität in den Kindergärten und Schulen ausgeht.

Wir wenden uns entschieden gegen eine Einteilung in gute und schlechte Migrant\_innen, während die Gesetze verschärft und das Recht auf Asyl de facto abgeschafft werden.

Wir fordern, dass alle Menschen, die hier leben, die gleichen Möglichkeiten haben, an der Gesellschaft sowie an politischen Entscheidungen mitzuwirken.

Wir wollen in einer Gesellschaft leben, in der es selbstverständlich ist, dass alle Menschen die gleichen Rechte teilen.

QUELLE: <http://ausschlussbasta.wordpress.com/2010/11/08/ausschluss-basta-2/> [3.3.2012]

## WIR SIND DA! AUSSCHLUSS BASTA!

### Transnationaler Migrant\_innenstreik

Am 1. März 2011 organisieren sich weltweit Migrant\_innen gegen soziale Ausschlüsse, Diskriminierung und Rassismus. Angefangen haben diese transnationalen Proteste im Jahr 2006 mit einem Streik von Migrant\_innen in den USA und seither weiten sie sich aus. Auch 2011 werden in einigen der reichsten Länder der Welt viele Arbeitnehmer\_innen zusammenkommen, protestieren und streiken. An diesem Tag wollen wir in Österreich den Grundstein für einen breiten Zusammenschluss legen, um eine Wende der Politik gegenüber Migrant\_innen einzuleiten.

Wir kommen als Arbeiter\_innen und als Familienangehörige, Studierende und Menschen ohne Papiere, Lehrende und Sexarbeiter\_innen, Flüchtlinge und Ärzt\_innen, Pflegekräfte und Familienangehörige, Au-Pairs und Fachkräfte. Wir leben hier seit Jahren, Jahrzehnten, manchmal seit Generationen. Wir sind in Kindergärten, Schulen und in den Universitäten, am Bau und an den Maschinen, in Krankenhäusern und Pflegeanstalten, Privathaushalten und Bordellen, Supermärkten und Büros. Wir haben alle Geschlechter und sexuellen Orientierungen, alle Religionen und Weltanschauungen, sind aus allen Altersgruppen und aus allen Schichten. Wir kommen von überall, haben alle Hintergründe, mal definieren wir uns über sie, mal können wir damit nichts anfangen. Wir suchen weder ein altes noch ein neues Vaterland. Wir leben da und dort. Grenzen sind uns zu eng, sie passen nicht zu uns.

Wir wehren uns gegen die täglichen Anfeindungen, die schlechtere Bezahlung, die Diskriminierungen im Bildungs- und Sozialsystem und gegen die Vernichtung der Aufstiegschancen für uns und unsere Kinder. Wir wehren uns dagegen, immer mehr entrechtet zu werden, um weiterhin als billige Arbeitskräfte zur Verfügung zu stehen. Wir wehren uns gegen die unfähigen politischen Parteien und die brutale Exekutive.

Rassistische Antworten auf unsere Forderungen haben wir satt. Wir haben genug Kämpfe ausgetragen, um genau zu wissen, was Ausschlüsse bedeuten. Anstatt zu warten, nehmen wir jetzt unser Schicksal selbst in die Hand, leben in Solidarität und wollen Veränderung. Wir sind hier und wir bleiben hier. Und hier, wo wir gerade leben und arbeiten, wollen wir die gleichen Rechte und gute, gerechte Lebensbedingungen für Alle!

Am 1. März werden wir mobilisieren und irritieren, die Arbeit niederlegen und unsere Stimmen erheben. Nehmen wir diesen Tag zum Anlass, in Unterschiedlichkeit eine gemeinsame, neue Sprache zu finden. Wir laden alle ein, sich über Identitäten und Zugehörigkeiten hinaus an diesem Protest zu beteiligen und gegen Rassismus zu streiken. Machen wir Schluss mit der Trennung zwischen Wir und Ihr. Die Zukunft sind wir Alle!

*Mit uns - gegen Rassismus, Diskriminierung und Ausgrenzung.  
Mit uns - für gleiche Rechte und für gleiche Privilegien für alle.*

QUELLE: <http://www.1maerz-streik.net/initiative/> [20.5.2012]

## **Am 1. März sprechen wir Sprachstreik!**

Avusturya macht Sprache zum Lieblingsproblem. Einfache Lösung: Deutschpflicht für alle.

### **Hayır, Jo, Lo, Ne, Njet, No, Non, Nu! Nicht mit uns!**

Mit Ausschluss Basta! haben wir 2011 dem austriakischen Integrations-Theater eine Absage erteilt. Dieses Jahr reden wir übers Reden: Unsere gemeinsame Sprache ist nicht Deutsch! Wir rufen zum Streik gegen den Deutschzwang auf. Sprechen wir gemeinsam die Sprache der gleichen Rechte – am 1. März beim transnationalen, translationalen Migrant\_innenstreik.

### **Let's Sprachstreik the one-language-show down!**

Auf Baustellen, in Fabriken, im Gastgewerbe, im Einzelhandel, in Büros, in den Krankenhäusern, an den Universitäten, im Transport, in Haushalten ... 50 Jahre lang haben wir an vielen Stellen gehackelt und uns auf vielen Sprachen verstanden – auch, aber nicht nur auf Deutsch. Das zählt nicht mehr? Nun gilt: AI-Prüfungen, BI-Nachweise, CI-Zertifikate – überall Deutsch! Wer kein Geld, keine Kraft und keine Zeit hat, nach Dienstschluss auch noch für die BI-Deutschprüfung auf Maturaniveau zu lernen, kann nicht mal mehr sicher sein, in diesem Land bleiben zu dürfen. Politische Rechte rücken in immer weitere Ferne. Der in Austria lebenden Mehrheit mit dem richtigen EU-Pass stehen viele Rechte ganz ohne Überprüfung ihrer Sprachkenntnisse zu, während alle anderen Deutsch-Prüfungen bestehen müssen. Da diesen neuen Pflichten kein entsprechendes Gratis-Deutschkursangebot gegenübersteht, handelt es sich zudem um eine Sonderbesteuerung. Der Sprachunterricht in den Erstaufnahmestellen für Asylwerber\_innen reicht nicht einmal dazu aus, um auf Deutsch durch den Alltag zu kommen, geschweige denn, um sich in Gesprächen mit der Fremdenpolizei behaupten zu können. Durch die Sprache als Schallmauer wird den Migrant\_innen einmal mehr gezeigt: Ihr habt in Austria nie dazugehört und ihr werdet nie dazugehören.

Dafür werdet ihr in Austria immer an allem Schuld sein. Neuerdings seid ihr auch Schuld an der Bildungsmisere. Ausgerechnet der Mythos einer bildungsverweigernden, pisaversauenden Parallelwelt soll den Deutschzwang begründen. Im Blockieren von Bildungszugängen und Auseinanderdividieren von angeblich bildungsnahen und -fernen Schichten besteht das österreichische Bildungssystem jede Prüfung mit Auszeichnung. Hingegen gibt es ein Nichtgenügend nach dem anderen für die Bekämpfung von sozialen Ungleichheiten, dem Bereitstellen ausreichender Sprachlernangebote und der Förderung von Erstsprachenunterricht.

### **Österreich ist ein EIN-WAN-DER-UNGS-LAND, fasstest me?!**

Besonders miserabel ist die Bildungspolitik im Innenministerium aufgehoben: Sie schreibt nicht nur Deutschpflicht fest, sondern schafft auch eine diffamierende Sprache gegenüber Asylsuchenden: "Asylmissbrauch", "Scheinasylant\_innen", "Illegale" und als letzter Schrei "Ankerkinder". Statt die Lebensbedingungen von Flüchtlingen zu thematisieren, hagelt es verbale Untergriffe.

Parallel dazu sieht sich Övustyria vom kulturellen Untergang bedroht: Koroška ist durch die Slowenisierung und ein paar zweisprachige Ortstafeln bereits todgeweiht. Nun ist wieder Vityana

dran, muss wieder geschützt werden, diesmal ohne Stadtmauer – dafür mit Pflicht dort und Zwang da! Wehe wir bestellen unser Brot auf türkçe oder na našem und der\_die Verkäufer\_in wagt es, auf türkçe oder na našem zu antworten. Aufregung, Skandal, die Wiener Lebensart geht flöten!

Nix da! Wie Kärnten immer schon auch Koroška war, war Wien immer schon ein Stück Beč, Bech, Bécs, Dunaj, Vídeň, Viena, und Viyana. Das Problem ist nicht die Vielfalt an Sprachen, sondern der Versuch des Regierens über Menschen mittels Sprache, mittels Sprachherabwürdigung, mittels Sprachaberkennung, mittels Sprachzwang, mittels Sprachzertifikaten.

### **Wir sprechen gerechtisch, lustisch, politisch und kämpfisch. Rozumiješ mi?**

Wir lassen uns nicht eindeutschten. Wir sind hier und reden mehrsprachig! Auf der Straße mit Slang und eigenem Akzent, in der Arbeit gscheit, in der Schule gleich in mehreren Sprachen und wie wir es für angebracht halten, wie es uns passt. Weil es unser Recht ist und unsere Freude, und weil Sprache das Mittel ist, mit dem wir uns zur Wehr setzen!

Gleiche (Sprachen-)Rechte für alle!

Raise your voice!

Sprachstreik now!

QUELLE: <http://www.lmaerz-streik.net/> [20.6.2012]

## TRANSVERSALE POLITIKEN. VERHANDLUNGEN VON POSITIONEN UND POSITIONIERUNGEN IN DER ANTIRASSISMUSARBEIT

Auseinandersetzungen mit Fragen nach Gleichheit und Differenz haben eine lange Geschichte innerhalb politischer Theorie und Praxis. Diese lassen sich u.a. im größeren Kontext von Neuen Sozialen Bewegungen und Anerkennungsbewegungen verorten, speziell in den Arbeiten von *Women of Color* und *Schwarzen Feminist\_innen* sowie queeren und postkolonialen Theoretiker\_innen und Aktivist\_innen. Diese sehen sich oft vor das Dilemma gestellt, dass sowohl das Hervorstreichen von Differenzen, als auch das Postulat der Gleichheit Gefahr laufen, soziale Kategorien und Machtverhältnisse zu (re-)produzieren. Während es auf theoretischer Ebene viele Annäherungen an dieses Spannungsverhältnis gibt, fehlen Dokumentation und Analyse der konkreten politischen Praktiken. Die vorliegende Arbeit möchte einen Beitrag dazu leisten, diese Lücke zu schließen.

Den Kontext meiner Forschung bildet die migrantische Selbstorganisation „1. März – Transnationaler Migrant\_innenstreik“. Die Gruppierung kann als Plattform für politische Akteur\_innen beschrieben werden, die jenseits von *Identitäten*, Identifizierungen und Zugehörigkeiten gegen Rassismen eintreten. Dabei geht es dem Transnationalen Migrant\_innenstreik um eine provokante, kreativ-subversive Intervention in die Diskurse und Strukturen der Mehrheitsgesellschaft.

Der Fokus dieser Arbeit liegt auf der Frage, wie Prozesse der Zusammenarbeit in antirassistischen Gruppen gestaltet werden können, um Diskriminierungen aufgrund von Differenzen anzuerkennen, aber Differenzen nicht zu essentialisieren. Diese Form der Zusammenarbeit bezeichnet Nira Yuval-Davis (1997) als transversale Politik. Gleichzeitig frage ich, welche Rolle (selbst gewählte) Positionierungen sowie (zugeschriebene) gesellschaftliche Positionen von Personen für die Zusammenarbeit spielen.

Diesen Fragen ging ich im Rahmen einer kultur- und sozialanthropologischen Forschung nach, die sich methodisch an der Grounded Theory orientierte. Während meiner ca. neun-monatigen Feldforschung nahm ich an zahlreichen Treffen des Transnationalen Migrant\_innenstreiks teil und führte sieben qualitative halb-strukturierte Interviews durch.

Durch die Forschung konnten drei relevante Ebenen identifiziert werden. Die erste Ebene behandelt das gemeinsame Wir des Transnationalen Migrant\_innenstreiks, die zweite fragt nach Zugehörigkeiten und damit verbundenen gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen, und die dritte nach den konkreten Formen transversaler Politik. Die Ergebnisse zeigen, dass den unterschiedlichen Formen von Diskriminierung mit je unterschiedlichen Strategien begegnet wird. Dazu zählt die strategische Übernahme von Repräsentationsfunktionen durch Migrant\_innen, Versuche der (spielerischen) Differenzierung von Selbst- und Fremdzuschreibungen, solidarische Positionierungen in Situationen von Diskriminierung sowie der Grundsatz unterstützende Arbeit zu leisten und keine Stellvertreter\_innenpolitik zu machen. Dabei manifestiert sich auch, dass neben Zugehörigkeiten im Sinne von Positionen auch Zugehörigkeiten im Sinne von politischen Positionierungen sowie gegenseitigem Vertrauen und emotionalen Verbindungen eine wichtige Rolle spielen.

Die Analyse veranschaulicht die Vielschichtigkeit und Interdependenz von Differenzen und Zugehörigkeiten, aufgrund derer Strategien der Zusammenarbeit immer nur als situativ und temporär begriffen werden können.

## TRANSVERSAL POLITICS. NEGOTIATING POSITIONS AND POSITIONALITIES IN ANTIRACIST STRUGGLES

Debates about equality and difference have a longstanding history within political theory and practice. These have always been prominent in the context of New Social Movements, particularly in the works of *Women of Color* and *Black Feminists*, as well as queer and postcolonial theorists and activists. Many find themselves confronted with the difficulty that both the promotion of difference and the promotion of equality run the risk of (re-)producing social categories and power relations.

What is lacking from these debates is documentation and analysis of the practices employed by political groups who try to overcome the dilemma. This thesis aims at contributing to closing this gap.

My research focused upon the political activism of a migrant self-organised protest called the „1st of March – Transnational Migrant Strike“, based in Vienna. The initiative can be described as a heterogeneous non-ethnic platform for antiracist activism that transcends *identities*, identifications and belongings. Thereby the activists seek to produce provocative, creative and subversive interventions in the discourses and structure of the majority society.

The research addresses the question of how processes of activist cooperation can be shaped that acknowledge differences while avoiding the pitfall of essentialising these differences. This form of cooperation is what Nira Yuval-Davis (1997) refers to as transversal politics. At the same time I also ask what role (self-chosen) positionalities and (ascribed) social positions play in transversal politics.

These questions are pursued in the context of an anthropological field-study. Methodologically guided by the principles of Grounded Theory, I accompanied the group for nine months as an activist and researcher, took part in meetings and actions, and conducted seven semi-structured interviews.

The thesis approaches the stated research questions on three levels. The first level examines notions of a collective “We”; the second looks at types of belonging and how these are connected to societal mechanisms of exclusion; the third looks at specific strategies of transversal politics. The results show that activists adopt a diverse range of strategies to tackle the different forms of discrimination against migrants. These include measures often termed as strategic essentialism, e.g. the decision that migrants should take over representative functions, but also the play with ascriptions and self-ascriptions, the importance of solidary positionings and supportive work and the principle of avoiding proxy activism. What is also shown is that group belonging is not so much constituted by people’s social positions (e.g. migrant – non migrant), but rather by the active positioning they choose as well as emotional ties and ties of mutual trust.

The analysis illustrates the complexity and interdependency of differences and belongings due to which strategies of transversal politics can only be conceived as situational and temporary.

## VERONIKA SIEGL

Geb.: 18.04.1985 in Wien.

### Bildungsgang:

2003	Matura am BRG Rainergasse, Wien
2004/5	Studium Sozialanthropologie, University of Manchester, UK.
2005 bis 2011	Studium Internationale Entwicklung (Bachelor), Universität Wien.
2005 bis 2012	Studium Kultur- und Sozialanthropologie (Diplom), Universität Wien.

### (Arbeits-) Erfahrungen:

30.8. – 10.10.2006	Praktikum bei InWEnt (Internationale Weiterbildung und Entwicklung GmbH), Abteilung für Bildung, in Köln, Deutschland.
18. – 25.2.2007	Studienfahrt nach Bosnien Herzegowina, im Rahmen eines Proseminars der Internationalen Entwicklung.
Juli 2007	einmonatiges Praktikum bei der Asylkoordination.
23.4. – 8.5.2008	Studienfahrt nach Usbekistan, im Rahmen des Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie.
Juli 2008	einmonatiger Russischkurs in St.Petersburg, Russland.
Okt. 07 – Dez. 08	freie Mitarbeit beim Verein Ute Bock, im Bereich Veranstaltungsorganisation (Hauptverantwortliche für die im Nov. 08 in Wien stattgefundenene Konzertreihe Bock auf Kultur 08 – <a href="http://www.bockaufkultur.at">www.bockaufkultur.at</a> ).
März – Mai 2009	Praktikum beim Institut für Friedenssicherung und Konfliktforschung, LaVAk Wien.
Seit Juni 09	Co-Veranstalterin des monatlichen Dokumentarfilm- und Diskussionsabends „FRAME_in. doc_ment_in genderf*ck_in“, im Schikaneder-Kino, Wien – <a href="http://framein.wordpress.com">http://framein.wordpress.com</a> .
Seit Okt. 09	Redakteurin der Zeitschrift „PARADIGMATA. Zeitschrift für Menschen und Diskurse“ (Redaktion, Lektorat, Layout) – <a href="http://www.paradigmata.at">www.paradigmata.at</a> .
Juli/ August 2010	zweimonatiger Türkischkurs in Bursa, Türkei.
Seit April 2011	Mitarbeit im Barkollektiv des Frauen*cafés.
Seit Sept. 2011	Aktivistin von „1. März – Transnationaler Migrant_innenstreik“.
13./14. Juli 2012	Teilnahme am Workshop „Social Justice“, unter der Leitung von Leah C. Czollek und Gudrun Perko (Gesellschaft für politische Bildung, Wien).